Karl Berger

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken

Zwölf Bilder aus
Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich

von

Karl Berger

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1918

By

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copr. München 1918. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

Vorwort

Die hier gesammelten Charakterbilder und Betrachtungen sind zum Teil als Vorarbeiten zu meiner Schillerbiographie entstanden, zum andern aus einer immer wieder erneuten Beschäftigung mit dem Dichter und seinem Zeitalter, seinem Wirken und seinem Nachwirken hervorgegangen. Sie umfassen fast ein ganzes Jahrhundert, etwa von 1730 bis zu den Jahren der Befreiungskriege, und spiegeln in buntem Wechsel und doch in einer gewissen fortschreitenden Folge die Zustände, Verhältnisse, Anschauungen und Kräfte, die jenes Zeitalter zum zugleich unseligsten und erhabensten in der Geschichte des deutschen Volkes machten. Gegenüber absolutistischer Fürstenwillkür und alles unter ihre Verstandesregeln zwingender Aufklärung sehen wir unter dem Einfluß der Empfindsamkeit neue Lebensgefühle entstehen; mit einem neuen Selbstgefühl erwacht die ihrer Würde bewußte Persönlichkeit, an Stelle der gesellschaftlich und politisch herrschenden Kreise übernimmt das aufstrebende Bürgertum mehr und mehr die geistige Führung. Aber gerade die bedeutenden Geister, die führenden Persönlichkeiten finden in ihrer engen Umwelt nichts, was ihrem enthusiastischen Streben genügen könnte, und so schwärmen sie in unbegrenzte Weiten, entwickeln Humanitätsideale und werden Weltbürger, weil ihnen Staatsbürger in vollem Sinne des Wortes zu sein nicht vergönnt ist. Der Verlauf der zuerst mit Begeisterung begrüßten französischen Revolution bringt dann den meisten eine heilsame Ernüchterung. Aber der Begriff der Nation, der Gedanke des Vaterlandes, das Bewußtsein der Staatsnotwendigkeit dringt ganz und lebendig erst durch in der Zeit der Not, und die so lange getrennten Strömungen deutscher Bildung und politischer Gesinnung vollenden ihre Vereini-

gung in der Heldenzeit der Befreiungskriege. Der weltbürgerliche Idealismus klärt sich ab zum nationalen Idealismus; nur auf der sicheren Grundlage des sorgsam gewahrten Volkstums und eines freien, geeinten Staates erscheint von da ab ein Wirken auch für die „Menschheit" möglich. Schiller ist vor diesen Entscheidungen dahingegangen, aber sein Geist war auch in den Männern der Befreiungszeit lebendig und beteiligt an ihren Taten. Auf jeden Fall erscheint er als einer der wirksamsten Vertreter jener gewaltigen Geistesbewegung, die zur deutschen Wiedergeburt führte: der Wille, der in ihm lebte, das Vertrauen in das Ideal, das ihn in seinem Lebenskampfe aufrecht hielt, hat in den Jahren 1813—15 einem ganzen Volke vorangeleuchtet und zum Siege verholfen.

Im Jubiläumsjahre 1913 sind viele Bücher zum Preise der Befreiungskämpfer und ihrer Taten erschienen, — keines aber, das die Voraussetzungen des Erlösungswerkes darzustellen unternähme. Wenn auch das vorliegende Buch diese Lücke nicht ausfüllen will, so kann es doch in den großen Prozeß hineinschauen lassen, dem wir das Werden einer neuen Zeit verdanken. Dem tieferen Geschichtsblicke wird dabei nicht verborgen bleiben, daß auf der künstlerisch-ästhetischen und sittlich-philosophischen Kultur des deutschen Idealismus auch der spätere politische Aufbau mitsamt der Rüstung und Ordnung und Unterordnung unseres wehrhaften Volkes ruht; daß jener geistigen Welt im letzten Grunde alle persönlichen und nationalen Kräfte entstammen, die als wahres Freiheitsgefühl, opferwillige Hingabe ans Ganze, unbedingter Siegeswille und felsenfester Glaube das deutsche Volk befähigen, einer Welt von Feinden, ausharrend bis zum vollen Siege, Trotz zu bieten.

Darmstadt, 18. Januar 1918.

Dr. Karl Berger.

Inhalt

Seite

Herzog Karl Eugen von Württemberg 1
(Deutsche Welt. Wochenschrift der Deutschen Zeitung 1903, Nr. 24, 25.)

Graf Reinhard (Ein Lebensbild aus der Zeit des weltbürgerlichen Idealismus) 30
(Deutsche Welt. Wochenschrift der Deutschen Zeitung 1903, Nr. 43, 44, 46, 47.)

Schillers Vetter 90
(Deutsche Welt. Wochenschrift der Deutschen Zeitung 1903, Nr. 16.)

Auf Schillers Spuren in Schwaben 114
(Der Türmer 1903, Heft 12.)

Schillers „Doppelliebe" 143
(Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins: Marbacher Schillerbuch III, 1909.)

Aus Jenas Schillerzeit 168
(Deutsche Welt. Wochenschrift der Deutschen Zeitung 1905, Nr. 36.)

Schiller und die französische Revolution 194
(Frankfurter Zeitung 1908, Nr. 313, 314.)

Schillers Kulturideal in seinem Werden und Wesen (Zum 10. November 1909) 208
(Frankfurter Zeitung 1909, Nr. 309.)

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken:

I. Schiller und Kleist. (Festrede zum Geburtstage des Dichters, gehalten im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. am 12. November 1911) 223
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main 1912.)

II. Wilhelm und Karoline von Humboldt 254
(Westermanns Monatshefte 1910, Heft 9.)

Johann Gottfried Seume (Zur Erinnerung an seinen hundertsten Todestag) 292
Deutsche Welt. Wochenschrift der Deutschen Zeitung 1910, Nr. 37.)

Marschall Vorwärts (Eine biographische Charakteristik) 312
(Velhagen und Klasings Monatshefte 1913, Heft 11.)

Zu Theodor Körners hundertstem Todestag 329
Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau 1913, Nr. 197, 198.)

Die Sänger der Befreiungskriege 345
(Leipzig 1913, Johannes M. Meulenhoff Verlag.)

Herzog Karl Eugen von Württemberg

Aus Schillers Lebensgeschichte kennt jeder gebildete Deutsche den Herzog Karl Eugen von Württemberg, den Stifter, Erhalter und Leiter der vielberufenen Karlsschule. Für den jungen Schiller ist der herzogliche Erzieher und Dienstherr von folgenschwerer Bedeutung geworden: er hat in dessen erste Entwicklung rücksichtslos eingegriffen, er hat den Geist seines „Geschöpfes" mit despotischer Willkür zu formen, zu lenken und zu bestimmen versucht und doch in dem jungen Genius nur die Kräfte geweckt und gestärkt, die ihn auf eigener Bahn zu selbstgesteckten Zielen tragen sollten: unter Druck und Zwang reifte die Kraft des Widerstandes und der Auflehnung, jene Stimmung, aus der die „Räuber" geboren worden sind; im Konflikt mit dem herrischen Willen des fürstlichen Zuchtmeisters erhob sich siegreich jener Schaffens- und Freiheitsdrang, der alle Fesseln sprengte und den vergewaltigten Dichter in völliger „Entschwäbung", unter Verzicht auf die Heimat und eine gesicherte äußere Existenz, seinen inneren Beruf wahren hieß. Aber in diesen mehr negativen Wirkungen ist der Einfluß des herzoglichen Erziehers auf den Dichter nicht beschlossen: dieser nahm aus der frühen Anschauung fürstlichen Wesens eine Fülle von Eindrücken mit, die vor allem dem Dramatiker in der Darstellung großer Verhältnisse, in der Gestaltung „königlicher" Erscheinungen zugute kommen sollten. Schon in der weltmännischen Vornehmheit und Sicherheit des Fiesko tritt es zutage, daß Erfahrung der gestaltenden Phantasie des Dichters zu-

grunde liegt. Aber auch weiterhin, im Don Karlos, im Wallenstein, in der Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und zuletzt noch im Demetrius, zeigt sich jene sichere, eingelebte Anschauung fürstlichen Wesens, die dem genialen Sprößling ehrsamer Bäckersfamilien frühe zuteil ward.

Alle diese Beziehungen, die den Herzog mit dem Dichter verbinden, würden für sich allein schon genügen, seinem Wesen und Wirken die Teilnahme der Forscher zu sichern, solange die Ergründung von Schillers Leben und Schaffen ein unerläßliches Stück deutscher Wissenschaft und Bildung sein wird. Doch, auch ganz abgesehen von dem Verhältnis zu dem größten Sohne seines Volkes, ist Herzog Karl eine merkwürdige fürstliche Persönlichkeit, eine der interessantesten unter den vielen seltsamen Gestalten, die aus der Werkstätte des 18. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Wie dieses Jahrhundert selbst, ist er reich an Gegensätzen und Widersprüchen, ja der Widerspruch sowie die Buntheit der Kontraste machen seinen eigentlichen Charakter aus. Die verwickelte, sprunghafte Natur dieses echten Kindes einer widerspruchsvollen Zeit entzieht sich hartnäckig jeder schablonenhaften Beurteilung und verführt doch immer wieder den, der nicht die bunte Fülle der Gegensätze auf einmal überblicken und das einigende Band herausfinden kann, zu einseitigen Abschätzungen. Tausend Schlagworte scheinen zu passen, je nachdem man die Sache und die Person betrachtet, und doch stimmt keines ganz. Vom Standpunkte unseres heutigen menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Fühlens und Denkens bleibt der Herzog uns ganz unbegreiflich, aber das gilt schließlich von jeder charakteristischen Persönlichkeit einer abgelaufenen Epoche; doch auch aus dem Gesichtswinkel seiner eigenen Zeitgenossen, verglichen mit

anderen Vertretern des Jahrhunderts des aufgeklärten Despotismus, bietet sein Wesen der Erklärung Schwierigkeiten genug. Aber das macht ihn ja gerade „interessant". Schon das Urteil der Mitwelt über den Herzog und die verschiedenen Abschnitte und Ergebnisse seines Wirkens schwankte oder ergoß sich in Widersprüchen. Nehmen wir nur seine Lieblingsschöpfung, die Akademie: ein Mann wie der Dichter und Journalist Christian Schubart sprach von einer „Sklavenplantage", einer „Seelenfabrik" und spitzte gegen ihren Stifter sein Epigramm:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Manche Eltern und Zöglinge erhoben die heftigsten Anschuldigungen gegen die herzogliche Anstalt, im Lande selbst hatte sie an den Ständen und der Universität Tübingen scharfe Gegner. Andererseits strahlte ihr Ruhm in alle Lande hinaus und zog fremde Besucher und Gäste aus ganz Europa herbei.

Und ähnlich wie der Anstalt erging es dem Stifter selbst: den einen war er verhaßt, verabscheuungswürdig, eine Geißel Gottes, den anderen trotz aller Vergewaltigung und alles Verletzenden ein ehrfurchtsvoll verehrter, ja geliebter Vater des Vaterlandes. Auch in der Geschichtschreibung schwankt sein Charakterbild bis auf den heutigen Tag zwischen Unter- und Überschätzung hin und her. Nur bei seinen Schwaben selbst, im eigentlichen Volke, scheint sein Andenken von allen Flecken gereinigt: im Herzen des Volkes lebt er weiter, eine von Humor und Sage umwobene, halbmythische Gestalt

der Held von heiteren Geschichten. Ja, selbst dem geschichtlich gebildeten Schwaben wird es schwer, seinen „Karl Herzich" nicht als einen untadeligen Helden preisen zu dürfen. „Und 'n ganzer Kerl war er halt doch!" — so schloß Karl Weitbrecht immer wieder seine Rede, als wir uns einst bei einem Gang nach der Solitude lebhaft über die Person des merkwürdigen Fürsten auseinandersetzten. Und in der Heilbronner „Gräßlegesellschaft", in der auch David Friedrich Strauß verkehrte, trieb man lange einen wahren Kult mit dem „Schillerherzog". Auf Anregung des Arztes Dr. Sicherer, den Strauß eine „Kernnatur" nennt, wurde der Herzog im Jahre 1846 feierlichst zum Schutzpatron des „Herbulanum" ernannt, und Sicherer, der „Imperator Herbulani", weihte der Verehrung Karls in seinem Hause ein eigenes Zimmer, das er mit Büsten und Bildern des Herzogs und der Franziska von Hohenheim schmückte. Was der „alte Fritz" dem Altpreußen, das war und ist der „Affe Friedrichs des Großen", wie Herzog Karl auch genannt worden ist, dem Altwürttemberger. Es muß von seiner Persönlichkeit ein großer Zauber ausgegangen sein, daß er sich in dem Herzen seines Volkes so fest setzen konnte.

Wollen wir das Wesen und Wirken des Herzogs verstehen, so müssen wir das Erbe kennen, das er angetreten hat. Wir müssen uns erinnern, daß der Dreißigjährige Krieg, ein Menschenalter voll Blut, Brand und Mord, das bereits durch frühere Vorgänge angelegte Verderben auf allen Gebieten des nationalen und persönlichen Lebens in Deutschland vollendete. Dieselben Ursachen aber, die den Verfall herbeigeführt hatten, machten ein absolutes Fürstenregiment nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Aus eigener

Kraft vermochte das Volk sich nicht mehr zu erheben; in seiner wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Kraft gebrochen, sah es sich auf die landesherrliche Gnade und Gunst angewiesen. Der Fürst mit seinem Hof ward die Quelle alles Lebens und Gedeihens. Der Absolutismus hätte nur segensreich wirken können, wenn die Gewalthaber sich überall pflichtgetreu nach der patriarchalischen Weise tüchtiger Ahnen dem Wohle ihrer Länder und Ländchen gewidmet hätten. Aber nur einzelne wenige Fürsten blieben dem Beispiel alter landesväterlicher Sorgsamkeit treu; die meisten konnten sich dem berückenden Vorbild, das der bourbonische Königshof seit Ludwig XIV. gab, nicht entziehen. Großmachtbewußtsein und ihm entsprechende prahlerische Prachtentfaltung, taumelnder Sinnengenuß und tolle Sittenlosigkeit, rücksichtslose Vergeudung der Volkskraft und maßlose Überhebung beherrschten bald alle deutschen Fürstenhöfe, und keinem dieser kleinen Nachahmer der französischen Ludwige kam das Mißverhältnis zwischen ihrer Großmannssucht und der Armseligkeit ihrer oft nur ein paar Geviertmeilen umfassenden „Staaten" zum Bewußtsein; keiner dachte daran, daß für die Gebieter winziger und noch dazu verarmter Länder eine Lächerlichkeit und ein Frevel war, was bei ihrem Herrn und Meister immerhin als Ausdruck wirklich imponierender Majestät gelten konnte. Das Schlimmste an der Sittenverderbnis der Höfe aber war, daß diese fortwirkend alle Volkskreise ansteckte und vergiftete.

Diesem Verderben widerstand Württemberg mit am längsten und zähesten. „Der Väter alte Sitte" blieb in Geltung und Wirksamkeit bei Fürst und Volk: wie Bürger und Bauern sich trotz immer wiederkehrender Franzoseneinfälle aus Armut und Elend emporarbeiteten, so förderten die Herren des Landes

auch nach dem Westfälischen Frieden als gute Hausväter den Wiederaufbau des verwüsteten Landes, die wirtschaftliche und sittliche Wohlfahrt des Volkes. Ein jäher Wechsel trat ein, als gegen Ende des 17. Jahrhunderts der junge Herzog Eberhard Ludwig die Regierung des rund 350000 Seelen zählenden Volkes antrat. Während das von den alten Wunden noch nicht geheilte Land durch die Kriege Ludwigs XIV. aufs neue schwer heimgesucht ward, ergriff der vom Taumel fürstlicher Selbstherrlichkeit Erfaßte statt der allgemeinen Wohlfahrt die wahre „splendeur" seines Hauses und Hofes als höchste und einzige Regentenaufgabe. Ein kostspieliger Hofstaat mit einem Oberhofmarschall, mit Zeremonienmeistern, Kammerherren und Kammerjunkern, samt einem ganzen Troß von Hofbeamten und Hofdienern wurde jetzt zum ersten Male eingerichtet, eine steife Etikette und schwulstiges Titelwesen eingeführt. Da der schwäbische Adel reichsunmittelbar war, verschmähte er es, in Stuttgart zu antichambrieren, und deshalb wurden mit großen Opfern fremde Adelige, besonders aus Mecklenburg, ins Land gezogen. Unter ihnen kam auch das berüchtigte Fräulein von Grävenitz, spätere Frau von Würben, die als des Herzogs Mätresse durch zwanzigjährige rechtsschänderische Ausbeutung des Landes sich den Namen der Landesverderberin erworben hat. An Stelle eines Meierhofs wurde mit ungeheuren Kosten eine neue, prunkvolle Residenz für die Nebenherzogin, Ludwigsburg, erbaut. Um die Kosten für die zahllosen Tanz-, Jagd- und Theaterfeste aufzubringen, wozu die zwei Millionen Gulden rechtmäßiger Einkünfte nicht reichten, griff man zu willkürlichen Steuererhebungen. Als Vorsitzende des „Geheimen Kabinetts" hatte die Grävenitz die höchste Aufsicht

über alle Justiz-, Finanz- und Gnadensachen, und so konnte sie alle Rechte und alle Stellen an den Meistbietenden verkaufen. Wer sich ihr widersetzte, den ereilte ihre Rache, und nur der mannhafte Prälat Osiander weigerte sich standhaft, das Weib in das Kirchengebet aufzunehmen, mit der Erwiderung: „Ohne ihr Angedenken werde kein Vaterunser gebetet. Wir beten alle Tage: Herr, erlöse uns von dem Übel." Ihre Helfershelfer fand sie in einer Anzahl wucherischer Juden, an die gegen hohe Abgaben Handelsmonopole erteilt wurden. An das so ausgesogene Land hingen sich unter dem folgenden Herzog Karl Alexander noch schlimmere Blutegel; die Zeiten des Josef Levi Süß Oppenheimer waren gekommen, des durch Wilhelm Hauffs Novelle verewigten „Jud Süß", der als Geheimer Finanzrat die gesamte Steuer- und Geldwirtschaft des Staates verwaltete und durch Ausplünderung des Volkes seinem Herren die Mittel lieferte, seiner Liebhaberei für Soldaten, Mätressen und Pomp zu frönen. Nach kaum vierjähriger Regierung starb Karl Alexander (1733—1737) eines plötzlichen und, wie das Volk glaubte, geheimnisvollen Todes. Ihm folgte sein ältester, 1728 geborener Sohn Karl Eugen.

Erst im Jahre vor seines Vaters Tod, 1736, war der Erbprinz, auf wiederholte Vorstellungen des landschaftlichen Ausschusses, in sein Heimatland gebracht worden: bis dahin hatte ihn Karl Alexander, der vor seinem Regierungsantritt als General in kaiserlichen Diensten katholisch geworden war, zu Brüssel im Hause seiner Schwiegermutter, einer Fürstin von Thurn und Taxis, durchaus französisch erziehen lassen. In Stuttgart kam das deutsche Element in der Erziehung natürlich mehr zur Geltung, aber ein Widerspruch blieb

es, daß der zukünftige Fürst eines durchaus protestantischen Landes „in dem allein wahren christkatholischen Glauben", wenn auch mit Betonung „gleichmäßiger christlicher Liebe" gegen die Bekenner anderer Konfessionen, erzogen wurde. Und stärker als alle Erziehungspläne und -vorschriften, die auf einen wohlgesitteten Mann, einen großmütigen und gerechten Fürsten abzielten, wirkte das lebendige Beispiel, das Blut der Vorfahren. Die Ausstrahlungen selbstherrlicher Fürstengröße vor Augen, mußte der junge Prinz am glänzenden, leichtlebigen Hofe seines Vaters nachhaltige Eindrücke empfangen, und auch das galante Leben seiner schönen, lebenslustigen Mutter konnte nur verstärkend auf seine angeborene Neigung zu wildem Lebensgenuß wirken.

Der Heimat und dem mütterlichen wie allen katholischen Einflüssen wurde der Prinz mit seinen beiden Brüdern mehrere Jahre nach des Vaters Tode dadurch entzogen, daß er auf Betreiben der vormundschaftlichen Regierung und im Einverständnis mit der strengkatholischen Herzogin-Mutter, die sich davon politische Vorteile für sich und ihre Söhne versprach, an den Hof Friedrichs des Großen nach Berlin kam.

Der junge Preußenkönig war noch nicht lange als Sieger aus dem ersten schlesischen Kriege zurückgekehrt, als die Schwabenprinzen Ende des Jahres 1741 in Berlin eintrafen. Das von König Friedrich den Prinzen zur Verfügung gestellte „Fürstenhaus", in dem einst Prinz Eugen, Marlborough und der alte Fürst von Anhalt-Dessau gewohnt hatten, erwies sich für den unerwartet großen prinzlichen Hofstaat als zu klein. An seiner Spitze stand der Oberschenk und Kammerherr Schenk von Geyern, ferner gehörten dazu als Hofmeister Oberst von Laubsky, zwei Kammerjunker, ein Leib-

arzt mit 1000 Gulden Gehalt, ein Leibchirurg, ein Informator, ein Sekretär und Kassier, zwei Hofkapläne; dazu kamen drei Edelknaben. Zur Bedienung wurden zwei Köche, vier Kammerdiener, zwei Kammerlakaien, zwei Läufer, zwei Heiducken und vier Lakaien mitgenommen. Weiter wurden für den Oberschenken und Hofmeister je zwei, für die beiden Kammerjunker, den Informator, Leibarzt und Leibchirurgen je ein Bedienter vom Hof verköstigt und gekleidet. Bald traf noch ein Stallmeister mit sieben Kutschern und Reitknechten aus Stuttgart ein, die vier Schul- und drei Handpferde für die Prinzen, zwei Pferde für die Kavaliers, ein Pferd für die Edelknaben, vier Klepper und ein Gespann von acht Zugpferden mit sich brachten. Eine standesgemäße, vergoldete Staatskutsche wurde in Berlin selbst verfertigt. Dieser Hofhalt mußte bald in ein für 1700 Taler gemietetes Haus des Grafen Schwerin in der Wilhelmsstraße übersiedeln, da sich das Fürstenhaus zu klein erwies. Für die Tafel der Prinzen wurden mindestens zwölf Speisen in Aussicht genommen.*

Mit altväterischer Einfachheit waren diese Schwabenprinzen, wie man sieht, nicht eingerichtet. Der Plan für ihren Unterricht und ihre Erziehung wurde von dem württembergischen Geheimrat Johann Bernhard Bilfinger, einem Vertreter der Leibniz-Wolffschen Philosophie, entworfen; unter den Lehrern ragten hervor der Mathematiker Euler und der Jurist Mylius. Aber die strenge Durchführung des vortrefflichen Planes wurde durch allzuviele Abhaltungen unmöglich gemacht. Immerhin besaß der junge Herzog mancherlei

* Diese Notizen sind dem Werke „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit" (Stuttgart 1907) S. 30 f. entnommen.

nützliche Kenntnisse und kavaliermäßige Fertigkeiten, als er nach über zweijährigem Aufenthalt am 8. Februar 1744 die preußische Residenz mit seinem Bruder verließ. Kurz vorher war dem noch nicht ganz Sechzehnjährigen auf Verwendung König Friedrichs von Kaiser Karl VII. die Mündigkeit und damit die Regierungsfähigkeit zugesprochen worden. Dem aus seinen Erblanden vertriebenen Kaiser hatte Friedrich selbst nach Frankfurt geschrieben, daß der junge Herzog von Württemberg, in seiner Bildung den Jahren vorauseilend, vermöge seiner Einsichten, Gaben und Eigenschaften alle Tüchtigkeit besitze, um selbst zu operieren, ja sogar noch größere Staaten zu beherrschen, als diejenigen, die die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe. Nach wenigen Jahren schon mußte König Friedrich es bedauern, daß Karl in einem Alter selbständig geworden sei, in dem sonst die Erziehung junger Leute beginne, und daß er einen Hof von Schmeichlern, gefälligen Dienern und gefährlichen Verführern gefunden habe, die auch ein stärkeres Herz hätten verderben können.

Vor der Abreise ließ der König seinem Schützling in einem versiegelten Umschlag ein Schreiben zustellen, das er erst später öffnen sollte. Darin befand sich ein „Fürstenspiegel oder Anweisung des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg". Der junge Herrscher wird da vor allem zur Selbsttätigkeit und zu treuer Pflichterfüllung ermahnt. „Erwerben Sie sich genaue Kenntnis des ganzen Finanzwesens . . . Die Finanzen sind der Nerv des Staates . . . Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen, überlegen Sie vorher genau das Für und das Wider, dann aber ändern Sie um alles in der Welt nicht Ihren Willen; sonst macht man sich über Ihre

Stellung als Gebieter lustig und betrachtet Sie als einen Menschen, auf den man nicht zählen kann. . . . Güte am unrechten Platze ist Schwäche, wie unangebrachte Strenge, ein schweres Verbrechen ist . . . Denken Sie ja nicht, daß das Land Württemberg für Sie geschaffen worden ist, vielmehr, daß die Vorsehung Sie auf die Welt hat kommen lassen, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie immer dessen Wohlsein Ihrer eigenen Annehmlichkeit vor . . ." Dann rät der König dem jungen Fürsten, Religion durch die Tat zu zeigen in Ausübung aller sittlichen Tugenden, vor allem der Menschlichkeit, der „Haupttugend jedes denkenden Wesens". „Die Religion des Geistes überlassen Sie dem höchsten Wesen. Wir alle sind auf diesem Gebiete blind, durch verschiedene Irrtümer verleitet. Hüten Sie sich daher vor Schwärmerei in der Religion, die zur Verfolgungssucht führt. Wenn arme Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohltaten, die sie den Menschen erweisen, nicht durch Gewalttätigkeiten, die sie an eigensinnigen Köpfen verüben." Der katholische Fürst wird daran erinnert, daß alle seine Untertanen Protestanten sind, denen er Duldsamkeit zeigen müsse. In der Politik wird ihm „behutsame und gleichmäßige Haltung" zwischen seinen Nachbarn Frankreich und Österreich empfohlen; außerdem Treue zum Reich, d. h. zu Karl VII. „Genießen Sie Ihre Jugend ohne Mißbrauch. Opfern Sie einige Jahre dem Vergnügen. Dann denken Sie an Heirat. Das erste Feuer der Jugend paßt nicht für die Ehe, und ihre Treue kommt sich wie gebrechliche Greisenhaftigkeit vor, wenn sie es auf eine Dauer von drei Jahren gebracht hat . . Ehren Sie Ihre Mutter, die Ihnen das Leben geschenkt hat. Je mehr Rücksicht Sie gegen dieselbe üben, desto achtungs-

werter sind Sie. Nehmen Sie immer an, daß Sie selbst im Unrecht sind, so oft Sie mit ihr Streit bekommen. . ."

Der König kannte offenbar seinen jungen Freund, dem er aus politischen Gründen so frühe zur Volljährigkeit verholfen hatte: er gab ihm alle Ermahnungen mit auf den Weg, die seine Charakteranlagen notwendig zu machen schienen. In der Tat hat sich der König nicht in ihm getäuscht, denn Herzog Karl hat zunächst nichts von alledem gehalten.

Im Anfang ließ der junge Herrscher die Leitung der Geschäfte in den Händen tüchtiger, bewährter Räte. Er selbst befolgte von den Ratschlägen des Königs besonders den, „einige Jahre dem Vergnügen zu opfern". Er hatte seine Freude an allerlei Kavalier- und Pagenstreichen, an Mädchen, Festen und Reisen. Aber seine Genußsucht hielt sich noch innerhalb gewisser Grenzen. Mit zwanzig Jahren vermählte sich der Herzog mit einer Nichte König Friedrichs, der Tochter der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die ihm längst als Braut zugedacht war und in die er sich schon während eines längeren Zusammenseins in Berlin verliebt hatte. Herzogin Friederike, eine kalte Schönheit, mit gutem Verstand begabt und geistig wohlausgebildet, war an Pracht und Prunk von Haus aus gewöhnt, und so hätte sie ihren Gemahl in seinem Bestreben, seinen kleinen Hof zum glänzendsten von ganz Europa zu gestalten, wohl unterstützen können. Aber die Ehe ward trotz aller Verliebtheit im Beginn und trotz mancher gemeinsamen Neigung von Jahr zu Jahr unglücklicher: Friederikens Eifersucht, ihr stolzer Eigensinn wollte zu dem heftigen, leidenschaftlichen, derben Wesen des Herzogs nicht passen. Er war leutselig, sie hochmütig. Schon bei ihrer Einfahrt ins Land mußten das die Winzerinnen erfahren,

die ihr in Landestracht, Blumen streuend, zu huldigen kamen: sie warf den Kopf zurück und fragte verachtungsvoll: „Was will das Geschmeiß?“ Nur einmal erwarb sie sich die warme Zustimmung ihres Volkes, als sie ihren katholischen Gemahl bei einem gemeinschaftlichen Aufenthalt in Rom (1753) zu bestimmen wußte, lieber auf die Audienz beim Papste zu verzichten, als sich zum Fußkusse herbeizulassen. Acht Jahre hielt sie es bei Karl aus, dann kehrte sie, im Herbst 1756, ohne ein Herz durch ihr Scheiden zu betrüben, an den Hof ihres Vaters zurück. Ob Untreue des Herzogs oder Unverträglichkeit der beiden Charaktere Schuld an der Trennung waren, ist zweifelhaft; jedenfalls wurde die der Herzogin zugetane, durch Talent und geistige Bildung ausgezeichnete Sängerin Marianne Pirker um eben jene Zeit unter der Anschuldigung, die ehelichen Zwistigkeiten genährt zu haben, auf den Hohenasperg gebracht, wo in achtjähriger Kerkerhaft der Geist der Ärmsten völlig zerrüttet ward.

Schon längst hatte die „schlimme Zeit“ Karls begonnen. Das Blut seiner Väter war in ihm aufgegoren und hatte ihn auf die Bahn rücksichtslosen Sinnengenusses gedrängt. Jetzt, nach dem Weggang seiner Gemahlin, schienen alle Dämme durchbrochen zu sein, und in wildem Strom, wie eine Sturmflut, ergossen sich seine Leidenschaften. Die guten Räte waren teils gestorben, teils verdrängt, schlimme an ihre Stelle getreten. Zu glänzen und zu genießen wurde Karls Lebensdevise. Seine Vorfahren sollten in den Schatten gestellt, seine „Herren Vettern“, die anderen Reichsfürsten, übertroffen werden. Er wollte die erste Oper in ganz Europa, die besten Orchester, die schönsten Ballette, eine der Pariser gleichkommende französische Komödie, den reichsten Marstall haben. Die

gefeiertsten Virtuosen und Künstler Frankreichs und Italiens wußte er durch fürstliche Honorare an seinen Hof zu fesseln.

Von überallher zog ein prassender, nichtstuerischer Adel, über 200 Herren gleich in den ersten Jahren, an Karls Hof, wie die Motten angezogen vom Licht; unter ihnen zwanzig Prinzen und Reichsgrafen. Der gesamte Hofstaat stieg auf 1800 Personen und kostete natürlich eine Masse Geld. Unsinnige Summen wurden aber auch für die täglichen und die außerordentlichen Veranstaltungen verschwendet: bei einem solchen Feste teilte der Herzog einmal Kleinodien im Werte von 50000 Talern aus. Feuerwerke kosteten oft 50000 Gulden an einem Abend, manches Geburtsfest verschlang 3—400000 Gulden. Zauberhafte Gebäude, manchmal nur für die Lust weniger Tage bestimmt, stiegen wie auf Kommando aus dem Boden hervor. Man galoppierte von Fest zu Fest, Tag und Nacht wurden vertauscht, das ganze Jahr hindurch wechselten Bälle, Konzerte, Redouten, Schlittenfahrten, Feuerwerke, Seefeste, Jagden, Reiterfeste, Rennen, venetianische Messen miteinander ab. Eine ungeheure Verschwendung wurde mit dem Bau von Residenz-, Lust- und Jagdschlössern getrieben, in Ludwigsburg wurden neue Stadtteile errichtet, das Schloß vergrößert, gewaltige Parke und Alleen angelegt und ein feenhaft ausgeschmücktes Opernhaus, das größte der Zeit, erbaut. Und nicht zufrieden mit dem, was die Natur in seinem schönen Lande bot, ließ der Herzog mitten im Winter auf Bergen Seen graben, diese mit Wasser füllen und ergötzte sich daran, Hirsche darin zu jagen; er ließ ganze Wälder künstlich erleuchten, inmitten deren dann aus Grotten Heere von Faunen und Satyrn hervorsprangen und in der Mitternachtsstunde wollüstige Ballette aufführten.

An die Stelle seiner Gemahlin traten eine Reihe von Mätressen en titre, die als Abzeichen der Favoritinnenherrschaft blaue Schuhe aus Sammet oder Atlas tragen durften. Die erste war eine Augusta Gardela, die Tochter eines venetianischen Gondoliers, genannt Madame Agathe. Ihr folgten eine Reihe von französischen, italienischen und englischen Theaterprinzessinnen in der Gunst des Herzogs. Außer diesen „offiziellen" Geliebten, die die öffentliche Meinung als notwendigen Bestandteil einer fürstlichen Haushaltung ansah, mußten ihm käufliche Sängerinnen, Tänzerinnen und andere Dirnen stets zu Willen sein. Aber auch die ehrbaren Töchter des Landes waren vor seiner Gier nicht sicher; wenn er eine nicht willig zur Schande fand, mußte ihre Familie seinen landesväterlichen Zorn schwer fühlen. Die Tochter seines Geheimen Rats Volgstädt entführte er von einem Balle, der Vater aber ging 1769 ab, um nur die Schande seiner Familie nicht mehr mit ansehen zu müssen.

Aber nicht nur ein zweiter Louis quatorze, sondern auch ein kleiner Friedrich II. wollte der Herzog von Württemberg sein. In den ersten Jahren hatte er auch im Militärwesen Sparsamkeit gezeigt. Aber Eitelkeit, Ehrgeiz und Prunksucht trieben den Herzog, auch auf diesem Gebiete glänzen zu wollen: sein „Reich" mußte ein Heer haben! „Dem Lüstre seines Hauses gemäß" wuchs diese Armee zuletzt bis auf 17 000 Mann — bei einer Bevölkerung von etwa einer halben Million. Zu Paraden und Festen mochten diese bunt herausgeputzten Truppen gut sein, kriegstüchtig wurden sie nie, da ihr Herr alles, nur keine militärisch-kriegerischen Talente und keinen Funken von Feldherrngeist besaß. Aus der Soldatenspielerei wurde ein Soldatengeschäft und -handel durch

die 1752 zuerst mit Frankreich und 1786 mit Holland abgeschlossenen Subsidienverträge, die zur Teilnahme der Württemberger am Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen und zu verhängnisvollen ostindischen Abenteuern führten. Bekannt sind die Gewaltmaßregeln, mit denen die Landeskinder zur Fahne geschleppt wurden. Einmal wurde gar die Wegnahme aller männlichen Dienstboten befohlen, weil sie ihrem Landesherrn doch lieber dienen würden als Privatpersonen. Und damit den Werbern ja kein „Kerl" entschlüpfe, wurde den geplagten Untertanen, den verfassungsmäßigen Freiheiten zuwider, das Recht der Auswanderung abgesprochen.

Überhaupt wurden die nackte Gewalt und die lügnerische Phrase Regierungsmittel. Jud Süß war ein Stümper gewesen gegen die Beutelschneider, die nun dem Volke Saft und Kraft auspreßten. Die Gewalttätigkeit ging so weit, daß die Landschafts- und Kirchenkassen erbrochen, das Waisengut geplündert, ungesetzliche Steuern mit Zwangsmaßregeln eingetrieben, die Frondienste ins Unerträgliche gesteigert, das Wild rücksichtslos gehegt, die Wälder verwüstet, Beamte zu Zwangsanleihen genötigt wurden.

Am schmählichsten wurde der Dienst- und Titelschacher betrieben. Alle Ämter in Staat und Gemeinde wurden an den Meistbietenden losgeschlagen und, um das Geschäft einträglicher zu machen, ins Ungemessene vermehrt. Selbst Tübinger Lehrstühle waren feil. Auf Zahlungsfähigkeit allein kam es an. Weigerte sich ein Beamter, sich eine andere Stelle zu erkaufen, so konnte ihn der Herzog in die Audienz vorladen und ihm persönlich „Füße machen". Andere Beamte wurden plötzlich entlassen, damit wieder ein Handels-

gegenstand frei wurde. Hatte einer glücklich ein Amt, so mußte er nachzahlen, sobald ein zweiter ein höheres Gebot machte. In Ludwigsburg war eine eigene Schacherbude für diesen schmählichen Handel errichtet. Zum Spott ließ man eines Morgens einen Esel vor der Haustüre anbinden, der einen Zettel am Halse trug mit der Aufschrift: „Ich suche einen Dienst“ ....

An gewissenlosen Helfershelfern hat es dem Herzog bei diesem selbst das Verbrechen nicht scheuenden Willkürregiment nie gefehlt: Graf Montmartin, Philipp Friedrich Rieger und Lorenz Wittleder heißen die schlimmsten und erfolgreichsten dieser Günstlinge, die selbst den ungerechtesten Handlungen noch den Anschein von Volksbeglückung zu geben wagten.

Einzelne Männer, die den Mut fanden, gegen solche Willkür Widerspruch zu erheben, oder die sonst mißfielen, mußten den ganzen Haß des beleidigten Tyrannen fühlen. Er nahm die querköpfigen Landeskinder in seine erzieherische Hand, indem er sie — ich erinnere nur an Moser, Schubart und den in Ungnade gefallenen Rieger — auf Jahre in unterirdische Kerker warf. Wozu waren denn der Asperg und der Hohentwiel da? Gehörten nicht solche sicheren Orte zum Hofstaat der Erdengötter jener Zeit?

Und ein solcher Mann war, was uns heute fast unmöglich erscheinen will, in jener Zeit der politischen Unreife und Kindheit ein populärer und beliebter Fürst! Der naiven Selbstsucht der Regierenden entsprach eben eine noch naivere Auffassung der Untertanen von staatlichen Pflichten und Rechten. Der Schweizer Dichter Haller schrieb schon 1723 unter der elenden Regierung Eberhard Ludwigs in sein Tagebuch: „Also hatte das Land sich seiner Fürsten wenig

zu rühmen, und doch war alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften und nahm die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel an." Nicht minder froh und zufrieden, ja sogar stolz auf ihren Herzog und sein Regiment fand im Jahre 1781 der Berliner Aufklärer Nicolai die Württemberger, wenn sie auch nicht mit allen seinen Anordnungen einverstanden wären. Ja, als freie Bürger glaubten sie, auf die vermeintlich geknechteten Brandenburger von oben herab sehen zu dürfen.

Und in der Tat, seitdem zwischen dem Herzog und den Landständen am 2. März 1770 ein Vergleich zustande gekommen war, hatte sich vieles im Lande gebessert. Mit dem Herzog selbst war eine Wandlung vorgegangen. Durch die langen Kämpfe mürbe gemacht, der tollen Lustbarkeiten satt, wandte er seinen Ehrgeiz anderen Zielen zu. Und das Entscheidende war: in einer Zeit, wo er ruhigeren Freuden geneigt und besseren Einflüssen zugänglich war, kettete ihn zum ersten Male eine tiefere Neigung an ein weibliches Wesen, dessen Einwirkung eine Besserung, wenn auch keinen völligen Umschwung herbeiführen half. Zum erstenmal in seinem Leben erfuhr der Frauenjäger und Dirnenfreund die Macht einer aufrichtigen Herzensneigung, den Zauber echter Weiblichkeit.

Im Mai 1769 hatte der Herzog im Wildbad die einundzwanzigjährige Freifrau Franziska Therese von Leutrum näher kennen gelernt. Ihre anmutige Gestalt, mehr noch der eigentümliche Liebreiz ihres Wesens, in dem sich natürliche Heiterkeit mit einem Zug stillen Wehs mischte, machte sofort Eindruck auf den leicht entzündlichen Fürsten. Den Frauenkenner reizte es, daß sie sich ihm „kalt und unerfahren" gezeigt hatte,

ihm, dem selten eine zu widerstehen wagte. Bald hörte er Näheres von ihren trostlosen ehelichen Umständen, und diese Kunde verstärkte den Gedanken an ihren Besitz. Als ein Mädchen von sechzehn Jahren hatte Franziska von Bernerdin, das fünfte von fünfzehn Kindern eines wenig begüterten schwäbischen Landedelmannes, „ohne alle Liebe, aus bloßem Gehorsam" den reichen, aber häßlichen und bösartigen Freiherrn von Leutrum, Kammerherrn am bayreuthischen Hofe, geheiratet. „Ohne alle Achtung" lebte sie mit dem ihr widerwärtigen Gatten ein freud- und liebloses Dasein. Sie sehnte sich nach Freiheit, Lebensgenuß, um so mehr als die Ehe kinderlos blieb. Diese unglückliche junge Frau ward schon im Spätsommer des Jahres 1770 des Herzogs Geliebte; sie durch eigenmächtiges Eingreifen aus ihren Fesseln für immer zu befreien, entsprach ganz der gewalttätigen Natur ihres fürstlichen Freundes. Vorsehung und Allmacht spielte er gar zu gerne. Indem er sie im Januar 1772 auf sein in Waldeinsamkeit gelegenes Lustschloß Solitude entführte, entzog er sie zunächst den Mißhandlungen ihres eifersüchtigen Gatten. Bald darauf wurde die unglückliche Ehe gelöst. Das Versprechen aber, die Entführte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben, konnte Karl erst im Jahre 1785, fünf Jahre nach dem Tode der Herzogin Friederike, erfüllen, aber er tat es trotz des Einspruchs der römischen Kurie, die die Ehe des katholischen Herzogs mit der geschiedenen Protestantin nicht zugeben wollte. Bereits 1774 hatte Karl seine geliebte „Gehilfin und Freundin" durch Kaiser Joseph zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben haben, und schließlich, nach langen Verhandlungen, gab auch Rom im Jahre 1791 seinen Segen zu der erst verweigerten Ehe.

Die Untertanen durften sich dieses Verhältnisses freuen nach der heillosen Wirtschaft der letzten Jahrzehnte. Die stille, häusliche Frau übte einen mäßigenden Einfluß auf die wilde Natur des leidenschaftlichen Mannes; selbst eine Freundin der Zurückgezogenheit und des Landlebens, wußte sie den vom Festesrausche gerade Ernüchterten an ein einfacheres Leben zu fesseln. Alles, was an Gutem und Bedeutendem in Herzog Karl schlummerte oder verschüttet lag, das keimte nun allmählich zum Lichte empor. Indem sie mit weiblicher Klugheit seinen wechselnden Stimmungen und Launen sich anpaßte, wahrte sie sich doch ihre führende Stellung, um so mehr, als sie nie in Staatsgeschäfte sich zu mengen schien. Natürlich, völlig ändern konnte sie sein Wesen nicht. Oft genug schlug der alte Hang zu Gewalttätigkeit, zu Prunk und Pracht wieder durch. Wenn Karl auch jetzt Tugend nicht immer übte, so stellte er doch gerne Betrachtungen über sie an und gefiel sich in der Rolle des Weltweisen und Volkserziehers. In einem feierlichen Augenblicke, an seinem fünfzigsten Geburtstage (1778), trieb ihn eine Anwandlung von Reue sogar zu einem öffentlichen Bekenntnis seiner Fehler und einem Gelöbnis der Besserung, womit er freilich zugleich sein Volk und seine Beamten zu Vertrauen und Gehorsam heranziehen wollte. Darin lesen wir nach dem Dank für die Güte Gottes, der ihn, den Fürsten, bis dahin „mit guten Kräften und Gesundheit" seine Regentenpflichten habe ausführen lassen: „Da wir aber Mensch sind und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch für das Künftige bleiben müssen, so hat es nicht anders sein können, als daß teils aus angeborener menschlicher Schwach-

heit, teils aus nicht genügsamer Kenntnis und sonstigen Umständen sich viele Ereignisse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzt und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimütig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erde, beständig heilig sein und bleiben sollte. Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode unseres Lebens an. ... Versicherungen allein aber sind unserm landesväterlichen Herzen keine Sättigung ...; Beweise, auf die Rechtschaffenheit des Landesherrn gebaut, werden unserer Sprache die Kraft geben. ...“ Daß dieser mildere Sinn in dem Herzog sich erhielt, verdankte er, wie ausdrücklich auch von unparteiischen Zeitgenossen bezeugt ist, dem Einfluß der Gräfin von Hohenheim.

Für Franziska selbst war es ein gewagtes Unterfangen, einem Manne, der sich zeitlebens in der Liebe so unbeständig erwiesen hatte, ihre Ehre preiszugeben, von ihm ihre ganze Zukunft abhängig zu machen. Sie war sich dessen bewußt; gerade über das, was sie stündlich beschäftigen mußte, hat sie sich aus Lichtenbergs Aphorismen folgende Sätze niedergeschrieben: „Es ist schwer, einen Mann treu und verliebt zu erhalten, und, um figürlich zu reden, ihn, der alle Kleider gesehen, durch ein anders gestecktes Band zu überraschen. Nichts aber ist leichter, als ein ganzes Regiment Liebhaber zu erhalten.“

Sie wußte, daß, wenn Karl ihrer überdrüssig wurde, sie auf die Stufe so vieler Vorgängerinnen, deren „Liebe“ er genossen, sinken mußte: ein Spielzeug rascher Stunden! Ihr einziger Ehrgeiz ging deshalb auf Erhaltung seiner Achtung

und seines Vertrauens. Wie sehr ihr das gelungen ist, mögen einige Stellen aus Karls Briefen an sein „Franzele", sein „Engele aller Engele", seine „tugendsame Freundin und Gehilfin" bezeugen.

Gleich zu ihrem ersten Geburtstag, nachdem sie ihm ihr Geschick anvertraut hat, schreibt er der „tugendsamen, liebsten Freundin":

„Weit über gewöhnliche Lobsprüche, weit über tägliche Wünsche, weit über das, was man dem Haufen vorzusagen pflegt, erhaben, kann Deiner tugendsamen Seele wohl kein reineres, kein passenderes Opfer gebracht werden, als in Dir, tugendsame Frau, das zu erkennen, was Du bist, und Dir die ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nur Deines Gleichen (o seltene Erscheinung) verdienen. Edle Seelen allein sind dieser Erkenntnis fähig: daß doch Dein Beispiel deren viele nach sich ziehen möchte, das wäre so gewiß ein göttliches Geschenk, als Dich eben diese ewige Vorsicht zur Beruhigung meiner übrigen Tage ausersehen ..." In ihrem Kampfe mit den Anklagen ihres Gewissens und der Scheu vor der Welt wird er nicht müde, sie zu erheben und zu trösten, ihr seine Liebe und Achtung zu versichern. Selbst mitten aus seinen Regierungsgeschäften heraus, denen er sich jetzt wieder persönlich mit regem Eifer widmete, schreibt er an sein „herzallerliebstes Franzele" aus Kirchheim am Neckar: „Jetzo stehen zwanzig Personen vor meinem Tisch, um einen Vergleich womöglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein möglichstes tun, um nicht gar zu spät zu kommen, aber ich lasse nicht nach, bis es verglichen ist, ich kann fast nicht mehr reden. Aber schönstes Weible! das Wichtigste: hast Du mich auch gern? Ich habe

hundertmal an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld beloben würdest, ja mein Franzele ist mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin von ganzem Herzen Dein bis in den Tod."

Manchmal versteigt sich das „Papale" sogar zu Versen, so zu einem Geburtstagsgruß:

Auf den 10. Januar:

Allerliebste Freundin!
Ein Streit erregt sich in meinen Gedanken,
Vor wem? Vor Dich, er kennet keine Schranken,
Hochachtung, Freundschaft und Liebe,
Dieses zu denken, werde ich nicht müde;
Nein, keines soll den Vorzug singen,
Dann alles vor Dich, gedenken meine Sinnen;
Ja, ich sage es, und will es wiederholen,
Daß ich in Dir mir alles auserkoren;
Nichts, als einstens nicht mehr leben,
Wird diese Gedanken bei mir aufheben,
Mit einem Wort, mein liebster Schatz,
In meinem Herz hast Du allen Platz.

C. H. W.

Und so fährt er fort mit Liebesbezeugungen und Huldigungen all die Jahre hindurch, bis er ihr wenige Tage vor seinem Tode (1793) schreibt:

„.... Immer werden sie, diese Farben, [womit er ihre Tugend „gezeichnet zu haben" sich freut] schwach bleiben, und Dein edles Herz, über dieses weit erhaben, begnügt sich mit dem inneren Bewußtsein, das nur echte Tugend gewähren kann. Meine Wünsche heute, ich hoffe, teuerste Frau, Du bist davon überzeugt, fließen aus dem reinen Herzen des zärtlichsten Gatten, des treuesten Freundes, des Verehrers Deiner Tugend, Dir davon bei allen Gelegenheiten die tüchtigsten Beweise zu geben, und statt Worte, Taten

sprechen zu lassen. Mit diesen Gesinnungen lebe ich und mit eben diesen Gesinnungen werde ich den Weg einer besseren Welt antreten."

Eitelkeit und die Sucht, vor der Welt zu glänzen, verloren sich natürlich auch in Karls „guter Zeit" nicht. Früher hatte seine ganze Kunstpflege der Ehrbegierde, der Prachtentfaltung und Repräsentation dienen müssen. Daher die Bevorzugung der welschen Künste, die ihrem ganzen prunkvollen Charakter nach sich für die Dekoration des fürstlichen Wesens vorzüglich eigneten. Übersättigt mit musikalisch-theatralischen Genüssen, zugleich auch zu einer vernünftigeren Finanzverwaltung genötigt, wandte er nun seinen Ehrgeiz gediegeneren Aufgaben und Zielen zu. Wirtschaftliche und wissenschaftliche Dinge fanden in dem Herzog mehr und mehr einen eifrigen Förderer: die Obstbaumzucht auf der Solitude, die Gartenanlagen in Hohenheim, die Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek und vor allem Karls Schulgründungen zeugen von diesem neuen Geist. Persönlich in die Schicksale seiner Landeskinder einzugreifen, war immer ein Bedürfnis des Selbstherrschers gewesen. Die Alten ganz nach seiner Willkür zu lenken und zu „veredeln", war ihm nicht immer geglückt. Man mußte mit der Jugend anfangen. Er hatte sich früher seine Soldaten herangezogen, die Lust an diesem Sport war ihm vergangen: er interessierte nur noch vom „nationalökonomischen" Standpunkte. So kam der Herzog darauf, sich der Kinderzucht anzunehmen. Aufklärung war ja das Stichwort der Zeit, nach rechter Erziehung stand ihre Sehnsucht. Neue Methoden und Versuchsschulen wuchsen überall empor. Auch andere deutsche Fürsten beteiligten sich in regem Wetteifer an pädagogischen Experimenten. Das

mußte Karls Ehrgeiz aufstacheln und seinen Tätigkeitstrieb auf ein Feld lenken, zu dessen Bearbeitung ihn von der anderen Seite sowohl die Bedürfnisse seines Naturells als auch praktische Erwägungen drängten. Er mußte sparen, aber zu seinen Bauten und Gartenanlagen in Hohenheim brauchte er Arbeitskräfte — warum sollte er sich statt der kostspieligen Ausländer nicht wohlfeile Handwerker aus seinen Landeskindern heranziehen? Wenn aber Artisten und Handwerker, warum nicht auch seine zukünftigen Offiziere und Beamten? So entstand nach und nach aus einem „Militärischen Waisenhaus" die „Militärische Pflanzschule", aus dieser die „Militärakademie" und schließlich „Karls Hohe Schule", die vom Taglöhnersohne bis zum Prinzen alle Stände, vom Elementarunterricht bis zum Universitätsstudium und zur Künstlerakademie alle Gebiete des Könnens und des Wissens (außer der Theologie) umspannte. Eine Leistung von großartiger Universalität! Und diese gewaltige Entwicklung verdankte die Schule im Grunde nur der Ruhmsucht des Mannes, der seine Schule als eine Musteranstalt von ganz Europa gepriesen wissen wollte; dem Verlangen des Selbstherrschers, sich seine Diener nach seinem Geiste heranzubilden, sie zu seinen „Geschöpfen" zu machen. Ideale der Erziehung lagen ihm fern! Aber die Geister der Aufklärung, die er rief, wurde er nicht wieder los. Indem seine Anstalt die Bildung der Zeit verbreiten half und die Keime neuer Gedanken in die jungen Seelen senkte, entsproß ihrem Boden eine ganz andere Saat, als der Stifter gewünscht hatte: die geistige Bewegung, die von hier wie ein Strom ausging, half die Autorität des unumschränkten Fürstenwillens untergraben, führte das Volk aus der politischen Unmündigkeit schließlich hinaus.

Gerade aus der Akademie sind neben hervorragenden Männern der Wissenschaft und der Kunst, neben tüchtigen Beamten, Offizieren, Ärzten und Kaufleuten begeisterte Anhänger der französischen Revolution hervorgegangen, und vor allem jener Schwabensohn, der „in loderndem Zorne aufstehen sollte wider die Lüge und Unnatur jenes Geschlechts", um sein Volk, das ganze Volk der Deutschen, aus der dumpfen Enge gehaltlosen Philisterlebens auf die Höhen freieren Denkens und Wollens zu führen. Als Seitenstück zur Karlsschule darf die im Jahre 1772 gegründete Ecole des demoiselles betrachtet werden, eine Schule, in der nicht nur Kavalierstöchter ihre Ausbildung unentgeltlich erhielten, sondern auch Tänzerinnen für die herzoglichen Theater herangezogen wurden. Indem der Herzog seiner „Gehilfin" das Protektorat über diese Anstalt übertrug, sicherte er ihr einen Anteil an seinem Schaffen, zugleich aber auch an dem Ruhm, der höheren Mädchenerziehung eine der ersten vorbildlichen Stätten in Deutschland bereitet zu haben.

Auch sonst suchte Karl dem erschöpften Lande aufzuhelfen: er errichtete Fabriken, er schützte Handel und Gewerbe nach seiner Art, er förderte und trieb selbst Landwirtschaft, man sah ihn sogar oft beim Melken der Kühe. Wenn irgendwo ein Feuer ausbrach, so erschien er und leistete tätige Hilfe. Sein „Franzele" reihte sich mit hochgeschürzten Gewändern den Frauen an, welche Wasser reichten. Einmal blieben beide ohne Speise und Schlaf, bis das Feuer gelöscht war. So entstand im Volke der Glaube, er könne das Feuer bannen, ja, er stehe mit dem „Bösen" im Bunde.

Jetzt befolgte er auch den Rat Friedrichs des Großen, dessen Beispiel er immer mehr nachahmte, sich selbst um alle

Vorgänge in seinem Staate zu bekümmern. Auf seinen Reisen oder Spazierritten sprach er vertraulich mit Landmann und Bürger, klopfte ihnen auf die Schulter und unterhielt sich mit ihnen über ihre Familien- und Wirtschaftsverhältnisse. Regelmäßig am Freitag hatte das Volk, hoch und niedrig, wieder freien Zutritt beim Fürsten, um Beschwerden und Bitten vorzubringen. Alle eingelaufenen Berichte und Briefe las er selbst und entwarf die Antworten darauf. Er übte eine genaue Aufsicht über sämtliche Regierungsbehörden und die Landesbeamten. Mit schnellem Blicke erkannte er das Wesentliche und war rasch entschlossen. In den Ausfertigungen haßte er den alten Kanzleistil und die undeutschen Worte. Er selbst unterfertigte deren in seinen späteren Jahren jährlich etwa 12000.

Natürlich sorgte er dafür, daß das Volk von seiner Tätigkeit, seinen Wohltaten und Gnadeakten erfuhr: in Hofberichten und Wochenblättern wurden sie ihm immer wieder aufgezählt. So vergaßen die Leute bald die Gewalttätigkeiten früherer Zeiten, und wenn des Herzogs Hand oft noch schwer genug auf ihnen ruhte, so schien es doch die Hand eines aus Liebe strafenden Vaters zu sein, der seine absolutistische Willkür durch Herablassung und derben Humor erträglicher zu machen wußte.

Auf seinen Reisen, die er auch noch in späteren Jahren unternahm, wußte der Herzog scharf zu beobachten. Früher hatten ihn mehr die Kunstschätze und Lustbarkeiten angezogen, später beschäftigten ihn besonders die moralischen und wirtschaftlichen Zustände fremder Länder. Für seinen nüchternen, scharfen Blick zeugt sein Urteil über England: England, wo der größte Teil der Einwohner in Überfluß schwimmt, vergißt dadurch,

daß über den Wassern draußen Menschen wohnen. Der trockene Engländer geht nicht aus seiner Fassung, vergißt auswärts empfangene Höflichkeiten und erinnert sich kaum des Fremden, den er im Ausland gesehen. Wissenschaften nehmen nicht zu, wohl aber der Luxus. Die Landwirtschaft ist im Stand, die Menge in guten Verhältnissen, die Marine trefflich, das Landmilitär schwach und nicht in der besten Ordnung. Merkwürdig ist auch das Urteil über Frankreich, kurz vor Ausbruch der Revolution: ein mehr als schwacher König, eine allen Ausschweifungen ergebene und mit Recht von der Nation gehaßte Königin, Minister, deren Kenntnisse und Eifer in keinem Gleichgewicht mit ihren Ämtern stehen, das sind die Stützen dieses sinkenden Reiches. Handel, Ackerbau, öffentlicher Kredit, Vertrauen, alles liegt darnieder, innerlicher Bürgerkrieg tritt an die Stelle, und der Nachfolger des gebietenden Ludwig XV. muß sich auf allen Seiten gebieten lassen.

So zeigt sich Karl als ein Mann von rascher Auffassung und treffender Urteilskraft. Er war vielgeschäftig, rascher Entschlüsse fähig, aber ohne rechte Stäte und Standhaftigkeit. Seinem Tatendrang fehlten alle idealen Beweggründe und die großen Ziele. Friedrich der Große sagte, er sei groß im Kleinen und klein im Großen gewesen, und Goethe meinte, man könne dem Herzog „bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen: „indem er auf Schein, Repräsentation und Effekt arbeitete, bedurfte er der Künstler und förderte so mittelbar höhere Zwecke." In einer Regierungszeit von mehr als einem halben Jahrhundert (er starb 1793) entwickelte er sich von einem Herrscher im Stile Ludwigs XIV. zu einem Vertreter des aufgeklärten Despotismus. Er wollte Staatsmann, Feldherr und Philosoph sein, und war doch

von allem nur ein Stück. Er war kein grundsätzlicher Verteidiger der alten Zeit, aber auch kein bewußter Bannerträger der neuen. Und doch half er jene stürzen, diese anbahnen. Überhaupt ließ er sich weniger von Grundsätzen, als von Launen, Einfällen und Stimmungen leiten. Daher das Überstürzen und Überwuchern seiner Pläne, die ihm über den Kopf wuchsen. Für ruhiges Wachstum, für sachliche Behandlung der Dinge hatte der leidenschaftliche Mann keinen Sinn. Weder Worte noch Taten wog er ab, weil er keine Ehrfurcht besaß. Herr zu sein und Ehre zu haben, war sein eigentliches Lebenspathos. Und doch ist er bei allem Scheine der Selbstherrlichkeit immer abhängig gewesen: es kam nur darauf an, ob gute oder böse Geister ihn leiteten. Da Franziska, sein „Engele", die Begleiterin seiner letzten Jahrzehnte war, deshalb sind wir in der Lage, von seiner „guten Zeit" zu sprechen.

Eine Schilderung, die Lavater von Karl Eugen aus dem Anfang dieses besseren Lebensabschnittes gab, als die Stürme der Leidenschaft verrauscht waren, aber seine Kräfte noch ungebrochen wirkten, beschließe diese Studie. Der Schweizer Physiognomiker schrieb an Goethe: „Die originellste oder schönste Mannesbildung, die glücklichste Vermischung von Majestät und Huld — lauter Herzoglichkeit! unerschöpfliche Befruchtungskraft, unersättliche Eitelkeit. Adlersblick! Heldengang! Wirkungsglut! Reflektierendes, vergleichendes Selbstgefühl! — Tod und Leben! Himmel und Hölle!"

Graf Reinhard

Ein Lebensbild aus der Zeit des weltbürgerlichen Idealismus

Im Jahre 1789 gab der weit in der Welt herumgekommene schwäbische Publizist Johann Michael Affsprung, ein Ulmer Schlossersohn, den weder der Schlendrian der heruntergekommenen Reichsstädte noch die weltbürgerliche Teilnahme an den Geschicken anderer Staaten und Völker befriedigte, seiner Sehnsucht nach einem deutschen Vaterlande einen ergreifenden Ausdruck; nach einem Vaterlande, das „die herrschende Gesinnung" hervorzurufen vermöchte, „zur Beförderung seiner Wohlfahrt alle Seelenkräfte anzuspannen und alle Gedanken und Handlungen auf diesen Zweck zu lenken". Aber für diese erhabenste unter allen Arten von Liebe, so klagt der sonst sehr nüchterne Mann, habe es ihm an einem Gegenstand gefehlt, um diese göttliche Flamme in seiner Brust angefacht und bis an den Himmel lodern zu sehen.

In der Tat, so wenig wie die kleinen und kleinsten Gebiete des Reichs, war damals der verflüchtigte Begriff „Deutschland" als politische Gesamtheit danach angetan, jene Empfindungen begeisterter Hingebung zu erwecken. Wie Affsprung dachten und fühlten nur solche, die überhaupt aus der völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Vaterlande zu „patriotischen Phantasien" sich aufrafften. Die meisten der regeren Geister jedoch entschädigten sich für die Enge und Dumpfheit der sie umgebenden Verhältnisse mit schrankenlosem Schweifen und Schwärmen in weltbürgerlichen Weiten. Da kam die französische

Staatsumwälzung und schien auf einmal all diesem Sehnen und Wünschen und Träumen der verbitterten und mißmutigen Deutschen Erfüllung zu verheißen, ihr Menschheitsideal in Wirklichkeit umzusetzen. Die besten Deutschen, kraftvolle Jugend und weiseres Alter, stimmten jubelnd in die Begeisterung der „neuen Franken" ein. Von allen aber, die sich zu dem Wunderglauben der Zeit bekannten, haben nur wenige anders als in ästhetischer Beschaulichkeit an dem Gang der Ereignisse teilgenommen oder gar mit dem rasenden Tempo der französischen Neuerer Schritt zu halten vermocht. Der Königsmord ernüchterte manchen; die folgenden Schreckensszenen, das gewaltsame Auftreten der Franzosen auf deutschem Gebiet, der Wirbelsturm politischer Versuche brachten manches Gewissen in Bedrängnis und zum verzweifelnden Abfall von den eben noch mit heißer Seele erfaßten Idealen der Menschheitsbeglückung und Menschheitsverbrüderung. Nur wenige Schwärmer harrten aus bis zuletzt, andere aber mußten früher oder später ihre zähe Treue für die Sache der „Freiheit" mit Enttäuschungen und moralischen Erniedrigungen, mit Verbrechen oder gar mit ihrem Kopfe büßen. Von allen aber, die sich in den Strudel der Revolution hineinziehen ließen, hat keiner so tätigen, andauernden und einflußreichen Anteil an der Bewegung genommen, keiner so ganz dem fremden Volke aus edelster Begeisterung sich zu eigen gegeben und keiner so sehr im Dienste der neuen Ideen und Männer sein „Glück" gemacht als der schwäbische Pfarrerssohn Karl Friedrich Reinhardt.

Wie kein anderer, ließ dieser zugleich zähe und biegsame Schwabe sein äußeres und inneres Schicksal durch die herrschenden Ideen und die wechselnden Weltereignisse bestimmen.

Er beginnt sein Leben in der Enge eines schwäbischen Pfarrhauses und endigt als Graf und Pair von Frankreich; er umfaßt die Anfänge der Revolution mit stürmischer Begeisterung und doch zugleich mit kühler Beobachtung, macht alle ihre Stürme und Wendungen mit und überdauert sie; er durchkämpft mit zäher Kraft den furchtbaren Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit und hält an seinen Grundsätzen fest, obwohl er unter der harten Probe der Weltverhältnisse Enttäuschung auf Enttäuschung erlebt und notgedrungen seinen Idealismus der schnöden Welt anpassen muß; er wird Franzose und bleibt Deutscher; er hat glänzende äußere Erfolge und kann doch über die inneren Stimmen der Anklage und des Schuldgefühls nicht hinweg; er beginnt als deutscher Poet mit der Neigung zu idyllischem Selbstgenuß fern von der Welt und wird doch von einem dunklen Drange in die Wirbel der Zeit, wider seine innerste Natur und Neigung ins politische Leben verschlagen. Stets bleibt er im Grunde derselbe und hat sich doch nach Goethes Ausdruck „einer Folge von Generationen angeähnlicht". In seinen Lebensschicksalen und Entwicklungen, in seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, in seinen Anfängen und seinem Ausgange stellen sich wie kaum in einer anderen Persönlichkeit die Wirrungen und Wandlungen seiner Zeit dar, von den letzten Jahrzehnten des achtzehnten bis weit in das vierte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. „Interessant" aber ist er vor allem als zwiespältige Erscheinung, in seiner Doppelstellung zwischen Franzosen- und Deutschtum; durch den Widerspruch zwischen äußerer Pflicht im Dienste eines fremden Staates und angeborener Natur und Neigung, die ihn immer wieder nach der Seite der Heimat hindrängen. Durch sein Leben geht,

bei allen äußeren Erfolgen, ein tragischer Grundton, ein tiefinnerliches, verschwiegenes, in unwillkürlichen Bekenntnissen sich äußerndes Leiden: es ist die Tragik des weltbürgerlichen deutschen Idealisten, der zu Hause kein Ziel für die Betätigung seiner Kräfte findet und in dunklem Drange den Weg in die Weite nimmt und doch die Stimmen des Blutes, des Gemütes, der Natur nicht zum Schweigen bringen kann; es ist die Tragik deutscher Pflichterfüllung, deutschen Arbeitsgeistes, deutscher Treue im Dienste fremden Volkstums.

Eine Betrachtung seines Lebens ist immer anziehend; besonders lehrreich aber scheint sie mir in Zeiten, in denen ein neuer Kosmopolitismus den nationalen Staat, den in schweren Kämpfen errungenen, überfliegen will und seine materialistische Lehre mit einem idealen Schimmer veralteter philosophischer Theorien verbrämt, — Theorien, die auch in dem erfahrungsreichen Leben dieses hartnäckigen Schwärmers einer weltbürgerlichen Zeit in keiner Weise die Probe bestanden haben.

1. Im schwäbischen Winkel

Im stillen Pfarrhaus zu Schorndorf, einem altwürttembergischen Städtchen, begann der zukünftige Pair von Frankreich seinen Lebenslauf. Von vierzehn Sprößlingen war der am 2. Oktober 1761, also zwei Jahre nach Schiller, geborene Karl der älteste. Einen so reichen Kindersegen geduldig zu ertragen, dazu halfen dem wackeren Pfarrer M. Georg Christoph Reinhardt und seiner frommen Ehefrau Katharina Felicitas geb. Hiemer eine bescheidene, von unerschütterlichem Gottvertrauen getragene Lebensführung. Selbstverständlich mußte der gutbegabte Erstgeborene die Laufbahn des Vaters einschlagen. Das war so landesüblich. Erst durch die niederen

Klosterschulen mit dem jährlich sich wiederholenden Landexamen und dann durch das Tübinger Stift führte der vielbetretene, billige Weg zu den Ehren eines schwäbischen Gottesgelehrten und Dieners am Wort. Da gab es zuerst Latein und wieder Latein, nach der Grammatik und mit Schimpfnamen, Maulschellen und Rutenhieben eingebleut; dann auch ein bißchen Griechisch und Hebräisch. Von Geschichte und Naturwissenschaften nur, was so nebenbei bei der Sacherklärung der spärlich gelesenen Alten abfiel. Aber gerade danach lechzte das Herz des jungen Reinhardt. Er hat die ganze Lebensweise, den geistlosen Frömmigkeitsdrill, die pedantische Zucht und den despotischen Lernzwang in schlechtem Angedenken behalten, wenn er es auch in Maulbronn etwas besser fand als zuerst in Denkendorf. Bitter klagt er, daß man die Zöglinge ihre Zeit „durch eine zwecklose Art, zwecklose Dinge zu studieren," elend habe verschleudern lassen. Aber wenn auch mit Widerwillen, so tat Reinhardt schon als Klosterschüler und später als Stiftler unter Verhältnissen, die er als Druck empfand, doch unweigerlich seine Pflicht.

Im Oktober 1778 bezog er das Tübinger Stift, die Hochburg schwäbisch-lutherischer Orthodoxie. Auch dort war die veraltete Verfassung mönchisch-despotisch. Aber bereits bröckelte mancher Stein an dem geistigen Mauerbau des ehrwürdigen Augustinerklosters ab, manche Bresche wurde gerade damals in das feste Gefüge rechtgläubiger Lehre durch die aufkommende rationalistische Bibelkritik geschlagen. Zwei Jahre lang hatte sich der Bakkalaureus mit philosophischen Definitionen und Distinktionen herumzuschlagen, aber mehr als die eigentliche Philosophie behagten dem Schüler des Orientalisten Schnurrer sprachliche und geschichtliche Studien. Ihnen blieb

seine Liebe auch, als er, für eine Arbeit über arabische Dichtkunst zum Magister ernannt, von 1780—1783 in die Theologie eingeführt wurde. „Bei freigegebener Schrifterklärung und freimütig vorgetragener Kirchengeschichte", wozu die Lektüre Voltaires kam, stellten sich bald Zweifel ein: der kindliche, aus dem Vaterhause mitgebrachte Glaube ging verloren. Bald wendete sich Reinhardts Neigung von der theologischen Wissenschaft ganz ab: sie kam ihm vor wie „ein hundertköpfiges Ungeheuer, das aus jedem Rachen Feuer speit"; Religion will er lernen und üben, aber jene nicht. Der Drang, zu singen und zu sagen, was er leidet, kommt über ihn. Von der handwerksmäßigen lateinischen Versedrechselei, wie sie schon der Klosterschüler gelernt hat, wendet er sich der deutschen Dichtung zu. Er gibt Liebesgesänge und Kriegslieder der Araber in deutschen Versen wieder, überträgt die Elegien des weichen Römers Tibull in sein geliebtes Deutsch und gibt in Elegien nach Klopstocks Weise, aber mit Wertherstimmung seine Empfindungen wieder.

Ganz wie drüben zu Stuttgart auf der Militärakademie des Herzogs Karl Eugen seufzten und klagten hier im Stift die Jünglinge über das unerträgliche Joch der Tyrannei, der Bevormundung, der Pedanterie, der Unnatur. Ganz wie dort schlossen sie sich zu Freundschaftsbünden zusammen und lasen und deklamierten und dichteten um die Wette. „Gestern," so schreibt Reinhardt einmal an einen seiner Brüder, „hatten wir auf dem Gesellschaftszimmer einen kleinen Schmaus. Wir deklamierten dabei der Reihe nach aus Klopstocks Oden. Ich las die: Der Rheinwein. Bei der Stelle: ‚Freund, laß die Laube schließen,' umarmten und küßten wir uns. O Bruder, was ist für ein Unterschied zwischen Trinken und Trinken!"

Lange genug war den Musen und dem neuen Geschmack der Eintritt ins Stift verwehrt worden. Noch vor einigen Jahrzehnten war ein Professor empfindlich dafür gestraft worden, daß er es gewagt hatte, einige Verse seiner Schüler im Druck erscheinen zu lassen. Nicht lange war es her, daß Geßners Idyllen verbotene Ware gewesen und Klopstocks Messias nur insgeheim von den empfindsamen Jünglingen an den Busen gedrückt werden durfte. Aber jetzt, wo schon auf den niederen Klöstern Götz und Werther und alle ihre kraftgeschwollenen oder tränenreichen Nachzügler geradezu verschlungen wurden, da konnte sich auch die Hochburg pedantischer Gelehrsamkeit und starrer Buchstabenweisheit nicht länger dem Einfluß der neuen Dichtkunst entziehen: was vorher als sündhafter Frevel gegolten hatte, das wurde nun geduldet mit dem schmerzlichen Bedauern, daß Württemberg „schöne Geister zu Pfarrern bekomme, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten".

Nach Jahren dumpfen Unmuts kam nun für Reinhardt und seine Genossen eine freudigere Zeit. Die Hoffnung dehnte die jungen Flügel weit. In dem Stuttgarter Regierungsratssohn Gotthold Stäudlin fanden die Sangesgenossen bald ihr Haupt. Der war ein unternehmungslustiger junger Mann, ihn wurmte es schon lange, wie so viele seiner Landsleute, daß Schwaben, das Land der Minnesänger, in Sachen des Geschmackes gar nicht mehr mitzählen sollte. Den naserümpfenden Deutschen am Rhein und an der Elbe sollte gezeigt werden, daß Schwaben noch lange kein Böotien sei. Und so brachte er im Verein mit Reinhardt und seinen Sangesbrüdern, als Erzeugnis ihres stammheitlichen Stolzes,

den ersten Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 heraus. Er enthielt von Reinhardt elf Gedichte und auch eins von einem gewissen Regimentsmedikus Schiller, der eben damals die deutsche Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllte: kurz vorher waren die „Räuber" erschienen. Im September 1781 wurde Reinhardt auf einer Reise nach Stuttgart mit dem bewunderten Verfasser dieses „schönen Ungeheuers" bekannt und fand seinen Beifall für Übersetzungen aus dem Arabischen und dem Tibull. „Eine hohe, hagere Figur," so schildert Reinhardt den „Regimentsdoktor", „mit hochblondem Haar, blasser Farbe und militärischem Schnitt, nicht Haltung; so erschien er mir damals. Er hatte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Übermut und aus Rivalität sich entspann zwischen dem Herausgeber der Anthologie [Schiller] und dem Herausgeber des schwäbischen Almanachs [Stäudlin] gab er mir Beweise davon, und nach seinem Tode fand ich andere, mir wichtig und wert gewordene in Weimar."

Damals urteilte Schiller in einer Besprechung des Almanachs über Reinhardts Poesien: „sie verraten die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter." Uns verraten sie noch ein auf seine Heimat stolzes und für die Geschichte des großen Vaterlandes erglühendes Herz: er besingt die staufische Heldenzeit und den Rotbart, „Schwabens Abstamm, Deutschlands Kaiser" und, anknüpfend an Bürgers „Weiber von Weinsberg", die „Weiber von Schorndorf", durch deren Heldentat einst die mörderischen Scharen Melacs zu schmählicher Flucht gezwungen worden sind.

Auch zu den folgenden Jahrgängen des Musenalmanachs steuerte Reinhardt bei. Den ersten selbständigen Schritt in die

Öffentlichkeit wagte er 1783 mit seinen Übersetzungen des Tibullus, der ersten metrischen Übersetzung überhaupt in der Versart der Urschrift, und einem Anhang eigener Elegien. Nach diesem Bändchen hat er später, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Conz, nur noch eine Anzahl poetisch-satirischer „Episteln" veröffentlicht, aber zeitlebens hat er seine Empfindungen und Bekenntnisse gern in dichterischer Form zum Ausdruck gebracht.

Bezeichnend ist, daß der junge schwäbische Dichter in einer Elegie „An Tibullus" seinem Unmut gegen Friedrich den Großen Luft macht, als den Verfasser der Schrift De la litterature Allemande, ohne dem vielbewunderten König den Zoll der Ehrfurcht zu verweigern. Seine deutsche Übersetzung des römischen Dichters rechtfertigt er also:

Ja, ich hab' es gewagt mit oft entsinkenden Händen,
Deine Grazie zu hüllen in deutsches Gewand.
Reize hat deutsches Gewand, die nur der französische Knabe,
Und ein Mann nur, so wert helleren Blickes, verkannt.

Bedeutungsvoller noch sind die Klagen des Zweiundzwanzigjährigen um verlorene Ideale und Paradiese. Zu dem Einflusse Klopstocks und der Göttinger, deren Losungsworte Deutschtum, Freundschaft, Liebe, Frohsinn, Natur und Freiheit waren, ist jetzt ein anderer gekommen: der Einfluß Rousseaus. Und dieser wirkt zusammen mit der eigenen Lebenserfahrung. Reinhardt seufzt unter der Last der dogmatischen Spitzfindigkeiten, des „Scholastik-Dorngebüschs", durch das er sich durchringen muß. Je freier die aus der Lektüre gewonnenen Anregungen sind, desto unwilliger fügt er sich in die veralteten Formen und die starre Ordnung des verknöcherten Schulpedantismus. Heraus aus diesen

Fesseln! Haß allem Despotismus! So tönt es klagend und anklagend aus den dichterischen Erzeugnissen Reinhardts so gut wie der ganzen damaligen Jugend. Das Manifest des Räuberdichters in tyrannos war ihnen allen aus dem Herzen geschrieben. Das war kein gemachter Tyrannenhaß wie bei den im Leben sehr sanften Göttinger Dichtern, das waren Notschreie vergewaltigter Seelen, Bekenntnisse solcher, die den Druck am eigenen Leibe verspürt hatten. „Ich danke," schrieb Reinhardt später an Schiller, „dem Stift, in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als ein durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis." Diesem Freiheitsdrang kam die Lehre des Genfers nur zu sehr entgegen. Der junge Dichter fühlt sich an den öden Fels geschmiedet, in der Halle des Elends schwinden ihm die Tage öde und freudenlos hin, und oft, wenn Luna ihm winkt, verwünscht er die düstere Zelle: Könnt' ich denn fliehen, und, o, hätt' ich die Flügel des Sturms! Todestrauer wechselt mit Lebenssehnsucht, doch: Freiheit! ruft er, eng ist das Grab, aber noch enger die Welt. Düsterer Gram hält eben seine Seele gefangen, doch bald segelt helle Hoffnung mit ihm in alle Weiten der Welt. Bald schwelgt er in sanft-elegischen, schmelzenden Tönen, bald spricht sich in prometheischen Trotzworten Titanenhochmut aus. Und nun verheißt die Lehre Rousseaus dieser und tausend ähnlich gestimmten Seelen Erlösung und Wiedergeburt, Befreiung von Zwang und Mode, von Eigennutz und Unnatur; er predigt die Wiederkehr der Zeiten der Tugend und Unschuld, der allgemeinen Menschenbeglückung. Er macht seine bereitwilligen Jünger zu Pessimisten und Optimisten zugleich: alle Wirklichkeit sehen sie im tiefsten Schwarz, ihr Ideal leuchtet in hellstem Glanze!

Sie sehnen sich nach weltverlorener Idylle und dürsten nach des Lebens Quellen.

Inniger, tiefer, begieriger als alle seine Jugendgenossen nahm der schwäbische Pfarrerssohn die Lehren des Genfer Philosophen in sich auf. Er machte sie zu dem sein Fühlen, Denken und Handeln bestimmenden Lebensideal. Wohin er den Blick richtet, nirgends fand er die Welt seinem Ideale entsprechend. Seine schwärmerische Phantasie malte sich deshalb einen Ort der Paradiesesunschuld und reinen Natur aus. Im Jahre 1777 hatte der junge Georg Forster, der Begleiter des Weltumseglers Cook auf der zweiten Reise, ein in Rousseauschen Farben gehaltenes Bild der in der Südsee entdeckten Inseln entworfen. Dort war, so schien es dem jungen Geschlecht, der Himmel auf Erden. Die Sehnsucht aller Mißgestimmten richtete sich nach diesen glücklichen Inseln. Ein Göttinger Hainbündler, der junge Lyriker Overbeck, schrieb in der ersten Begeisterung im November 1777 an Voß, er habe sich mit Gerstenberg (dem Dichter des Ugolino) vereinigt, sämtliche Freunde aufzubieten, um diese falsche europäische Welt zu verlassen; Forster sollte die Führung übernehmen. Es war nur noch die Frage, ob sich die Jünglinge ihre Frauen aus dieser schlechtesten aller Kulturwelten dorthin mitnehmen oder vielmehr in jenem Paradiese selbst aus den Kindern der heiligen Unschuld wählen sollten. Auch unseren Reinhardt trug seine Phantasie hinweg von dieser Seite der Weltkugel, wo verwirrendes Wissen, Despotismus, Eigennutz und Verbrechen herrschen, wo der vierzehnte

Ludwig die Völker entnervt, die Größe durchs Blut von Myriaden erkauft, und durch Dragoner bekehrt,

weg von dieser gleißenden Kultursklaverei nach dem glückseligen Otaheiti im „allumgrenzenden Weltmeer“:

Hier will ich wohnen und hier will ich Taten tun, edel und groß, weil
Niemand sie kennet, denn nur ich und ein glückliches Volk.
Dort von den Kindern der heiligen Unschuld — ihr Brautschatz sei Einfalt,
Grazie sei ihr Gewand — wähl' ich die Gattin mir aus.
Herrschen nicht durch mördrischen Blitz im gedrückten Taheiti,
Aber Lehrer und Freund will ich im glücklichen sein.
Nichts von üppiger Kunst, von gelahrtem Forschen nach Stäubchen,
Schleich' ins schöne Gebiet unsrer Gespräche sich ein.

Dort hätte, so schließt die Elegie, auch Rousseau Menschen gefunden, dort kein Gram gebrochen sein Herz! Auch nach der Schweiz, dem Lande der Freiheit und Einfalt, der Heimat eines vom französischen Modewesen noch unberührten Volkes, verlangte Reinhardts Herz wie das aller schwäbischen Jünglinge. Noch während seiner Stiftszeit, im Frühjahr 1783, gelang es ihm, eine Wallfahrt nach Zürich durchzusetzen, wo er den „guten, frommen Lavater“ umarmen durfte und in einer formlosen Ode besang, Bodmer aber, den „Lehrer Germanias“, nicht mehr am Leben traf.

Im Herbst 1783, nach Beendigung des theologischen Studiums, verließ Reinhardt das Stift, erfüllt mit tiefem Abscheu vor jedem Zwang, mit Haß gegen allen Despotismus und insbesondere gegen den französischen Königstron, der das Beispiel von Zuchtlosigkeit und Gewalttat gegeben hatte, mit Verachtung gegen alle Unnatur, deren Vertreter ihm vor allen der geschwätzige „Franzmann“ zu sein schien.

Draußen in der Wirklichkeit des Lebens fand er natürlich überall das Gegenteil von Otaheiti. Das mußte seine Sehnsucht nach besseren Zuständen, seinen Widerwillen gegen die ganze vorhandene Staats- und Gesellschaftsordnung

steigern. Das Leben und der Beruf eines Hilfsgeistlichen entsprach den Neigungen des jungen Schwärmers durchaus nicht. Zweieinhalb Jahre, vom Herbst 1783 bis zum Frühjahr 1786, hielt er es als Vikar seines Vaters aus, der inzwischen Dekan in Balingen, am Fuße des Heubergs, geworden war. Was sein Amt und ein Herzensroman ihm an Zeit übrig ließen, das füllte er mit einer sehr mannigfaltigen Lektüre und dichterischen Versuchen aus. Aber Befriedigung fand er bei alldem nicht; die eintönige Gewöhnlichkeit seines eigenen Loses entpreßte ihm die Klage:

Glaub' es Freund! Ich fühl's in jeder Sehne,
Wie dies Feuer unnütz mir verströmt,
Wie die Ohnmacht meine Glieder lähmt.

Um aber, soviel an ihm lag, wenigstens „durch Aufdeckung von Mißbräuchen und Torheiten zur Verbesserung der Zustände in dem so vielfach zurückgebliebenen Schwaben beizutragen", machte er „Publizität" zu seinem Herzensgeschäft. Denn „Publizität ist die furchtbare Feindin der Dummen oder der schurkischen Heuchelei und des Despotismus".

Mit diesem Drange nach Öffentlichkeit stand der junge Reinhardt in seiner Heimat nicht allein da. Sowohl in den schwäbischen Reichsstädten als im Herzogtum Württemberg war das politische Interesse nie ganz erloschen. In den winzigen Republiken äußerte es sich schließlich nur noch in der Form der politischen Satire — es sei nur an Wielands Abderiten erinnert oder an den witzigen Feuilletonisten Ludwig Wekhrlin, der die Reichsstadt Nördlingen als „eine nasenlange Welt" verspottete und den kleinstaatlichen Zopf unermüdlich zerzauste. Auch im Herzogtum hielt der rechtskräftige, wenn auch durch Fürstenwillkür und Notabeln-

eigennutz stark erschütterte Bestand einer Landesverfassung den Sinn für öffentliche Angelegenheiten wach; das „gute, alte Recht" war ein Banner, um das sich die Widersacher des Despotismus immer wieder scharten, und die Verfassungskämpfe bewahrten das schwäbische Volk davor, vollständig in politische Gleichgültigkeit zu versinken. Es ist kein Zufall, daß die staatsrechtliche Literatur des 18. Jahrhunderts ihre besten Vertreter in den Schwaben Moser, Vater und Sohn, hatte; daß das Interesse für politische Entwickelung von einem Schwaben, dem Göttinger Professor Spittler, auf die Geschichtsschreibung übertragen wurde; daß gerade schwäbische Dichter und Schriftsteller (man denke nur an Schubart und Schiller) starke politische Akzente anschlugen. Der Herausgeber der „Deutschen Chronik", Schubart, büßte wie mancher andere seinen Freimut mit jahrelangem Kerker.

So ist es klar: ein Organ, das sich zum „Tribunal" aufwarf, „vor dem große und kleine Tyrannen erzittern müssen", konnte natürlich im Lande Herzog Karl Eugens keine Stätte finden. Und so erschien denn auch Armbrusters Schwäbisches Museum, in dem der Pfarrvikar von Balingen seine Beschwerden niederlegte, in der Schweiz. Nebenbei bemerkt: dieser Armbruster war als Gartenbauschüler einer der Zöglinge der Karlsakademie, dann Gärtner zu Hohenheim gewesen und sollte später seiner ausgesprochenen Gegnerschaft gegen die französische Revolution den Posten eines vorderösterreichischen Polizeikommissärs in Freiburg verdanken. Im Blatte dieses der Heimat entfremdeten Schwaben also ließ Reinhardt einen scharfen Angriff auf die Zustände im Tübinger Stift erscheinen, und diese kritische Tat kostete ihn seine Heimat: die Aussicht im vaterländischen Kirchendienst

schien dem Vikar genommen, und so ließ ihn sein Vater mit des Herzogs Erlaubnis dahin ziehen, wohin ihn schon lange sein Herz getrieben, nach der Schweiz. So hatte der junge Weltverbesserer den ersten Schritt zu seinen Zielen hin getan. Als er im Frühjahr 1786 sein Bündel schnürte, wußte er nicht, daß es ein Abschied für immer war. Er ist zur Kanzel nicht mehr, in die schwäbische Heimat nur noch zu kurzen Besuchen zurückgekehrt.

2. Unter dem Banne der Revolution

Hinaus aus dem engen Kreise, hinaus aus dem Pfarrhause im schwäbischen Winkel, hinein in die weite Welt und in ein größeres Leben! Reinhardts Stern führt ihn als Hauslehrer in eine adelige Familie nach La Tour de Peilz, an die Gestade des Genfersees, in „das Land der Julien", auf den Schauplatz von Rousseaus „Neuer Heloïse". Aber auch in den heloïsischen Gefilden findet er nicht, was er sucht. Das Schwabenheimweh packt ihn, die Nachricht vom Tode seiner Mutter stimmt ihn noch schwermütiger; vergebens streckt er die Hand aus nach den „Gefährten des Grams", dem Vater und den Geschwistern. Um in andere Verhältnisse zu gelangen, entwirft er abenteuerliche Pläne; schließlich gelingt es ihm, eine Hauslehrerstelle in einer protestantischen Familie zu Bordeaux zu erhalten. Auch dazu mußte sein Herzog die Erlaubnis geben. Im Frühjahre 1787 reiste er an den neuen Ort seiner Bestimmung.

Nun stand der weltfremde, unbeholfene Magister mitten im bewegten Leben der Welt, in der zweitgrößten Handelsstadt Frankreichs. Seit den Tübinger Tagen hatte er sich mit der Sprache und Literatur des Landes beschäftigt, das

em Schüler Rousseaus als Opfer des Despotismus galt. Nun trat zu der Bücherweisheit die Lebenserfahrung. Mit eger Teilnahme und scharfem Blick beobachtete Reinhard as bunte Treiben, Handel und Verkehr, wirtschaftliche und ationale Eigenheiten: dem Diplomaten sollte das hier Gelernte später zugute kommen.

Aber bald gab es Größeres zu beobachten. Eine gärende Bewegung kündigte die kommenden Dinge an. Mit kühlem Blick verfolgte der junge Schwabe den Verlauf und die Verkettung der Ereignisse, die zur Revolution hindrängten. Und doch war er auch mit ganzer, leidenschaftlicher Seele dabei. Da schien endlich sich zu verwirklichen, was er mit glühendem Verlangen all die Jahre über sich ersehnt, was er vom Evangelium des Weltbürgertums und der Menschenbeglückung, von Freiheit und Gleichheit geträumt hatte. Und seine Wünsche mußten nun nicht mehr an den Wänden seiner Studierstube verhallen, er lebte ja nicht mehr im schwäbischen Winkel, sondern stand im brausenden, Taten heischenden Leben! Einen Staat nach den ewigen Grundsätzen der Vernunft aufzubauen, das hielt er mit den Franzosen für möglich. Und diese Franzosen, die er früher als ein Volk von Stutzern und Schwätzern mißachtet hatte, bewunderte er nun aufrichtig, da er sah, wie sie sich anschickten, „entschlossen nach den Rechten zu greifen, welche die Staatsweisheit der Zeit als die untrüglichen Mittel zur Rettung aus einem entwürdigenden Zustand anpries". Seine Begeisterung entlockte ihm eine „Ode an die Freiheit" in französischer Sprache, und in Briefen nach Deutschland berichtete Reinhard (er schrieb fortan seinen Namen ohne t am Schlusse) über den Gang der sich überstürzenden Ereignisse

und ihre Wirkungen in der Handelsstadt. Den Deutschen empfahl er die Entwicklung der französischen Verhältnisse nicht zur Nachahmung, aber zur Bewunderung. Und aus der Heimat widerhallte der Jubel der Söhne Teuts über die Taten der neuen Franken. Der Schwabe, einmal fortgerissen, beließ es nicht bei literarischen Ergüssen seiner Sympathie: er ließ sich nach dem Bastillensturm in die Bürgermiliz einreihen, trat einer Société des amis de la constitution bei und wurde in dieser Schule girondistischer Beredsamkeit sogar einmal Präsident: damit begann er seine politische Laufbahn, dort schloß er auch Freundschaft mit den späteren Häuptern der Gironde. Er scheute sich nicht, dem neugallischen Volkswahn gelegentlich mäßigende deutsche Grundsätze entgegenzustellen, was ihm den Vorwurf eintrug, er habe „keine französische Seele". Aber bei den Vernünftigen steigerte es das Ansehen des wohlmeinenden Schwaben.

Auf die Aufforderung eines Redakteurs hin klärt Reinhard die Franzosen über das merkwürdige Volk der Deutschen auf, das, wie man gehört, eben sogar eine literarische Revolution vollzogen habe. Deutscher Stolz führt ihm dabei die Feder. Er gibt dem Schmerz der deutschen Dichterjugend über die Verkennung seitens des großen Preußenkönigs Ausdruck, der dem französischen Vorurteil nur Vorschub geleistet habe. Dieses törichte Vorurteil kennzeichnet er treffend: „In der Tat, allemal, wenn ich mich mit Unbekannten zusammenfand, unterließen diejenigen unter ihnen, welche mir die Ehre erwiesen, mir einigen Geist zuzutrauen, niemals mich zu fragen: ‚Sie sind ein Engländer?' Wenn ich nun so aufrichtig war zu sagen: ‚Nein, mein Herr, ich bin ein Deutscher,' so hatten diese Leute, welche ohne Zweifel das Problem des

Pater Bonhours, — ob ein Deutscher Geist haben könne, — bereits gelöst hatten, nichts Eiligeres zu tun, als mir den Rücken zu kehren. Hätte ich Gold gehabt, dann freilich, diesem Golde zuliebe, welches alles ersetzt und alle Klassen einander gleich macht, hätte man es mir verziehen, meiner Nation anzugehören; aber Deutscher und ohne Geld, konnte ich nur ein Tropf sein ... Ich verstand nicht zu lügen, und überdies, beim Weggehen hatte ich meinen Freunden geschworen, immer ein Deutscher zu bleiben, denn, bis auf einige kleine Modifikationen, ein Deutscher in Deutschland sein will genau das nämliche besagen, als Franzose in Frankreich bedeutet." In eine Lobpreisung der allgemeinen Brüderlichkeit klingt das Schreiben aus.

Er will ein Deutscher bleiben! Wie ernst gemeint und doch wie kindlich gedacht! Er will ein Deutscher bleiben, und doch verstrickt den Schwärmer die fortschreitende Bewegung mit dämonischer Kraft. Das Bild der Heimat verblaßt mehr und mehr angesichts dieses großartigen ästhetischen Schauspiels, dieses, wie es ihm erscheint, sittlichen Ringens. Hier wird die Sache der Menschheit verhandelt, auch die des deutschen Volkes, aller Völker, — da hält es der gewissenhafte Schwabe für seine Pflicht mitzutaten und mitzuraten. Und in den Stunden der Begeisterung nach der vereitelten Flucht des Königs erklärt er, als Franzose leben und sterben zu wollen: er wird französischer Staatsbürger. Zwar der Deutsche verleugnet sich nie und nirgends. In einem feierlichen Schreiben an Lafayette läßt er selbstbewußt einfließen: „Ich bin ein Deutscher, mein Herr!" Als rechter Deutscher ist er mitten im Strudel der Bewegung bestrebt, die große Begebenheit in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu ergründen. Zu diesem Zweck

schreibt er im Sommer 1791, als der Abschluß der Verfassung nahe bevorsteht, einen geschichtspsychologischen Aufsatz in Schillers „Thalia". Der feste Glaube an das Gelingen der Revolution spricht aus dieser Abhandlung; denn soviel ist ihm sicher: was aus der Philosophie hervorgegangen ist, kann nicht scheitern.

Mit dieser Zuversicht im Herzen und dem doppelten Gelöbnis: immer ein Deutscher zu bleiben und für Frankreich leben und sterben zu wollen, fuhr Reinhard im Spätsommer 1791 mit Vergniaud, R. Ducos und Guadet, seinen Freunden von der Gironde, nach Paris zur gesetzgebenden Versammlung. Der zweite Akt begann. In einem doppelten Schwure, sagt Reinhards Biograph Wilhelm Lang, lag das Schicksal seines ferneren Lebens; die Revolution hat ihn zum Franzosen gemacht mit dem Vorbehalt, ein Deutscher zu bleiben.

Noch in Bordeaux hatte Reinhard im Glauben gelebt, mit dem Abschluß der Verfassung sei das Schwerste getan. Nun traten bald mit der Entartung des Klubwesens und der Schwäche der neuen Versammlung neue Gefahren für eine ruhige Entwicklung der Freiheit in Sicht. Aber das vermag Reinhards Urteil über die Revolution nicht zu erschüttern. Von den Grundsätzen erwartet er auch für die Zukunft alles Heil. Und selbst wenn der Boden Frankreichs sich für den Vernunftstaat untauglich erweisen sollte, — dieser neue Gedanke taucht nun auf, — so muß anderswo, bei empfänglicheren Völkern, der Samen mit besserem Erfolge aufgehen. An Schiller, der sich damals auf dem besten Wege befand, die letzten Nachwirkungen der Rousseauschen Ideen durch das Studium der Geschichte und der Kantischen Philosophie zu überwinden, schrieb Reinhard am 16. November

1791 einen Brief, der sein Glaubensbekenntnis enthält und die sinkende Begeisterung für die Revolution in dem Dichter neu entfachen soll. Reinhard verkennt die Gefahren nicht, die in der Verwirrung der Finanzen, den Konvulsionen des Fanatismus, den kolonialen Erregungen, den Entwürfen der Emigranten, in dem Mangel an barem Gelde bei den hohen Getreidepreisen und in der Unfähigkeit einer schwachen Regierung liegen; er urteilt scharf und richtig über die Mittelmäßigkeit, den Mangel an Würde und Erziehung der großen Schreier und der Masse, welche die Versammlung beherrschen, aber: was besagt das gegen die „Grundsätze"?! Sein Vertrauen in diese ist so stark, daß er der Göttin der Freiheit selbst „Exzesse" und „blutige Rache" zu verzeihen imstande ist. Auch Schiller verfolgte ja die Ereignisse in Frankreich mit lebhaftem Interesse, aber nach dem Königsmord wandte sich der Ehrenbürger Frankreichs, „Monsieur Gillé", mit Ekel „von diesen elenden Schinderknechten" ab.

Reinhard jedoch ließ sich durch die Gewalttaten der Jakobiner in seinem doktrinären Idealismus nicht beirren; gegen A. Chénier verteidigte er damals sogar ihre Politik: nach wie vor erwartet er die Heilung der Mißbräuche der Freiheit von der Freiheit selbst. Für den Abbé Sieyès, der sich als einer der philosophischen Begründer des neuen Zustandes zu allen deutschen Idealisten hingezogen fühlte, schrieb Reinhard eine kurze Einführung in die Kantische Philosophie, kam aber damit nicht weit, da ihn seine vielseitigen Kenntnisse, seine sprachlichen Fertigkeiten und manche Charaktereigenschaften zur Verwendung in der diplomatischen Laufbahn empfahlen. Der Parteigänger der regierenden Gironde wurde am 15. April 1792 dem neu ernannten Gesandten Chauvelin

nach London beigegeben. Aber nicht dieser, sondern der vielgewandte Talleyrand war der eigentliche Vertrauensmann des französischen Ministeriums: seine Bemühungen gingen auf ein Bündnis zwischen Frankreich und England, eine Politik, die durch den Königsmord und den französischen Einfall in Belgien völlig vereitelt wurde. Während der Verhandlungen mit England hatte sich Talleyrand von der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit seines Kanzleichefs überzeugt, und so knüpfte sich zwischen dem früheren Bischof von Autun und dem ehemaligen Tübinger Theologen ein Band, das ihre diplomatische Niederlage und alle Wechsel der Zeit überdauerte: Talleyrand wurde Reinhards Gönner und sein Verhängnis. „Nicht ich hob mich, ich wurde gehoben," hat dieser später Goethe bekannt. Vorläufig gingen die Wege der beiden auseinander: Talleyrand, geheimer Verbindungen mit Ludwig XVI. beschuldigt, zog in die Verbannung, Reinhard wurde im März 1793 als Gesandtschaftssekretär nach Neapel geschickt. Dort sollte der Hof in der Neutralität festgehalten werden, aber auch diese Sendung endete mit einem Mißerfolg. Vergeblich sehnte sich Reinhard danach, die Stadt der Decius und Brutus, das ewige Rom, zu schauen. Dort war kurz vorher der französische Diplomat Hugo de Basseville vom Pöbel ermordet worden; die päpstliche Regierung wurde dafür verantwortlich gemacht. Reinhard sollte den Rachekrieg gegen den Kirchenstaat durch Erkundung von Mitteln und Wegen vorbereiten. Aber auf seine Anfrage, ob es ihm und seinem Begleiter erlaubt sei, den Weg nach Neapel über Rom zu nehmen, gab der Papst Pius VI. die ihnen bitter klingende Antwort, er gebe seine Einwilligung nur unter der Bedingung, daß sie am Abend ankämen und noch in der

Nacht abreisten. So war Reinhard genötigt, den Weg nach Neapel zur See zu nehmen. Der Anblick der Kuppel von St. Peter, den er vom Schiffe aus hatte, entpreßte ihm die schwungvolle Ode „Bassevilles Schatten", ein Zeugnis ehrlicher Entrüstung, aber nicht gerade diplomatischer Zurückhaltung. Drohend ruft da „des neuen Frankens Sohn" dem „Priester auf dem morschen Throne" zu:

Umsonst beschwöreſt Du, vom Arm der Zeit ergriffen,
Ungläubig selbst an Deine Macht,
Den Schatten Hildebrands und Loyolas Tartüffen
Und alle Täuschungen der Nacht.

Umsonst schwinge er „Kreuz und Dolche",

Umsonst bewaffneſt Du zum Morde Deine Sbirren
Und Deinen Pöbel zum Verrat,
Dich schreckt der Freiheit Freund, um den die Fesseln klirren,
Dich foltert jene Freveltat.

Dummheit und Aberglaube, Priestertrug und Fürstenübermut müssen fallen, wenn auch „noch mancher Tag trau'rt über Blutgefilden",

Bis, der das Schicksal lenkt und vom umwölkten Sitze
Der Zeiten Glück und Elend wägt,
Hier mit der Freiheit Schwert, dort mit der Wahrheit Blitze
Europas Irrtum niederschlägt,

und „Franken" allen Völkern Freiheit ankündet. Die Rache sollte den Papst erst im Februar 1796 durch Bonaparte ereilen, und der Zufall wollte es, daß Reinhard als Gesandter des Direktoriums in Florenz bestimmt war, den „Priester" in sein letztes Exil nach Parma aus Toskana auszuweisen.

Von seinem Posten in Neapel kehrte der erste Sekretär schon nach wenigen Monaten in fluchtähnlicher Eile zurück, nachdem dieses der Koalition beigetreten war. Während seiner

Abwesenheit war der große Umschwung eingetreten: die Gironde war vom Berg verdrängt worden, Reinhards Freunde waren zersprengt, geächtet, im Gefängnis oder tot. Er selbst ging bewußt der Gefahr entgegen, in das Schicksal der Girondisten verwickelt zu werden, aber unerschütterlich war sein Entschluß, „bis zum letzten Augenblick sich seinem Adoptivvaterlande zu weihen". Zu seinem Erstaunen erhielt er schon am Tage nach seiner Rückkehr (12. November 1793) die Stelle eines Bureauvorstandes im Ministerium des Auswärtigen. Da nun die „Diplomatie der Kanone und des Sieges" verkündigt wurde, hörten fast alle Beziehungen zu auswärtigen Mächten bald auf; geheime Agenten übernahmen die Geschäfte der Gesandten. Im bescheidenen Dunkel des auswärtigen Amtes, dessen Bedeutung auf Null heruntersank, überstand Reinhard alle Gefahren der Schreckenszeit. Er verbrachte die Zeit mit Federnschneiden und mit gründlichem Studium der Korrespondenzen im Archiv. Dieses Stilleben, abgeschlossen vom Lärm der Sansculotten, wurde nur selten unterbrochen, wenn der Minister Deforgues zuweilen seine Patrone, Danton, Desmoulins, Robespierre und andere, zur Tafel lud. „Unten an der Tafel saßen die ersten Beamten des Ministers, nie an der Unterhaltung teilnehmend; sie wagten vor Scheu kaum aufzublicken, wenn Danton übermütig vom Theater und allem möglichen plauderte, zuweilen eines seiner großen Schlagworte dazwischen werfend."

Noch ehe die Gewaltigen des Tages, Danton und Robespierre, sich zum letzten blutigen Gange rüsteten, schloß Reinhard sich immer enger an seine deutschen Landsleute in Paris an; nur mit ihnen war ein verschwiegener Meinungsaustausch möglich. Das waren die Schlesier Graf Schlabrendorf und Oelsner

und besonders der feurige junge Schwabe Georg Kerner, der Sohn des revolutionsfeindlichen Oberamtmanns zu Ludwigsburg und ältere Bruder des Dichters Justinus Kerner. Sie alle hatten, wie Reinhard, den Schreckensereignissen zum Trotz, sich ihren Glauben an den Sieg der Freiheit bewahrt. Kerner hatte den Fluch des Vaters und die Trennung von einer geliebten Braut auf sich genommen, um ein Vaterland in Frankreich zu finden. Aber auch dem dreiundzwanzigjährigen, von unbezähmbarem Tatendrang erfüllten Landsmanne Reinhards waren bittere Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Rasch, stürmisch, unbändig, stach der kleine, zierlich gebaute Kerner von dem gemessenen, ernsten, schwerflüssigen Wesen des hohen, starknochigen, eckigen Reinhard ab. Aber wie sie eins waren in dem Abscheu gegen die wahnsinnigen Greuel, die im Namen der Freiheit begangen wurden, so trafen sie aus ehrlichem Idealismus in dem Entschlusse zusammen, auszuhalten im Dienste für das berückende Trugbild. Sie wollten und wollten nicht glauben, daß der Despotismus der Parteien die Freiheit, der begehrliche Ruf nach Eroberung die Brüderlichkeit der Völker abgelöst habe. Blieb nicht die Hoffnung auf bessere Tage? Konnte die Revolution von ihrer Entartung nicht zu ihrer idealen Reinheit zurückkehren? Und wenn Frankreich die Welt eroberte, war dies nicht zugleich auch ein Gewinn neuen Bodens für die neue Religion? Erholung und Trost fanden die beiden Schwaben zuweilen auf dem Gute einer nach Paris verschlagenen Landsmännin, der Gattin des Marquis von Lacoste, einer früheren Sängerin. Dort plauderten sie bei Neckarwein und vaterländischen Erinnerungen von allem, was ihr Herz bewegte, in schwäbischer Gemütlichkeit. Mehr als das von der Welt bewunderte Talent der Freundin galten

Reinhards „germanischem Gefühl“ die schlichte Einfalt der deutschen Frau, ihre sanfte Sitte, ihr gutes Herz, worüber der „Franzmann mit verbissenem Grimme lächle“. So schlägt er inmitten unerschütterlicher Hingabe an das neufränkische Wesen deutsche Gefühlssaiten an, pflegt die Idylle mitten in den Greueln der Revolution. Bald kam eine Lücke in den vertrauten Kreis. Kerners feurige Natur setzte ihn den größten Gefahren aus, und da er sich zu bitteren Äußerungen über das Inquisitionssystem der Schreckensmänner hinreißen ließ, mußte er in die Schweiz entfliehen. Reinhard blieb, obwohl nun besondere Späher auch die Beamten des auswärtigen Amtes überwachten, und zwar in seiner Abteilung ein vormaliger Schreiner. Und so erlebte er, kaum selbst durch einen Zufall dem Tode entgangen, den Sturz des Gewaltigen, den Fall des bösen Dämons, Robespierres. Noch in seinen letzten Lebensjahren hat Reinhard nie ohne Aufregung von dieser Epoche sprechen können; bei dem bloßen Namen des Entsetzlichen empörte sich stets sein innerstes Gefühl.

Erst nach Robespierres Sturz, im Sommer 1795, hat die diplomatische Arbeit der Republik wieder eingesetzt. Mit den Utopien der Brüderlichkeit war es zu Ende; der Krieg wurde weitergeführt, um zu einem Frieden zu gelangen, der eine Erweiterung der Grenzen bringen sollte. Auch Reinhard ward mehr und mehr ein Werkzeug dieser Eroberungspolitik. Vergebens suchte er seine beschränkten Vorgesetzten für Unterstützung Kosciuszkos zu bestimmen. Mit der Entgegnung, „der Aufstand sei von Aristokraten gemacht“, wurden die kosmopolitischen Sympathien für Polen preisgegeben, um den Basler Frieden mit Preußen zustande zu bringen und damit die Anerkennung des Rheins als der natürlichen Grenze

Frankreichs von diesem Staate zu erhalten. Von Reinhards Abteilung aus wurden diese Verhandlungen geleitet, von ihm selbst sind die Weisungen verfaßt, die der Unterhändler Barthélemy nach Basel erhielt: Darin stand nichts mehr von Grundsätzen, Menschenrechten, von Freiheit der Völker, denn die Republik war zur Eroberungspolitik des Königtums zurückgekehrt. Aber noch immer ließ sich diese Politik mit weltbeglückenden und völkererzieherischen Ideen und Absichten aufputzen. Der Sohn des süddeutschen Kleinstaats hörte nun Sieyès seine Auffassung der deutschen Dinge entwickeln: Oesterreich und Preußen sollen in Feindschaft erhalten werden, und ihnen gegenüber ein „drittes Deutschland" sich bilden: der Gedanke des „Rheinbundes" taucht zum ersten Male auf. Reinhards Verständnis für diese weitaussehenden Pläne sollte belohnt werden: Sieyès wollte ihm den Wiener Gesandtschaftsposten anvertrauen, aber Graf Schlabrendorf warnte vor der Wahl eines Mannes, den der Kaiser (1793) geächtet habe, und so ging Reinhard als Gesandter des Direktoriums nach Hamburg, in seine erste selbständige diplomatische Stellung. Als seinen Privatsekretär nahm er Kerner mit sich. Bald darauf wurde Reinhard zum Mitglied des neugegründeten Nationalinstituts, in der Classe des sciences morales et politiques, ernannt.

Über zwei Jahre, vom Herbst 1795 bis zum Februar 1798, dauerte dieser erste Aufenthalt in Hamburg. Erst nach schwierigen Unterhandlungen sah sich Reinhard als Geschäftsträger Frankreichs anerkannt, denn das Direktorium lag ja noch mit dem Reich im Kriege. Wichtig für sein persönliches Leben wurde diese Hamburger Zeit, weil er im Hause des Doktors Reimarus seine erste Frau fand, Christine Reimarus,

eine Nichte von Elise Reimarus, der Freundin Lessings. Er vermählte sich mit ihr am 12. Oktober 1796. Nun glaubt er, indem er in einer Ode einen bewegten Rückblick auf sein Leben wirft, ein dreifaches Vaterland gefunden zu haben: die Heimat, das Adoptivvaterland und die Familie seiner Frau. In der Tat, diese Frau hat auf ihn, besonders in nationaler Hinsicht, den besten Einfluß ausgeübt: sie wurde sein „mahnendes Gewissen". „Die Frau des französischen Gesandten", sagt Lang, „war von unerschütterlich deutscher Gesinnung, und man wird es dieser Verbindung mit zuschreiben dürfen, daß Reinhard zeitlebens dem deutschen Geistesleben verbunden blieb und selber sich immer als Deutscher gefühlt hat." Durch diese Heirat wurde Reinhard verschwägert mit der angesehenen Hamburger Familie Sieveking.

Im Hause seiner Verwandten, einem „europäischen Vereinigungspunkte der großartigsten Gesellschaften", kam der Gesandte in Berührung mit den ausgezeichnetsten Männern Deutschlands. Dort traf er Klopstock, den alten Freiheitsfreund und Revolutionsschwärmer, dort begegnete ihm der aus seiner Olmützer Gefangenschaft befreite Lafayette, dessen maßlose Eitelkeit den schlichten Sinn Reinhards abstieß. Nicht weit von der Hansestadt lebte General Dumouriez in einsamer Verbannung; diesen wie den französischen Gesandten lernte im Spätsommer 1796 Wilhelm von Humboldt kennen, dem der Jugendbekannte Schillers „bei einem allgemeinen politischen Gespräch in seinen Grundsätzen ziemlich flach und im Ausdruck unbestimmt" erschien. Nach Hamburg, das sich infolge seiner neutralen Stellung der glücklichsten Sicherheit und eines glänzenden Handels noch erfreute, kamen Fremde aus allen Gegenden, Flüchtlinge aus Frankreich und den

anderen revolutionären Ländern, und die bedeutendsten von ihnen waren an das Sievekingsche Haus empfohlen. Ausgeschlossen waren nur die „Koblenzer“: die Doktorin Reimarus, eine Schwester des Kammerherrn August von Hennings in Plön (des Verfassers des „Genius der Zeit“), sah es jedem an der Nase an, ob er zu den „verworfenen Aristokraten“ gehörte. Dort erhielt der französische Gesandte, der eben noch zum Basler Frieden mitgewirkt hatte, auch die Anregung, Kants Schrift „Vom ewigen Frieden“ zu übersetzen. Er war Gemütsmensch genug zu glauben, daß er bei den Franzosen damit eine heilsame Wirkung hervorbringen könne; daß die Ideen des deutschen Philosophen einen französischen Staatsmann wie Sieyès zu beeinflussen vermöchten in einem Augenblick, da dieser eine kriegerische Politik, eine Politik rücksichtsloser Willkür ins Werk zu setzen begann. Reinhard war Idealist genug, immer noch zu wähnen, daß er im Dienste der Republik der Menschheit diene, daß Menschlichkeit und Freiheit den französischen Waffen siegreich folgen würden. Und wenn ihn die Gegenwart betreten zu machen und zu verdüstern drohte, dann klammerte er sich fest an die Ideale und hoffte von der Zukunft, was jene versagte.

Da kommt plötzlich die Nachricht vom jakobinischen Staatsstreich des 18. Fruktidor (4. September 1797). Die Schreckenszeiten scheinen wiederzukehren. Wird das nicht auch Reinhard, dem langmütigen Verteidiger der Revolution und der Republik, zu viel sein? Nein, er sieht in dem Bruch der Verfassung für die Republik das große Rettungsmittel aus allen Gefahren, die sie bedrohen. Dann wird der Friede von Campoformio durch Bonaparte, dem Direktorium zum Trotz, ge-

schlossen. Die Rheingrenze wird grundsätzlich von Frankreich beansprucht, ganze Länder werden vertauscht und verschachert — wie stimmte das mit den enthusiastischen Anfängen des Krieges im Jahre 1792? Wo blieb das Recht der Selbstbestimmung der Völker? Wo die allgemeine Freiheit durch allgemeine Revolutionierung? Nun war der Kriegspolitik Frankreichs der letzte ideale Schimmer abgestreift; die Politik der Möglichkeiten war an die Stelle der Politik erhitzter oder begeisterter Phantasie getreten: ein berechnender Staatsmann und Feldherr, Bonaparte, nahm die Leitung der Geschicke Frankreichs und wenn möglich Europas in die Hand. Nicht Umsturz und Demokratisierung, sondern Macht war das Ziel des Emporkömmlings, und sein erstes Mittel Trennung Österreichs von England, zu dessen Bekämpfung zunächst alles aufgeboten werden mußte. Unser weltbürgerlicher Idealist erlebte seine erste gründliche, nachhaltige Enttäuschung: es war also nichts mit dem Erfolge, den er vom Sieg der französischen Waffen für die europäische Freiheit erwartet hatte. Und nun? „Es blieb ihm kein anderer Trost übrig, als hartnäckig den Glaubenssatz zu wiederholen, daß trotz alledem in dem einen Lager die Freiheit, in dem andern die Knechtschaft sei." So wenig verstand er die letzten Ziele des siegreichen Korsen! In trotzigen Liedern grollte Reinhard über die Feigheit der Völker, höhnte er über den allgemeinen Friedensjubel. Und als die Doktorin, bekümmert über solchen Trotz, ihren Schwiegersohn in beweglichen Versen umzustimmen suchte, da wurde das gute Herz des schwäbischen Lyrikers weich und zu einem Familienfeste fand er die richtige Wendung: ausgehend vom glücklichen Familienfrieden, erhob er Geist und Herz durch

den Ausblick auf ein künftiges Friedens- und Freisheitsideal der Menschheit.

Aber vergebens legt er gutherzig sich die Dinge nach seinem felsenfesten Idealismus zurecht, vergebens sucht er den inneren Zwiespalt mit sophistischen Künsten und doktrinärer Rechthaberei zu verdecken. Und doch, er kann nicht anders als trotz alledem an den Triumph des Guten glauben, und so wird er auch der Gewaltherrschaft Bonapartes seine Dienste leihen, weil seiner Überzeugung nach auch das Böse dem Guten dienen muß. Enttäuschung auf Enttäuschung kann nicht ausbleiben, nagender Unmut, dumpfe Selbstquälerei, freudloses Brüten nehmen immer mehr von seiner Seele Besitz, aber los kann er nicht kommen von der Stelle, wohin ihn sein Schicksal, sein Glaube gestellt hat. Einer seiner Freunde, v. Hennings, sagt ihm ein wahres, moderne Anschauungen vorwegnehmendes Wort: „Die alten Gallier sind wieder aufgestanden; sie haben, wie die ehemaligen, wahre Franken nötig, um eine bürgerliche Nation aus ihnen zu machen.“ Ein Grund mehr für den Pflichtgetreuen zu bleiben.

Schon die nächsten Zeiten sollten seinen Idealismus auf noch härtere Proben stellen. In Hamburg war Reinhard nach dem Frieden von Campoformio überflüssig. Im Dezember 1797 wurde er von Talleyrand, der 1796 nach Frankreich zurückgekehrt und seit Juli 1797 Minister des Äußern war, zum Gesandten der Republik in Florenz ernannt. In der naiven Überzeugung, daß die Mehrheit im Direktorium aus entschieden ehrlichen Männern bestehe, ging Reinhard zunächst nach Paris. Wenn aber, so schrieb er an Hennings, seine Hoffnungen auf Neubegründung des Völkerrechts nach

Herstellung des Weltfriedens fehlschlügen, dann fliehe er „in Irokesenhaine" oder an den „Ontariosee". Wenige Tage später speiste Reinhard in Paris mit Bonaparte und ward „ganz von der Allgewalt seines Genius durchdrungen". Von weltferner Idylle, vom Leben in Indianerhütten verlautete kein Wort mehr: die letzten Regungen der Empfindsamkeit kamen angesichts des großen Realpolitikers zum Schweigen. Im Frühjahr 1798 reiste Reinhard, nachdem er seinen alten Vater, die Stätten und Freunde seiner Kindheit aufgesucht hatte, an den toskanischen Hof. Das Großherzogtum Toskana stand mit Frankreich im Neutralitätsvertrag, aber schon umspülten die Wellen der Revolution das in träger Ruhe verharrende Land. Mit den besten Vorsätzen und dem stärksten Optimismus betrat Reinhard das Land, dem die Waffen der Republik, wie er trotz böser Erfahrungen hoffte, noch Freiheit und Glück bringen sollten. Doch der neue Gesandte fand schwierige Verhältnisse vor. Das Volk liebte die Dynastie, der es die Wohltat der Leopoldinischen Verfassung verdankte; es haßte die Franzosen als fremde Eindringlinge und Erpresser. In den franko-italienischen Nachbarrepubliken kam es zu blutigen Aufständen. In die Wirren des zweiten Koalitionskrieges ward auch Toskana hineingezogen und von französischen Truppen besetzt. An Stelle der großherzoglichen Regierung wurde am 27. März 1799 Reinhard zum Regenten des Landes ernannt: der Zögling des Tübinger Stifts an der Spitze eines Großherzogtums! In schwungvollen Proklamationen verkündete er seine Regierungsabsichten: nun glaubte er, endlich seine jugendlichen Ideale von Weltverbesserung verwirklichen, das Volk „beglücken", ein Regiment „nach Grund-

sätzen" einrichten zu können. Rastlose Arbeit und Aufklärung sollten seine Mittel sein; er verachtete die üblichen Räubereien und Gewalttaten der französischen Beamten und Generäle und konnte doch Raub und Erpressung, Gewaltmaßregeln und andere Willkürhandlungen nicht verhindern. Stärker als die wohlmeinende Zivilverwaltung Reinhards war die militärische Tyrannei, und so konnte der Dichter Vittorio Alfieri die französische Regierung in ihrer Mischung einem Tiger vergleichen, der von einem Kaninchen geführt werde. Kein Wunder, daß der Regent einen völligen Fehlschlag seiner guten Absichten erleben mußte. Das toskanische Volk wies, sobald es nur konnte, das mit fremden Bajonetten gebrachte Beglückungssystem zurück, verachtete die Freiheitsträume und Freiheitsgrundsätze, die ihm aufgedrungen werden sollten, und verjagte die Franzosen mitsamt ihrem hochherzigen Gesandten. Tief schmerzte es den edlen Idealisten, daß die frohe Botschaft der Menschenrechte das toskanische Volk nicht aufgeweckt und zur „Freiheit" gerufen hatte; tief bekümmerte ihn das Schicksal des armen Volkes, über das nun die Reaktion mit grimmer Wut hereinbrach. Ihm erschien als „Unfähigkeit zur Freiheit", was in der Tat nur Auflehnung des Nationalgefühls gegen Vergewaltigung war. Doch die Hoheit seiner Vorsätze und die Tiefe seiner Enttäuschungen mag man aus dem Geständnis entnehmen, das er viele Jahre später Goethe gegenüber machte: „Mein Kulminationspunkt freier, selbstbewußter Tätigkeit war Toskana. Die Ereignisse von 1799 und vor allem die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Mut, meine Freudigkeit war dahin." Gemütlich schwer erschüttert, langte er am 28. Juli 1799 in Toulon an.

Dort erwartete den Flüchtigen eine überraschende Nachricht: er war am 20. Juli vom Direktorium zum Minister des Auswärtigen, an Talleyrands Stelle, ernannt worden. Der vom Rat der Alten zum Direktor erwählte Sieyès hatte seinen gelehrten schwäbischen Freund begünstigt, und der schlaue Talleyrand konnte sich keinen besseren Platzhalter wünschen in einem Augenblick, da er selbst das sinkende Schiff des Direktoriums schleunigst zu verlassen für gut fand. Und so nahm denn der schwäbische Magister während einiger Monate den höchsten Beamtenposten im mächtigsten Staate Europas ein! Notre bon Wurtembourgois, wie die Direktoren ihren ersten Minister zu nennen liebten, machte sich mit Ernst und Eifer an die Geschäfte: er stellte Mißbräuche ab, organisierte den Dienst, führte allerlei Verhandlungen mit Preußen, Baden, Württemberg und der Schweiz und gab dem Herrn und Meister aller, Bonaparte, die Weisung, aus Ägypten zurückzukehren. Aber an demselben Tag, an dem Reinhard die letzte Hand an seine Depeschen legte, traf wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Ankunft des Retters in der Gefahr ein. Und bald entfernte der 18. Brumaire (9. November) den Minister von seinem Posten: die Konsulatsregierung begann, Frankreich hatte seinen Herrn, der alles wollte, alles konnte, alles selber tat. Talleyrand erhielt das Portefeuille des Auswärtigen als Lohn für seine Teilnahme an der Verschwörung. Der Deutsche Reinhard fand keine Gnade vor den Augen des Konsuls Bonaparte: „Wie kommt es", herrschte er ihn bei der ersten Begegnung an, „daß der erste Minister der französischen Nation deutsch spricht zu den fremden Gesandten, die französisch sprechen?" Daß er wenigstens einen ehrenvollen Abgang erhielt, ver-

dankte le bon Wurtembourgois seinem alten Gönner Sieyès: Reinhard wurde als Gesandter in die mit unmenschlicher Härte durch die französischen Freiheitsbringer vergewaltigte Helvetische Republik, das Land seiner jugendlichen Begeisterung, geschickt.

3. Unter Konsulat und Kaiserreich

Wo waren die Hoffnungen und Entwürfe, mit denen der junge Magister vor Jahren ins Freiheitsland gezogen war! Was war aus dieser Freiheit und Einfalt selbst geworden! Mit einem wohlmeinenden Optimismus immer noch gewappnet, zog Reinhard um die Jahrhundertwende in der Schweiz ein mit dem Auftrag, in der mit französischer Hilfe gewaltsam wieder hergestellten Helvetischen Republik die Gemäßigten zu unterstützen und den Föderalismus zu begünstigen. Schon in Basel fand er ein Schreiben Lavaters vor, der den biederen Schwaben flehentlich um Hilfe für sein zerrüttetes Vaterland bat: „So viel Übles haben uns die Franken gebracht! Sollte uns mit Reinhard nicht etwas Gutes aus Frankreich kommen können?“ So schrieb der einst in stürmischer Sehnsucht von dem jungen Reinhard umarmte Mann von seinem Leidenslager aus, auf das ihn eine Franzosenkugel gestreckt hatte. Wie anders als dazumal, wo die Welt im rosigen Schimmer ungetrübter Ideale erschien. Mit bestem Willen ging der neue Gesandte an seine schwierige Aufgabe, mäßigend und vermittelnd zwischen den erbitterten, feindseligen Parteien zu wirken, aber der gutmütige Mittelsmann konnte es keinem recht machen und erntete noch dazu die Ungnade seiner Regierung. Reinhard wurde der Verbindung mit den Aristokraten, den Todfeinden der französischen Republik, angeklagt und von dem darüber verstimmten Ersten

Konsul, trotz der Unhaltbarkeit der Anschuldigung, der Wut der Parteien geopfert. Die Ideen seiner vermittelnden Politik drangen dann in der neuen Verfassung für die Schweiz siegreich durch, ihr Vertreter aber mußte weichen in dem Augenblick, wo er sich von dem revolutionären Ideal seiner jugendlichen Mannesjahre zu wahrhaft staatsmännischen, weil staatserhaltenden Gedanken hinwandte. Er selbst faßte die Summe seiner Berner Erfahrungen später in einem Briefe an Goethe zusammen: „In der Schweiz hatte ich eine unauflösliche Aufgabe zu lösen, und die Art, wie ich sie zu lösen gedachte, war unpraktisch; ich erfuhr den Fluch der guten Intentionen." Als Gast ist er später noch häufig in die Schweiz gekommen.

Im Jahre 1802 ist Reinhard als Gesandter der Konsulatsregierung nach Hamburg zurückgekehrt. Seit seinem ersten Aufenthalte war er, obwohl stets unentwegt an den Grundideen der Revolution festhaltend, durch verschiedene Leidensstationen gegangen und ein anderer geworden. Nun hatte der wohlmeinende Optimist endlich aus bittersten Erfahrungen die teuer erkaufte Weisheit geschöpft, der er gegen einen Schweizer Patrioten Ausdruck verlieh: daß man in der Politik schließlich immer mit „Transaktionen" und „Kompromissen" rechnen müsse.

Auch in Hamburg hatte sich vieles verändert. Die freie Hansestadt, zwischen den kriegführenden Mächten vergeblich lavierend, hatte Einbuße an Wohlstand, Leichtlebigkeit und — französischen Sympathien erlitten. In seiner eigenen Familie bekam Reinhard die heftige Abneigung gegen Frankreich und seinen Herrn, die „Gottesgeißel zu Malmaison", zu spüren. „Ich war empört und sehr unglücklich," äußerte

der verdüsterte Mann, der ohnedies schwer unter dem Druck seines jetzigen Berufes litt, später einmal zu Goethe. Ihm widerstrebte der Mann ja selbst, „der die wahren moralischen Kräfte verkannte", und andererseits beleidigte den korsischen Emporkömmling die „tüdeske Unbeholfenheit" des Deutschen, der es unterlassen hatte, dem Helden des 18. Brumaire den Hof zu machen. Mitfühlendes Verständnis für seine eigentümliche Lage und seine inneren Bedrängnisse fand Reinhard in dieser zweiten Hamburger Zeit, abgesehen von seiner Gattin, am ehesten bei dem Lothringer Karl von Villers, der, ein Gegenstück zu Reinhard, als Flüchtling nach Deutschland gekommen, für deutsche Bildung gewonnen worden war und es sich zur Aufgabe machte, die Bedeutung derselben seinen Landsleuten nahe zu bringen. Durch Villers hatte sich der Erste Konsul in die Geheimnisse der Kantischen Philosophie einweihen lassen. Villers liebte Deutschland und liebte vor allem die Hansestädte, wo er Gastfreundschaft gefunden hatte. Er nahm sich ihrer Interessen in mehreren Schriften an und kam so mit Reinhard in Berührung. Bald wurden sie Freunde. Dem französischen Deutschen gegenüber äußerte sich der deutsche Franzose mit einer seltenen Offenheit: „Sie sind nicht wie ich", schreibt er einmal, „am Fuße der Schafotte Zuschauer einer Revolution gewesen, die das Herz gefrieren macht. Sie haben nicht wie ich eine verletzte Empfindlichkeit davongetragen durch die Kenntnis der Welt, die auf die Unmöglichkeit, das Gute zu tun, angelegt ist. Glauben Sie mir, da heißt es einen weiten Weg zurücklegen, um endlich wieder zu dem Bedürfnis zu lieben und zu achten zurückzukommen. Sie sind unter der kleinen Zahl derer, die mich dieses Bedürfnis von neuem kennen lehren." Später, im Jahre 1811,

sollte Villers den Wert dieser Freundschaft erfahren; als der unermüdliche Anwalt der Hansestädte den peinlichsten Verfolgungen des mit eiserner Tyrannei in Norddeutschland schaltenden Marschalls Davoust ausgesetzt war und dieser seine Nachstellungen selbst ins Gebiet des Königs von Westfalen fortsetzte, da wurde der ehrliche Villers nur durch die warme Fürsprache Reinhards beim Kaiser gerettet.

Auch seinen Freund Kerner hat Reinhard wieder in Hamburg getroffen. Dieser hatte hier unterdessen eine kaufmännische Laufbahn einzuschlagen versucht und dann eine politische Zeitschrift, den „Nordstern", begründet, worin er freimütig und scharf die neue, bonapartistische Zeit kritisierte. Bald ließ Kerner, vielleicht von Reinhard vertraulich gewarnt, den „Nordstern" eingehen und versuchte es in Kopenhagen und Schweden mit seinem ursprünglichen, ärztlichen Beruf. Im August 1803 nahm er die Praxis in Hamburg wieder auf, hielt sich aber erzürnt von seinem alten Genossen fern, bis die Verlobung Kerners mit einer Hamburgerin die Aussöhnung herbeiführte. Am 27. Mai 1804 führte der Gesandte Frankreichs seinen Landsmann zum Traualtar. Hernach versammelte man sich zu einem ländlichen Feste, und hier war es, wo der Gesandte von einem Kurier mit der Nachricht überrascht wurde: das Konsulat sei in ein Kaiserreich verwandelt.

Schon vorher, im Jahre 1803, war der Krieg mit England wieder ausgebrochen. Wer sollte nun die Neutralität der Hansestädte, die Reinhard selbst beim Reichsdeputations-Hauptschluß durchgesetzt hatte, gegen Frankreich schützen, falls Napoleon hanseatisches Gebiet, das andern verschlossen bleiben sollte, zu besetzen für gut befand? In der Tat wurde nebst Hannover das hamburgische Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven

besetzt, und bald wurden auch die reichen Hansestädte, besonders Hamburg und Bremen, mit Zwangsanleihen herangezogen. Dies war offenbare Gewalt, gewissenlose Ausbeutung! Die französische Regierung aber wußte sich zu decken, indem sie ihren Gesandten vorschob und den durch seine unbestechliche Redlichkeit bekannten Manne seine Privatbeziehungen zur Ermöglichung dieser Geschäfte auszunutzen zwang. Als Deutscher mußte Reinhard doppelt auf seiner Hut sein, das Mißtrauen des Kaisers nicht zu erregen. Tadel und Zurechtweisungen des Allmächtigen blieben trotzdem nicht aus. Spione wurden jenem auf die Spur gesetzt. Mehr und mehr wurde er zur Vertretung einer Politik genötigt, die im Kampfe gegen England über alle Rücksichten sich hinwegsetzte. Hoffte er noch immer, daß auch unter dem Korsen die Revolution ihren Siegeszug gegen das alte Europa fortsetze? Er selbst hatte ja keine andere Existenz als die, welche er sich durch jahrelange Arbeit im französischen Staatsdienste geschaffen hatte: hier hielten ihn Gewohnheit und Ehrgeiz und vielleicht der Glaube fest, mäßigend wirken zu können. Aber die Selbstvorwürfe ließen sich damit nicht zum Schweigen bringen. Wie von bösen Geistern geplagt, verstört und verschlossen, so schildern ihn Briefe aus dieser Zeit. Trotz allem konnte er sich zu dem Entschlusse, sein Adoptivvaterland aufzugeben, nicht durchringen.

Da schien ein neues Ereignis ihm zu Hilfe zu kommen. In der Nacht vom 24. zum 25. Oktober ließ Napoleon durch französische Truppen den englischen Geschäftsträger in Hamburg, Sir George Rumbold, aufheben und dessen Papiere wegnehmen. Der französische Gesandte hatte, wenn auch in umschriebenen Wendungen, die vom Kaiser befohlene Gewalttat

mißbilligt, ja er hatte die erbetene Hilfe des Gesandtschaftspersonals verweigert. Diese Kühnheit kostete ihn seinen Hamburger Posten. Aber erst im März 1805 wurde er abberufen, und der habsüchtige Bourrienne, Napoleons früherer Privatsekretär, an seine Stelle gesetzt.

Nun trägt sich Reinhard mit dem Gedanken, am Rhein, als Kommandeur der Ehrenlegion, sich eins der zahlreichen „Nationalgüter" zu kaufen, und doch stellt er der Entschließung des Kaisers seine Zukunft anheim. Konnte er mit 44 Jahren sich in ein stilles Landleben vergraben? Er verbringt eine peinliche Wartezeit in den Rheinlanden und in Paris und erhält endlich die Stelle eines Generalkonsuls in der Moldau und den türkischen Donauprovinzen mit dem Sitz in Jassy. Das kam einer Verbannung und absichtlichen Zurücksetzung gleich, aber der Kaiser wollte ihn bestrafen und mochte ihn doch nicht ganz entbehren. Ein heftiger Auftritt war der Ernennung vorausgegangen. „Napoleon ballte dabei konvulsivisch die Faust" — wollte Reinhard sich nicht dessen gefährlichen Zorn zuziehen, so mußte er sich unterwerfen. Mit Frau und Kindern trat er die beschwerliche Reise an. Sein Gemütszustand während dieser Jassyer Zeit verursachte seiner Gattin viel Kummer und Sorgen, gleichwohl arbeitete er sich mit gewohnter Hingebung und Umsicht in die Pflichten seiner neuen Stellung ein. Seine Berichte, nach Form und Inhalt überhaupt immer musterhaft, dienten dazu, dem französischen Kabinett die Wichtigkeit der Donaufürstentümer in Beziehung auf Europa und sein Gleichgewicht klar zu machen, ihre strategische und politische Bedeutung im Falle eines Krieges mit Rußland hervorzuheben. Persönlich wertvoll wurden für Reinhard die in Jassy angeknüpften Beziehungen mit dem

österreichischen Konsul, Josef von Hammer-Purgstall, der sich später als Orientalist einen Namen machte und damals seinen Kollegen anregte, seine arabischen Studien wieder aufzunehmen.

Reinhard war wiederholt ohne Erfolg um seine Abberufung eingekommen, als ihn ein unerwarteter Gewaltstreich aus dem Jassyer Kreise riß. Die Russen, von Napoleon im Westen besiegt, hatten sich im November 1806 der Hauptstadt der Moldau bemächtigt, um von da einen Druck auf den franzosenfreundlichen Sultan Selim III. auszuüben. In der russischen Invasionsarmee befand sich jener Fürst Dolgoruki, der als Adjutant des Zaren Alexander vor der Schlacht bei Austerlitz eine Unterredung mit Napoleon gehabt hatte und von diesem in dem Schlachtbericht als ein hochmütiger junger Windbeutel (jeune freluquet) bezeichnet worden war. Jetzt ließ er seine Rache an dem französischen Geschäftsträger in Jassy aus. Auf Anreizung des Fürsten ließ der russische General Michelsen ihn mit seiner Familie, den Beamten des Konsulats und anderen Franzosen verhaften und durch eine Kosakenabteilung mitten in der rauhesten Winterszeit in die Ukräne, nach Krementschug am Dniepr schleppen. Alexander aber befahl, die Franzosen frei zu geben und zurückzugeleiten. Und so machten sie die Reise noch einmal bis Lemberg, von wo Reinhard, um seine und seiner zarten Frau erschütterte Gesundheit herzustellen, nach Karlsbad ging. Mitte Mai 1807 trafen sie dort endlich ein.

Dieser Aufenthalt in Karlsbad brachte Reinhard die reichste Gabe seines Lebens, die Freundschaft mit Goethe. Dieser selbst hat sich eingehend über das neue Verhältnis, „welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete", in

seinen „Tag- und Jahresheften“ ausgesprochen. Goethe fand „beide Gatten wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmutig und liebenswürdig“, und Kanzler Müller, der Vertraute beider Männer, bezeugt, daß diese Begegnung ein „inniges Freundschaftsverhältnis“ herbeiführte, „das, auf der reinsten Achtung und Anerkennung beruhend, nur mit ihrem letzten Lebenshauch endete. ... Wenn Goethe an vielseitiger Wissenschaftlichkeit und genialer Anschauung des Lebens voraus war, so erbaute er sich dagegen an der geistreichen Auffassungsgabe Reinhards, an seiner edlen, durchaus zarten Sinnesweise und an dem reichen Schatze von Erfahrungen, die Reinhard in einem vielbewegten, oft gefahrvollen Leben eingesammelt hatte“. Ihre wachsende Teilnahme läßt sich in den Aufzeichnungen Goethes Tag für Tag verfolgen; für seine Farbenlehre gewann er in dem „neuen Freunde“ einen verständnisvollen Jünger und Apostel zugleich. Weit größer war der Gewinn für Reinhard selbst. Wieder und wieder hat er in unwandelbarer Dankbarkeit den köstlichen Wert der Freundschaft Goethes anerkannt: „Sie sind in jedem Sinne mein Wohltäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an.“ „Nicht das Wasser, Sie haben mich kuriert,“ so und ähnlich lauten seine Äußerungen an Goethe selbst. Niedergedrückt durch äußere und innere Erfahrungen, an den Dienst des ungnädigen Gewaltigen gefesselt, voll Mißtrauen gegen seine bisherigen Gönner, voll Sorge um die Zukunft seiner Familie und gequält von dem ewigen Widerstreit in seiner Seele, empfing er hier ein Licht, das seine künftigen Tage erhellte und ihn der Welt gegenüber mit neuem Selbstvertrauen erfüllte. Jetzt hatte er wieder festen Boden unter den Füßen

und sein Leben wieder einen Reiz, den es längst verloren hatte.

Am 15. Juli schied Reinhard mit den Seinen von Karlsbad. Die Reise ging zunächst nach Dresden, wo er den Kaiser wiedersah, aber keine Verwendung fand. In Weimar besuchte er Goethes Haus und fand sich schnell zurecht im Goetheschen Kreise. Hätte er solchen Menschen früher nahe gestanden, das fühlte er, so hätte sein ganzes Leben eine andere Wendung genommen. „Aber dieses Geheimnis", schreibt er an Goethe, „verbarg mir die Nemesis. Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um so mehr verzweifelte ich, anderswo eigenen Grund und Boden zu finden. Ich erschien mir in jedem Sinne als ein Mensch ohne Vaterland." Von nun an ist er nicht mehr heimatlos: Weimar ist künftig sein Vaterland. So war er auf Umwegen und Irrwegen ebendahin gelangt, wohin die Goethe und Schiller, von den gleichen Jugendidealen ausgehend, in der Selbstentwickelung ihrer Persönlichkeiten gekommen waren.

Nun ging er auch daran, sich eine Heimstätte zu gründen. Mit Sulpiz Boisserée, dem emsigen Freund altdeutscher Kunst, mit dem auch Goethe durch Reinhard zusammengeführt wurde, erwarb er zwei Güter: Falkenlust zwischen Bonn und Köln und Apollinarisberg bei Remagen. Seines ländlichen Friedens froh, schlug Reinhard die ihm von Paris angebotene Stelle eines Generalkonsuls in Mailand aus unter Berufung auf seine leidende Gesundheit. Im Verkehr mit Boisserée und Friedrich Schlegel, dessen Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack Reinhard anzogen, dessen Übertritt zum Katholizismus ihm aber gar nicht gefiel, verlebte er eine herrliche Zeit in

Köln und in Falkenlust. Nun kommt er endlich zur Selbstbesinnung, zur Ordnung seiner Gedanken und Erfahrungen. Mit klarem Bewußtsein wendet er sich ab von der Revolutionsdoktrin; dem Aufklärer und Rationalisten ist durch den eigentümlichen Gang seines Lebens, wie er Goethe bekennt, der „dunkle Sinn für die unsichtbare Welt" geworden; er denkt nach über Schicksal und Weltordnung, Notwendigkeit und Freiheit; das Wesentliche ist ihm nun die Behauptung der Persönlichkeit, ihr Anrecht auf höchste geistige und moralische Ausbildung. Wie gründlich die öde, schablonenhafte Revolutionslehre abgetan ist, zeigt die Erkenntnis: „Jeder Mensch trägt seinen Gott in seinem Busen .... hier ist unendliche Mannigfaltigkeit, nichts ist einer mechanischen Leitung fähig; alle Einheit ist tödlich, und der furchtbarste Seelenmörder ist der, der sich erfrecht, das Heilige zu kommandieren wie ein Soldatenexerzitium."

Zugleich erfrischt er sich an den literarischen Quellen der Nation, in ländlicher Stille auf deutschem Boden vollzieht sich eine innere Rückkehr zum Deutschtum: „Nun da ich mich auch in jedem Sinne wieder germanisiert hatte, gewann das Ganze der Literatur für mich Interesse." Vor allem richtet er sich auf an den Werken Goethes: „Ihre Werke stehen, ein unvergängliches Denkmal, über unseren literarischen und politischen Trümmern; und sollten die meisten Schöpfungsversuche in ihr Nichts versinken, sollten die Fluten des Ostens und des Westens über Deutschland zusammenschlagen, so würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir *gewesen* sind."

Doch nicht nur sein Leben überschlägt er, auch seine — Renten und entdeckt, daß sie zu diesem sorgenlosen Leben nicht ausreichen. Er bittet in Paris um Anstellung oder

Pension und erhält seine Ernennung nach Kassel, als Gesandter an den Hof König Jérômes.

Die Berufung, aus eigenem Antrieb des Kaisers hervorgegangen, war schmeichelhaft nach so vielen Erniedrigungen. Reinhard selbst fand darin „einen schönen und edlen Zug," damit habe Napoleon sein Herz gewonnen: „Ich muß und werde folgen, und sollte ich dabei zugrunde gehen." Und Goethe meinte: „Unter einem solchen Heerführer, wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschähe!" Überdies konnte sich Reinhard, wie ein deutscher Patriot, der in Norwegen geborene Holsteiner und Geschichtsschreiber der Romantik Hendrik Steffens, sagt, mit der Hoffnung schmeicheln, „in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein".

Es war der verantwortungsvollste und einflußreichste Posten seines Lebens, den Reinhard am 3. Dezember 1808 bezog. Als Gesandter des Kaisers ging er allen anderen vor. Seine Aufgabe war, alle Vorgänge im Königreiche zu überwachen, an das Ministerium eingehende Berichte und an den Kaiser persönlich besondere Bulletins, eine fortlaufende Hof- und Landeschronik, zu liefern; außerdem aber, und das war das Heikelste, dem lustigen König je und je das Mißfallen seines selten zufriedenen kaiserlichen Bruders auszudrücken. Diese Aufgabe erforderte Takt, Unterscheidungsgabe, schnellen Blick und Darstellungskunst: das alles besaß Reinhard in hohem Maße. Aber hier stand nicht nur der Beifall seines Auftraggebers, sondern auch die Achtung seiner deutschen Landsleute für den Gesandten auf dem Spiel. Daß Reinhard imstande war, dem Unterdrücker Deutschlands gerade an dieser Stelle zu dienen, hat das schärfste Urteil über seinen

Charakter herausgefordert. Arndt hat ihn einen „deutschen Apostaten", den „willigen Schergen des Mannes" genannt, „der sein Vaterland schändete". Andere aber, nicht minder deutschgesinnte Männer, nannten den Schwaben einen „Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen", ja einen „edlen Deutschen, einen Mäcenas und Musageten". Seine Unparteilichkeit wird selbst von Jérôme Bonaparte anerkannt. Dr. Harnier, der Hausarzt seiner Frau, ein Mann von entschieden deutscher Gesinnung, von der er Reinhard gegenüber kein Hehl machte, rühmt, daß er als „Beschützer deutschen Wesens" als „Anwalt der Menschlichkeit, als Hort der Bedrängten" den Deutschen sich wert gemacht habe. Durch keine Späher und Denunzianten habe der vom Vertrauen des Kaisers getragene Gesandte sich auch nur einen „Augenblick in der großartigen Zuversicht seines Handelns irren lassen". Als ein hochgebildeter, bescheidener Mann, in dem der Diplomat durch den Menschen veredelt werde, erscheint Reinhard in der Schilderung des Arztes, und wie Goethe, Steffens und Boisserée rühmt dieser sein „beharrlich deutschgebliebenes Gemüt".

Aber hier empfindet Reinhard auch mehr als je die Tragik seiner Doppelstellung. „Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jérôme kann ihm die Achtung nicht versagen, die Deutschen schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund; alles ist mit ihm zufrieden — am wenigsten er selber: er konnte es nicht sein. An der Fiktion, als ob persönliche Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue über Konflikte hinwegzuhelfen vermöchten, welche die Gerechtigkeit ausschlossen, ist auch Reinhard gescheitert." Dieses Urteil des Biographen Lang trifft den Nagel auf den Kopf. Durch keine Kunst der Selbstüberredung ließ sich die innere Stimme zum Schweigen bringen: „Daß er ein Deutscher

war und blieb, hat er vielleicht niemals stärker empfunden, als in der Kasseler Zeit, da er, der Vertrauensmann des Kaisers, Tag für Tag mit ansehen mußte, wie deutsches Wesen durch eine fremde Glücksritterbande mißhandelt wurde." Und der dänische Geschäftsträger in Hamburg J. G. Rist sagt in seiner Charakteristik Reinhards: „Er diente eifrig genug, obwohl wahrscheinlich nicht mit Überzeugung, dem Kaiser Napoleon, während er ... als französischer Vormund deutsche Männer und deutsche Richtungen auf alle Weise begünstigte." Rist spricht weiter von dem inneren Widerspruch zwischen deutsch-schwäbischer Natur und der übernommenen Pflicht, „an Deutschlands Unterdrückung mitzuarbeiten", und fährt fort: „Die Hälfte seiner Eigenschaften, oder eine günstigere Mischung derselben, hätte einen viel brauchbareren und glücklicheren Mann gebildet; aber der Schwabe, der französische Beamte, der Staatsmann, der Philosoph, der Baron und der Dichter, wollten sich nicht recht miteinander vertragen; und so hat einer der seltensten Menschen, an wahrem tiefem Gehalt ... auf das glücklichste begabt, nur ein mittelmäßiges Los wahren Wohlseins gezogen und auch um sich keine Gemütlichkeit und kein Glück zu verbreiten gewußt."

Was ihn menschlich entschuldigt, aber seinen Wert als Staatsmann und Diplomat mindert, ist seine rationalistische Naturlosigkeit: er ist des guten Glaubens, daß sich französisches Wesen ohne Anstand auf das deutsche aufpfropfen und so ein Mittelglied zwischen Deutschland und Frankreich und zugleich ein Musterstaat für die unpolitischen Deutschen sich erzielen lasse. So scharf er beobachtet, es fehlt ihm jeder Blick für die Regungen der Volksseele und den Ernst der Zeichen, mit denen sich die deutsche Erhebung ankündete; er glaubt

an kein wahres (politisches) Deutschland als an dasjenige unter Napoleon, und noch nach dem Moskauer Brande meint er: „Diese zerknickte und zersplitterte Nation hat durchaus nichts von sich selbst zu erwarten," wie ja auch Goethe noch im April 1813 gegen den Vater Theodor Körners äußert: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten, soviel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß."

Mochte der Gesandte Napoleons noch so gewissenhaft seines dornenvollen Amtes walten, er konnte durch seine guten Absichten und alle Vorstellungen nicht verhindern, daß der Kaiser das von ihm geschaffene Königreich schwer belastete und schädigte; er vermochte auch, wie er später einsehen lernte, Jérômes Sinn nicht umzuwandeln. Äußere Ehrungen, die Erhebung zum Baron des Kaiserreichs und die Verleihung einer Dotation, konnten für den Mangel an innerer Befriedigung nicht entschädigen. Doch während er sich noch mühte und sorgte und mit andern den Zusammenbruch des Königreichs von innen her fürchtete, bereitete sich in Rußland schon das Ende der ganzen napoleonischen Herrlichkeit vor. Am 23. Juli 1813 hatte Reinhard in Dresden die letzte Audienz bei Napoleon. Er fühlte sich so völlig erschöpft, daß er, wie in einem Zustand von Schlaftrunkenheit, „Dinge sagte, die nicht von dieser Welt waren". Den Kaiser dagegen fand er voll gesunder Kraft, ruhiger Überlegenheit und Selbstbeherrschung. Reinhard wurde gnädig entlassen, und sein seltsames Benehmen ehrfurchtsvoller Scheu zugeschrieben. Nicht lange danach schwärmten die Kosaken vor Kassel, und in hellem Schrecken machte sich Jérôme auf und davon über Wetzlar nach Koblenz; Reinhard mit in der flüchtigen Schar. Das war am 28. September 1813. Am 12. Oktober, seinem

Hochzeitstage, fand Reinhard auf seinem Landsitz Falkenlust Stimmung zu hübschen Versen an die Gattin, aber schon am 16. Oktober, dem ersten Tag der dreitägigen Völkerschlacht, war er mit Jérôme wieder in der Hauptstadt. Nun wollte der französische General Allix über die angeblichen Verräter ein Blutgericht verhängen. Nur dem nachdrücklichen Dazwischentreten des kaiserlichen Gesandten gelang es, die Kasseler Notabeln vom Tode zu erretten, und damit sicherte sich Reinhard noch zuletzt die Achtung und Dankbarkeit der Einwohner von Kassel. Zehn Tage danach floh der König zum zweiten Male, auf Nimmerwiederkehr! Reinhard harrte aus, bis der Thron, bei dem er beglaubigt gewesen, in Stücke gebrochen war: seine Mission war beendet, der Traum einer Verschmelzung deutscher und französischer Nationalität zerronnen, die Kluft zwischen gallischem und germanischem Volkstum weiter als je! Die Größe des „Mannes" lag in Scherben, die „zerknickte und zerlitterte" Nation hatte sich im Riesenkampf um ihre Freiheit bewährt. Nun kam auch für Reinhard die Zeit, noch einmal Zweck und Inhalt des eigenen Lebens zu prüfen und seine Zukunft zu erwägen.

4. Während der Restauration

„Still und zurückgezogen" brachte Reinhard den Winter 1813 auf 1814 in Paris zu, im Verkehr mit dem welterfahrenen Einsiedler Graf Schlabrendorf und dem holländischen Diplomaten Reinhold, einem früheren Stuttgarter Karlsschüler, der bald von seinen wissenschaftlich-poetischen Beschäftigungen hinweggerufen wurde, um Holland, jetzt unter dem Prinzen von Oranien, wieder zu dienen. Nach dem Einzug der Verbündeten war das Reinhardsche Haus ein Sammelpunkt der

deutschen Staatsmänner und Gelehrten, die der Sieg in Paris zusammenführte. Herzog Karl August von Weimar, Wilhelm v. Humboldt, den Hanseaten Smidt, Lindenau, Steffens, Adam Müller, lauter alte Bekannte, sah Reinhard wieder. Von neuen Bekanntschaften war ihm die interessanteste die des Freiherrn vom Stein, dessen große Geistesfreiheit ihn sehr für ihn eingenommen habe. Mit Macht, wie nie seit 1787, zieht es den in sich Gekehrten nach dem alten, nun wieder erstandenen Vaterland zurück. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt er der Entwicklung der Dinge, und schon jetzt fällt ihm die Gutmütigkeit der Sieger auf, und wie hoch die Franzosen schon wieder den Kopf tragen. In dem aufkeimenden Gedanken, Frankreich den Rücken zu kehren, wird er von seiner Frau bestärkt, die durch alle Wechselfälle des Lebens ihre innige Liebe zum Deutschtum bewahrt hat und aus ihrer Freude über Deutschlands Auferstehung kein Hehl macht. Aber er wartet ab, seiner Art getreu, wohin das Schicksal ihn führen wird. Er hat wegen einer Anstellung in deutschen, preußischen Diensten bei Hardenberg und Humboldt behutsam seine Fühler ausgestreckt, aber für den Augenblick leider ohne Erfolg. So bleibt er vorläufig auf dem sicheren Boden, mit widerstreitenden Empfindungen und Erwägungen. Dieser Unschlüssigkeit macht der alte Versucher Talleyrand, sein Schicksalslenker, ein Ende. Der Königsmacher der ersten Restauration läßt ihm sagen, er wünsche sein Leben mit dem alten Bekannten und Gehilfen zu beschließen, und Reinhard nimmt, zum großen Leidwesen seiner Frau, eine Stelle als Direktor im auswärtigen Ministerium an. Aber die drückende Atmosphäre der Ungewißheit lastet nach wie vor schwer auf ihm, „manchmal", so berichtet einer der alten Freunde, „glich seine ragende

Gestalt der des Königs Saul, den der böse Geist ergriffen hat". Und so trifft ihn der härteste Schlag seines Lebens: seine Frau stirbt am 19. Februar 1815, sein guter Geist ist damit von ihm gewichen. Einen Monat danach, Mitte März, erscheint Napoleon wieder auf dem Schauplatze. Diesmal schwankt Reinhard keinen Augenblick: dem Korsen will er nicht wieder dienen. Mit dem festen Entschluß, „Deutschland wieder anzugehören und dem fremden Lande zu entsagen, wo wissend, schauend, unverwandt meine Kassandra ihr Geschick vollendet hat", flüchtet er sich und die Amtssiegel des Ministeriums, nach Brüssel, vergißt aber die wichtigsten Aktenstücke, die geheimen von Talleyrand mit Österreich und England am 3. Januar geschlossenen Defensivverträge, mit fortzunehmen — eine Vergeßlichkeit, die Talleyrands Feinde später instand setzte, den Minister zu beseitigen. Von Napoleon wird Reinhard förmlich eingeladen zurückzukehren, aber er erwidert ablehnend: „Mein Gewissen kann nicht gleichen Schritt halten mit einer Nation, die allzu schnell entweder ihren Kaiser oder ihren König verleugnet hat." Dem König Ludwig XVIII., der sich Ende März nach Gent begeben hat, gibt er seine Haltung zu wissen, aber der ultraroyalistische Hof läßt den liberalen Diplomaten sein Mißtrauen fühlen; der König erteilt ihm Urlaub: seine Dienste seien augenblicklich nicht notwendig. Und nun reist er in finsterer Verschlossenheit, von Gespenstern des Argwohns verfolgt, nach seinem Besitztum am wieder deutsch gewordenen Rhein, „hinter ihm das Chaos des fremden Landes, dem er bis zur Selbstverleugnung gedient hatte, Ehre und Einfluß dafür eintauschend, doch keine innere Befriedigung. Unschlüssig war er noch immer, doch fühlte er sich mächtig nach der deutschen Seite hin-

gezogen, ja hingedrängt, als seine Reise auf eine Weise unterbrochen wurde, die dem anderen Genius, der um seine Seele stritt, unerwartet Hilfe brachte." Am 3. April wurde er an der belgischen Grenze durch die preußische Militärpolizei verhaftet, seiner Papiere beraubt und durch Gendarmen nach Aachen und dann nach Frankfurt a. M. gebracht. Selbst das ehrenvolle Zeugnis des Herzogs von Wellington konnte ihm nicht helfen, die Gesuche an die Verbündeten blieben ohne Erfolg, der Gedanke an Goethe und Weimar war zwecklos — da verwandte sich Ludwig XVIII. für ihn und bot ihm für die Kränkung ehrenvolle Genugtuung. Am 30. April wurde Reinhard entlassen, Hardenberg entschuldigte das „Mißverständnis" — gewisse Papiere, die man gesucht, hatte man offenbar nicht gefunden. Aber mit Frankreich waren durch diesen Zwischenfall die Bande wieder fester geknüpft. Reinhard dankte dem König für seine Teilnahme, und bald danach wurde er in seinen früheren Platz wieder eingesetzt, am Ludwigstage (1815) zum ordentlichen Staatsrat ernannt und in den Grafenstand erhoben, mit der Verbindlichkeit, diesen Titel an ein in Frankreich zu kaufendes Gut zu knüpfen. Neue Schwankungen traten ein, als der abermals berufene Talleyrand im September nach sehr kurzer Amtsdauer dem Herzog von Richelieu weichen mußte, aber Ende des Jahres erhielt der auf sein Gut Falkenlust beurlaubte Graf eine dauernde Bestimmung: er wurde zum bevollmächtigten Gesandten bei der deutschen Bundesversammlung und bei der Stadt Frankfurt ernannt.

Vierzehn Jahre lang, von 1816—1829, ist der vielumhergetriebene Mann in dieser Stellung geblieben. „Mit Mut und Zutrauen" ging er ihr entgegen, sie schien für den an

der deutschen Bildung mit allen Fasern seines Herzens hängenden französischen Diplomaten wie geschaffen: sie hielt ihn in dauernder Verbindung mit dem geistigen Leben der deutschen Heimat und sicherte zugleich seine materiellen Verhältnisse. Und doch betrat er eine „Dornenbahn", auf der er sich jeden Schritt erkämpfen mußte. Seinen hypochondrischen Neigungen sollte es hier erst recht nicht an Nahrung fehlen. Ein unerfreulicher Anfang war es schon, daß seine und der anderen ausländischen Gesandten Zulassung am Bundestage erst unter peinlichen Kämpfen erstritten werden mußte. So hatte er, zur Untätigkeit verurteilt, Muße genug, den Zänkereien und Gebietsstreitigkeiten der deutschen Staaten zuzuschauen. Kein ermutigender Anfang des neuen Deutschlands! Die patriotischen Unklarheiten, die da zur Geltung kamen, das Interesse der nach Souveränität lüsternen Kleinstaaten, den dunklen Drang der Reichspatrioten nach irgendeiner Einheit, die Abneigung der liberalen Föderalisten gegen „die veraltete Superiorität unserer Kaiserkrone" suchte der französische Gesandte zu benützen, und doch war in ihm, dem Sohne eines deutschen Kleinstaates, eine Mischung von allen diesen Unklarheiten selbst vorhanden. Naturgemäß kam er mit den Vertretern der Klein- und Mittelstaaten, die an Frankreich einen Rückhalt gegen Österreich und Preußen suchten, am schnellsten in freundliche Beziehungen. Von ihnen unterschied sich der französische Gesandte der Gesinnung und den politischen Zwecken nach kaum: er konnte seine Aufgabe genau so auffassen, als wenn er etwa seinen angestammten Fürsten hier zu vertreten gehabt hätte. Da war der phantastische, vielgeschäftige Planmacher und Reichspatriot Hans v. Gagern, der württembergische Gesandte Freiherr v. Wangenheim, ein

beredter Anwalt der liberalen Ideen, der gelehrte Sachse Lindenau, der edle Schwärmer für eine deutsche Nationalkirche Heinrich v. Wessenberg und andere, mit denen Reinhard herzliche Freundschaftsbande anknüpfte. Mit ihnen konnte man persönliche Ansichten und Pläne, gemütliche Hoffnungen und Luftgespinste austauschen, und über literarische und geistige Interessen weltmännisch und geistreich plaudern und sich dabei einbilden, man mache hohe Politik und stehe im Mittelpunkt der Weltereignisse. Wer die Ideen der liberalen Gruppe am Bundestag kennt, weiß auch, was er in den Berichten des französischen Gesandten an Vorschlägen für eine Bundesreform finden wird: Deutschland muß zu einem wirklichen, volkstümlich eingerichteten Bundesstaat werden; Deutschland darf im Interesse Europas und in seinem eigenen nicht eins, aber geeint sein, denn die wahre Einheit liegt nicht in den Regierungen, sondern in den Völkern, in der Gemeinsamkeit von Sitte, Sprache und Literatur usw. Natürlich ist er bitter enttäuscht, als sich die An- und Absichten der Freunde, die Hoffnungen auf eine liberale Entwicklung, nicht erfüllen. Mit richtigem Blick erkennt er die politische Wertlosigkeit des Bundestages, aber er dringt auch nicht tiefer: „Nationalität", so schreibt er am 11. Juli 1818, „wird der Deutsche schwerlich aus seiner Geschichte schöpfen, und was in diesem Sinne in den letzten Jahren geschrieben wurde, war nur ein vorübergehender Impuls; die Einheit der deutschen Geschichte beginnt und endet mit Tacitus." Wie sehr seine Sympathien den Mittelstaaten gehörten, geht aus seiner Stellung zum Zollverein hervor: principiis obsta, den Anfängen Widerstand zu leisten, war da sein Rat. In diesem Falle hat er mit Scharfblick die Folgen des preußischen Zollsystems wahr-

genommen und seine Regierung auf sie aufmerksam gemacht. Seine Stellung zu Rom ist durch sein protestantisches Selbstbewußtsein und langjährige Erfahrung vorgeschrieben: „Die Fragen," so schreibt er einmal an Wessenberg, „um die es sich handelt, sind durchaus von dieser Welt; allein gegenüber dem römischen Hof hängen sie stets mit dem Gewissen zusammen, und in Sachen des Rechts darf man ihm niemals nachgeben, weil er selber niemals nachgibt und von allem, was man ihm nachgibt, Besitz ergreift für Jahrhunderte." Schon 1828 beobachtete er mit Sorge, wie ultramontane Interessen die Politik aufs tiefste beeinflußten: „Der Kampf auf Leben und Tod des Kirchentums hebt sich jetzt überall als prädominierendes Moment der Zeitgeschichte hervor und von seiner Seite gar nicht ohne Hoffnung und Möglichkeit des Siegs." Bezeichnend für Reinhard war auch die Wahl einer Universität für seinen Sohn Karl. Er brachte ihn nach Straßburg, weil ihm diese „für die ganze deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite neigende Bildung" des Sohnes am angemessensten schien. Was er von der Erhaltung der deutschen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart in Straßburg schreibt, ist aus der Feder des französischen Gesandten von doppeltem Interesse: „Überhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der Einheit der Nation, der man angehört, werden anerkannt, und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung; aber wenn man im politischen Sinn sich gerne als Franzosen betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitte überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen." Das war im Jahre 1820! Und

heute nach mehr als vier Jahrzehnten neureichsdeutscher „Germanisierung"?!

Dem von ihm gefürchteten und bekämpften „neuen Jesuitismus" fiel er selbst zum Opfer, als im August 1829 die staatsstreichlustigen Ultras mit dem Ministerium Polignac die Pariser Regierung in die Hände bekamen: er wurde von seinem Posten abberufen und kehrte mit seiner jungen, liebenswürdigen Frau Virginie geb. von Wimpffen, die er vier Jahre vorher geheiratet hatte, nach Paris zurück. Gegenüber der wiedergewonnenen Heimat dünkte ihm die Weltstadt nur ein „vorübergehendes Absteigequartier". Bald erlebte der fast Siebzigjährige die neue Schicksalswendung Frankreichs: die Julirevolution. Als Opfer der Polignacschen Verwaltung nahm er an dem Erfolg der englisch-deutsch geschulten Doktrinäre, denen er jetzt am nächsten stand, vollen Anteil. Einen Augenblick dachte man daran, den greisen Diplomaten an die Spitze des Ministeriums zu berufen. Er selbst zog einen „gewissen politischen Quietismus" vor und bat um den Gesandtschaftsposten in Dresden. Der Deutsche in ihm vermochte sich nicht von Deutschland loszureißen. In Paris fühlte er sich „durch Neigung und Ungeschick" fast vereinsamt, in Dresden durfte er alte und neue Bekannte erhoffen, sich nahe der deutschen Bildung wissen. In Weimar war er ja gewissermaßen „naturalisiert". Fast zwei Jahre blieb er dort; im Juli 1832 wurde er in dauernden Ruhestand versetzt, zum Mitglied der Pairskammer und des lutherischen Konsistoriums ernannt.

Von Deutschland fiel ihm der Abschied schwer. Gemildert wurde der Trennungsschmerz durch den Hingang dessen, der seit 23 Jahren „als das belebende und segenspendende Ge-

stirn über seinem Dasein" gestanden hatte: Goethe war am 22. März gestorben. Und dann, welche Aussichten konnte dem alten Idealisten ein Deutschland bieten, wo eben im Rückschlag gegen die Julirevolution das überall aufflackernde liberale Wesen unterdrückt wurde? Dort dagegen, bei den Franken, schien nach der neuesten Umwälzung die Hoffnung begründet, daß „ein Geschlecht heranwachse, das die Grundsätze der Revolution, aus stürmischem Überschwang zu weiser Mäßigung gebändigt, in das Staatsleben dauernd einzupflanzen fähig sei, jetzt erst würdig, die Leuchte der Freiheit anderen Völkern voranzutragen". Auch auf diese täuschende Vorspiegelung sollte er noch verzichten lernen!

Der Pairskammer, der Akademie und der protestantischen Sache hat er in den letzten Jahren seine Kräfte gewidmet, in alten Erinnerungen, in der Pflege verwandt- und freundschaftlicher Beziehungen, im Genuß und in der Mitarbeit an den geistigen Bestrebungen seiner deutschen Heimat Trost und Erquickung des Alters gesucht. Das „junge Deutschland", das „Leben Jesu" von Strauß, fand in ihm noch einen scharfsinnigen Beurteiler. Als diese Schrift erschien, schrieb er an Wessenberg: „Das Christentum existiert, als Werk der Vorsehung, die in ihren Wegen und Mitteln für den menschlichen Verstand immer unbegreiflich, undurchdringlich ist; es existiert in seinen Vorschriften, in seinen Ideen, in seinen Ahnungen, in seinen Mitteln der moralischen Vervollkommnung, die so ganz der menschlichen Natur angemessen sind, und aus denen es den Beweis seiner Göttlichkeit zieht; mit einem Wort: wenn ihr meine Lehre befolget, sagt Jesus Christus, werdet ihr erkennen, daß sie von Gott kommt." Obwohl er sich selbst zum streng lutherischen Begriff bekannte,

versprach er sich mit seiner Gattin vom Einfluß solcher Männer wie des katholischen Wessenberg dereinst eine Vereinigung der christlichen Kirchen. Zur Förderung des Christentums unterstützte er die Bibelgesellschaft und die Gesellschaft für christliche Moral. Seine eigene letzte Arbeit war die Übersetzung einer deutschpatriotischen Schrift über Leibniz, gegen die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. gerichtet. Sein erstes Gedicht hatte Mélac und den tapferen Weibern von Schorndorf gegolten! Welch merkwürdiger Zufall! So blieb er tätig bis zuletzt und frischte auf mannigfaltigen Reisen seine früheren Eindrücke wieder auf.

Er erlebte noch den vereitelten Straßburger Anschlag Ludwig Napoleons, des „großen Tollkopfs", wie ihn Reinhard nannte; die Wegführung des Erzbischofs von Köln, worin er der preußischen Regierung aus einem politischen und welthistorischen Gesichtspunkt recht gab. Den Glauben an Fortschritt und Freiheit hat er sich bis ans Ende unerschütterlich bewahrt, aber von der „grundsätzlichen" Beglückungstheorie seiner Jugend war er geheilt. Politik war ihm zuwider. „O, die Politik! Ich habe sie übersatt, sie ist niemals mein Beruf gewesen! Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang!" Er hielt die Arbeit seines Lebens für „verlorene Mühe", nur das stimmte ihn froh, daß er doch manches Unglück habe verhüten können.

Nach Deutschland ging seine letzte Reise: über England und Hamburg kam er im Sommer 1837 mit seiner Frau nach Göttingen zum Jubiläum der Universität, die ihn für manche während seiner Kasseler Zeit erwiesene Wohltat in die königliche Sozietät der Wissenschaften berufen hatte. Neben

Alexander von Humboldt wurde Reinhard von dem Rektor Dahlmann mit allen Ehren empfangen. Nach Paris zurückgekehrt, starb er am 25. Dezember 1837, im Alter von 76 Jahren. Der 82jährige Talleyrand hielt ihm die Gedenkrede in der Akademie: aus ungemessenem Lobe hören wir es wie leisen Spott über den gutmütigen, selbstlosen Deutschen herausklingen, der sein Leben im Dienste fremden Volkstums hingebracht hat.

Mit der Entsagung eines tragisch gestimmten Gemütes ist Reinhard dahingegangen. Von der Gironde bis zum Julikönigtum hatte keine Regierung auf die Mitwirkung des gewissenhaften, kenntnisreichen und fleißigen Mannes verzichten wollen; immer bescheiden sich unterordnend und schmiegsam sich anpassend, war er stets ein unschätzbarer Gehilfe, ein unbedingt zuverlässiges Werkzeug seiner Auftraggeber gewesen. „Von der Religion der Pflicht erfüllt," wie Talleyrand ihm nachrühmt, hatte er selbst auf unbedeutenden und drückenden Posten ausgeharrt, einerlei, ob Unfähigkeit oder brutale Gewalt, beschränkter Fanatismus oder eine in den Mitteln wahllose Staatskunst die Zügel führte, immer in dem Glauben, daß er so oder so einen helleren Tag für die Menschheit heraufführen helfe. Lange erhielt er sich in dem Wahne, er diene nicht einer Partei, sondern nur Frankreich und dem allgemeinen Besten; der Kampf der wechselnden Gewalten gelte der Ausbreitung der neuen Ideen. Mit künstlichen Vernunftgründen suchte er es sich selber abzustreiten, daß diese Politik nur der Deckmantel nationalen Eigennutzes und gewalttätiger Eroberung war. Und doch mußte er unter schweren Seelenkämpfen der Logik der Tatsachen gegenüber auf den Traum der Verwirklichung des

menschenbeglückenden Vernunftstaates verzichten. Seine Liebe zur Menschheit und sein Haß gegen jede Art von Unterdrückung hatten ihn zum Diener der Revolution gemacht, aber gerade dadurch geriet er in Verhältnisse, die ihn mehr und mehr in Widerspruch mit seinen Idealen und zum widerwilligen Mithelfer der rohen Gewalt und Unterdrückung machen mußten. Seine diplomatische Wirksamkeit führte ihn überwiegend auf deutsche Posten und ermöglichte ihm den Anschluß an deutsches Geistesleben und deutsche Freunde, aber sie nötigte ihn auch, „unter seinen eigenen Landsleuten der Diener von Gewalten zu sein, die über keinem Lande so schonungslos und herzlos geschaltet haben, als über seinem Vaterlande". Gewiß, er suchte zu mildern und zu mäßigen, wo er nur konnte. Aber er geriet doch auch in äußere und innere Bedrängnisse, die ihn zuweilen in eine krankhafte Verdüsterung stürzten; aus einem dunklen Gefühl schwerer Schuld, die ihn bedrückte und seine Seele in Widerstreit versetzte, stiegen quälende Vorstellungen, rächende Gespenster auf: so hatte der Franzose gewordene Deutsche seine dem fremden Volkstum bewiesene Treue abzubüßen.

Im Hinblick auf Reinhard schrieb Wilhelm von Humboldt im April 1814, nach der ersten Einnahme von Paris, an seine Frau, man wisse in solchen Fällen nicht, „ob man sich freuen solle, daß die guten Grundsätze sich neben den sehr unlauteren Handlungen erhalten, oder betrüben, daß die Handlungen so sein können bei solchen Grundsätzen." Reinhard selbst aber bekannte bei einer Rückschau auf sein Erdenwallen, daß er auf alle Illusionen verzichtet habe und den Ertrag seiner Wirksamkeit gleich Null schätze; sein Leben erschien ihm als „eitel Stückwerk". Aus diesem demütigenden Gefühl,

der bitteren Erkenntnis aus schweren Erfahrungen, richtete ihn mehr als die Erinnerung an das Schlimme, was er hatte verhindern dürfen, die Gewißheit empor, daß, wer strebend sich bemüht, auf Erlösung hoffen dürfe: „So eilen wir dem Ausgang zu und erwarten, mit Ergebung, welches Tor er uns öffnen werde."

Schillers Vetter

Am 11. November 1759 wurde zu Marbach am Neckar in der Alexanderskirche der Sohn des Herrn Leutnants im General von Romannschen Regiment Johann Kaspar Schiller getauft. Am Tage vorher, am Luthertage, hatte Frau Dorothea das zarte Knäblein dem Gatten geschenkt. Dieser aber weilte fern in Sorgen. Kaum zwei Wochen vor dem erwarteten Ereignis, am 28. Oktober, war er mit seinem Regiment ausgezogen und stand nun in Unterfranken am Main bei den württembergischen Truppen, die Herzog Karl gegen „Subsidiengelder" dem französischen König verkauft hatte. Gerade am Tauftage rückten sie über den Fluß, um sich bei Fulda mit dem französischen Korps des Marschalls Broglie zu vereinigen, zur zweiten „hessischen Kampagne" gegen den großen Preußenkönig. Ruhm war da nicht zu holen. Unterdessen rüsteten zu Hause die Verwandten ein würdiges Tauffest, zu dem wohl auch der umsichtige Vater vor dem Ausmarsch die nötigsten Vorkehrungen getroffen hatte.

„Feierlich wie eine Hochzeit", so erzählte noch später eine Nachbarin der Schillerschen Familie ihrem Enkel, wurde die Taufhandlung vollzogen. So entsprach es dem Ansehen der Familie. An Paten und Festteilnehmern konnte es nicht fehlen, da die Frau Leutnant zu den Honoratioren des Städtchens gehörte. Neun susceptores, Taufzeugen, waren geladen. Klangvolle Namen und ansehnliche Titelträger waren darunter. Obenan steht der Oberst und Kommandant des Regiments, bei welchem der Vater diente, Christoph Friedrich

von der Gabelenz, wirklicher Kammerherr, auch Chevalier de l'ordre militaire de St. Charles. Der bekannte Oberst von Rieger soll sich „nachher" dazu angegeben haben. Ferner werden zwei Bürgermeister genannt, und eine Kollaboratorswitwe glänzt neben einer Vogts- und einer Bürgermeisterstochter. Mitten darunter findet sich der Name desjenigen, der nebst Oberst von der Gabelenz dem jungen Weltbürger die Vornamen leihen sollte: Johann Friedrich Schiller, philosophiae studiosus.

Dieser Studiosus Schiller ist eine interessante Persönlichkeit; nicht nur im Leben spielte er eine abenteuerliche Rolle, auch nach seinem Tode sollte ihm, in den Lebensbeschreibungen seines Patenkindes, manches Abenteuer und Mißgeschick begegnen. Er war der besonderen Teilnahme der Forscher schon deswegen sicher, weil er unter den männlichen Verwandten des Dichters von väterlicher Seite der einzige ist, von dem wir einige Kunde haben. Über seine Abstammung und den Grad seiner Verwandtschaft mit dem Dichter waren sich die Schillergelehrten bis in die neueste Zeit hinein nicht recht klar. Schon zeitgenössische Schriftsteller wie Balthasar Haug und Johann Jakob Gradmann machten ihn einfach zu einem Bruder des Dichters, Gustav Schwab stempelte ihn dann (1840) zu einem Oheim und Lehrer des jungen Fritz, und in der Folge begnügte man sich, ihn kurz als den „Vetter" Schillers einzuführen. In der Familie Schillers selbst hatte man nur unsichere Vermutungen über den Verwandtschaftsgrad. Einen „nahen Vetter" nennt ihn der Vater Kaspar Schiller; daß er in der Familie „der Vetter" geheißen wurde, teilt Christophine Reinwald, die älteste Schwester des Dichters, in einem Briefe an ihre Schwägerin

Charlotte von Schiller mit. Von einem „Oncle“ spricht gelegentlich der Dichter. Erst neuerdings ist es der „wissenschaftlichen Polizei“ gelungen, das „Nationale“ des lange Unfaßbaren festzustellen: Stadtschultheiß Haffner in Marbach und Professor Weltrich in München haben als seinen Geburtsort das eine Stunde nördlich von Marbach gelegene Steinheim an der Murr, den 18. September 1737 als seinen Geburtstag urkundlich belegt. Und auch seine Stellung im Schillerschen Stammbaum ist gesichert: der Großvater des Dichters und der Großvater des „Vetters“ waren Brüder, diese selbst also „Nachgeschwisterkind“ oder Vettern zweiten Grades.

Der Vater des Dichters, Leutnant Schiller, war erst im Geburtsjahre seines Sohnes mit dem Vetter bekannt geworden. Als Kaspar hochbetagt (1789) droben auf der Solitüde seine Selbstbiographie in großen Zügen niederschrieb, da gedachte er auch dieses ersten Zusammentreffens: „Seit dem Jahre 1759 wurde ich mit einem nahen Vetter Johann Friedrich Schiller von Steinheim an der Murr bekannt, welcher kurz vorher von Halle zurückgekommen, woselbst er [mindestens von 1756 ab] seine Studien in der Philosophie, Geschichte und Kameralwissenschaft getrieben.“ Seines „guten Kopfes wegen“ machte der Zweiundzwanzigjährige bei dem stets lernbegierigen, rastlos strebenden Leutnant Eindruck. Seinem Drang nach Wissen kam der „gelehrte“ Vetter gerade recht, denn selbst zwischen zwei Feldzügen ließ Kaspar sich die Gelegenheit nicht entgehen, seine Kenntnisse zu erweitern. „Durch dessen Aufmunterung und Briefwechsel,“ so erzählt er, „bekam ich Lust, mich auch ein mehreres und soviel es ohne Anleitung und ohne Abbruch meiner Dienstpflicht

geschehen konnte, auf die Literatur zu legen, nachdem ich schon etwa fünf Jahre vorher einige Teile mathematischer Wissenschaften begriffen hatte." Von poetischen Trieben und dichterischen Versuchen des beweglichen Vetters erwähnt Kaspar Schiller kein Wort. Und doch können wir einem alten Aktenbündel, das sich uns als neue Quelle erschlossen hat,* entnehmen, daß der Studiosus früh mit den Musen Umgang gepflogen hat. Da wird Bellona, die Kriegsgöttin, als „Ursprung jeder Plage" und „Quell der Traurigkeit" angeklagt, daß sie dem Sänger einen Freund durch die Schlacht bei Lobositz (1756) geraubt habe; eine langatmige „Hymne an Gott" preist dessen Unendlichkeit, Allmacht und Ewigkeit in demütigem Hinblick auf des Menschen Vergänglichkeit und Ohnmacht; die „seltenen Genies" sind der „Schöpfung Meisterstücke":

Die Zeit verstäubt den Leib: Sie aber sterben nicht!
Sie preisen Deine Macht: durchleben alle Zeiten
Und unterrichten Ewigkeiten.

Manche Bilder, Tendenzen und Anschauungen, die für die Jugenddichtungen Friedrich Schillers bezeichnend sind, tauchen in den ungelenken Versen des Vetters schon auf, so wenn er ruft:

„Herr! Du wiegst Könige und Kronen
In Deiner Rechte Wagschal ab!",

* Diese Aktensammlung hatte sich im Nachlaß des (am 7. Juni 1868 verstorbenen) Großh. Obergerichtsrats Franz Wilhelm Andreas Schmitt zu Mainz vorgefunden und war von dessen Tochter etwa um 1903 dem Prälaten D. Friedrich Schneider daselbst zugewendet worden. Von diesem wurde mir die interessante Sammlung zu ausgiebiger Benutzung zur Verfügung gestellt und zum Säkulartag Schillers 1905 dauernd in Besitz der Stadtbibliothek in Mainz gegeben. Eine nähere Beschreibung des Inhalts findet sich in meinem „Schiller" (München, C. H. Beck, 1914, 8. Aufl.) Bd. I S. 614 ff.

wenn er die Fürsten höhnt, die in „nachgeäfften Wettern“ Gottes Geschöpfe niederdonnern; wenn er den Adel des Menschenwohltäters im Gegensatz zu der Ruhmsucht des Eroberers preist oder Tugend und Weisheit über „Gold und Glück und Ruhm“ stellt. Daß Kaspar Schiller über die dichterische Betätigung des Vetters nichts vermeldet, ist um so auffallender, als in dem Nachlaß sich auch ein dem „Herrn Lieut. und Adj. Schiller“ gewidmetes Gedicht findet. Aber der Punkt, an dem die beiden Männer sich fanden und verstanden, hieß Beförderung des allgemeinen Wohlstandes, eine Sache, der jeder von ihnen mit brennendem Eifer, wenn auch auf ganz verschiedene Weise diente. Jedenfalls ging der Vetter in den auf seine Heimkehr folgenden Jahren bei den Eltern Schillers ein und aus, hatte auch während seiner Studien lange freien Tisch bei ihnen, ließ sich gelegentlich Geld vorstrecken und versprach, „wenn er einst sein Glück machen würde, seinen Paten auch zu unterstützen“. Vater Schiller, der für seinen Sohn „an Geistesstärke und Bildung“ das von Gott erflehte, was ihm selbst versagt worden war, hatte wohl auch seine besonderen Absichten, als er den Studiosus zum Paten annahm: daß „dieser immer das Vorbild war, nach dem die Eltern den Sohn zu bilden wünschten“ und daß „die alte, gute Mutter allerlei Spekulationen auf ihn machte,“ das hat noch 1810 Schillers Gattin Charlotte in einem Brief an Freund Körner bezeugt. Aber weder aus den „Spekulationen“ Frau Dorotheas noch aus dem erhofften „Glück“ des Vetters wurde etwas, wie sehr er auch nach dem Glück auf guten und schlimmen Wegen jagte.

In der Tat, eine Art Glücksjäger und Glücksritter ist dieser Herr Vetter gewesen. „Eine Erscheinung ganz im Stile

des achtzehnten Jahrhunderts: ein Stückchen Genie und ein Stückchen Schwindler; ein Beaumarchais nach deutscher Art, also ein Beaumarchais im Kleinen," — so charakterisiert ihn nicht übel ein neuerer Schillerbiograph. Das achtzehnte Jahrhundert hat ja viele abenteuerliche Gestalten, listige Projektenmacher und unbedenkliche Unternehmer hervorgebracht. Man denke an den Alchimisten und Diamantenverfertiger Graf Saint-Germain, an den Venetianer Casanova und den Sizilianer Balsamo-Cagliostro, Abenteurer, an deren Wunderkraft und Sendung Leute aus allen Lebenskreisen lange glaubten.

Im Kgl. Geheimen Haus- und Staatsarchive zu Stuttgart befindet sich unter anderen „Gutachten und Entwürfen aus den Jahren 1760—1781" ein kleines Aktenbündel: es trägt die von Herzog Karl eigenhändig geschriebene Bezeichnung: „Schillers Projekte". Ort und Zeit der Abfassung fehlen. Alle diese Schriftstücke, teils Bittschriften und Briefe, teils Pläne und Entwürfe, sind von dem Studiosus Schiller an den Herzog Karl gerichtet. In einem dieser Schreiben, die in deutscher und französischer Sprache mit stilistischer Gewandtheit und in schlauer Berechnung der Eigenschaften des Herzogs abgefaßt sind, bittet der Studiosus „untertänigst um irgendeinen Charakter oder eine Charge". Er ist mittellos und ohne Aussichten: „Nach tausend verdrüslichen Umständen", so schreibt er u. a., „kam ich nach Halle, wo ich meinen Unterhalt verdiente. Allda schien sich mein Schicksal aufzuheitern; allda schien mir die Ruhe für den Überrest meines Lebens bestimmt zu sein. Die Sehnsucht, in mein Vaterland zurückzukehren, um meinem Souverain meine gemachte Entwürfe mitzuteilen, stürzte mich in alle meine unglückliche

Umstände zurück." Und nun entwickelt er in den folgenden Schreiben seine „Entwürfe". Er wirft die Fangnetze höfischer Schmeichelei aus und legt der patriotischen Eitelkeit Serenissimi die plumpsten und feinsten Schlingen. Er läßt seiner Phantasie alle Zügel schießen und enthüllt in prahlerischer Geschwätzigkeit seine staatsbeglückenden Unmöglichkeiten. Er bietet sich an, die Mittel anzugeben, „die jährliche Einkünfte des Herzogtums Wirttemberg innerhalb fünf Jahren mit 8 biß 10 Millionen Gulden zu vermehren; ein Heer regulärer Troupen von 36—40000 Mann ohne die geringste Kosten zu unterhalten". Dann träumt er von dem „Entwurfe einer neuen und beßeren Einrichtung in Ansehung der Studien". Die Universität Tübingen soll zu einem allumfassenden corpus academicum umgeschaffen werden, das ein „teutsches" Gymnasium, ein lateinisches Gymnasium, eine Universität, eine „teutsche" Akademie, eine Académie des Belles Lettres, eine Académie des Beaux Arts, selbst ein „teutsches" und ein französisches Theater und eine große Waisenanstalt enthalten soll. Ja selbst eine „Unterrichtsanstalt für Frauenzimmer" möchte er in sein corpus academicum aufgenommen sehen. Dem Machtbewußtsein des Duodezdespoten schmeichelt er mit der tollen Hoffnung: „à éléver le Duché de Wirttemberg au rang des Royaumes les plus florissants et les plus illustres". Dazu gehört eine starke Kriegsmacht, und deren Vermehrung „erfordert auch eine proportionirte Vermehrung des Artillerie Corps. Sollte man das Metal aus andern Staaten kommen, oder die Artillerie auswärts gießen lassen, so würde solches zu weitläufig und zu kostbar fallen, und hierdurch vieles Geld aus dem Lande gezogen werden". Da findet er folgenden Ausweg: „Es giebt in den Städten und auf dem

Lande eine starke Anzahl unnützlicher und entbehrlicher Glocken. Wird mich denn die Geistlichkeit in den Bann thun, wenn ich mich erkühne, die Frage aufzuwerfen, was der Erbauung der Christen dadurch entgehen würde, wenn man alle diese entbehrliche Glocken abnemen, und einen Train von einem Halbtausend Piecen daraus gießen ließe, um die Zeughäuser und die Festungen damit zu verstärken?"

Der Wohlstand des Landes soll durch Erhöhung der Bevölkerungszahl gehoben werden, indem man sämtliche Soldaten heiraten lasse. Soldaten aber, waffenfähige Männer jeden Alters, standen ja damals gut im Preis. Herzog Karl verstand sich so gut wie einer der anderen Fürsten jener Zeit auf den Verkauf seiner Landeskinder; an Frankreich, Holland und England hat er wiederholt „Subsidientruppen" verschachert. Geld, Geld und wiederum Geld für die Schatulle des Herzogs herbeizuschaffen, zur Bestreitung seines üppigen Hofhalts und seiner kostspieligen Kunstpflege, darin wetteiferten ja die um Mittel und Wege nie verlegenen „Staatsmänner" und Kreaturen des Herzogs, die Montmartin, Rieger und Wittleder. Von den Zeiten des „Jud Süß" her war man das in herzoglich württembergischen Landen gewohnt. Und so unsinnig uns Kindern einer realpolitischen Zeit diese Projekte des politisierenden Phantasten erscheinen wollen, dem Herzog selbst waren sie der Erwägung wert. Aus einem der Schreiben des Studiosus geht hervor, daß ihm eine Audienz gewährt wurde: Durchlaucht geruhten zu „versichern, daß Sie Reflexionen darauf machen würden, sobald die Zeiten würden ruhiger geworden sein". Der Herzog, selbst ein unruhiger Plänemacher, muß doch einigen Gefallen an dem „System" Schillers gefunden haben, sonst hätte er

die „Projekte“ nicht so sorgfältig unter Staatsakten aufbewahrt.

Ja, wenn nicht alles trügt, hat der Herzog schon vor der Zeit dieser „Projekte“ die Dienste des Herrn Vetters benützt. Im Eingange eines der Briefe spricht dieser von drei Jahren, die er dem Dienste seines Herzogs im Feindesland gewidmet habe (trois années que j'ai consacré au service de Votre Altesse Serenissime dans un païs ennemi d'Elle etc.). Aus einem anderen Schreiben des Studiosus vom 2. März 1760 an einen Monsieur Weiblen, candidat en Theologie, à present à Halle, geht hervor, daß der Vetter im Winter 1759—1760 die unsauberen Geschäfte eines Geheimagenten besorgt hat. Es heißt dort: „Mein lieber Herr Weiblen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit dem September in Holland gewesen, daß ich in Affairen an den Herzog nach Hessen, von diesem nach Stuttgart, von Stuttgart wieder nach Hessen, und vom Herzog zum zweiten Male nach Stuttgart geschickt worden, so sage ich Ihnen viel ... Ich habe in meinen Unternehmungen reussirt ... Ich genieße vorzüglich Zutritt und Gnade.“ Er fordert den Kandidaten auf, zu ihm zu kommen, um ihm auf weiteren Reisen als „Vorleßer und Secretär“ zu dienen: 20 Reichstaler werden zur Erleichterung der Reisekosten gleich mitgeschickt. Dann fährt der Briefschreiber großartig fort: „Es versteht sich, daß ich die Briefe an den Herzog, an die Ministers und an Standespersonen selbst schreibe, und solche nur durch Sie werde kopiren laßen ... Sobald ich wieder nach Hause kommen werde, sollen Sie versorgt sein, Sie mögen geistlich oder weltlich bleiben wollen. Das sage ich Ihnen zum Vorauß, was ich von Ihnen verlange, muß ohne Widerrede, Untersuchung oder Verzögerung

geschehen .... Ich versichere Ihnen, daß Sie Ihr Schicksal keinen beßeren Händen als den meinigen anvertrauen können. Verschwiegen müßen Sie sein können, wenn sie sich der Ahndung des Herzogs, unseres liebsten Carls, und meiner Rache nicht aussetzen wollen. Es haben es angesehene Personen empfunden, daß man mich lieber zum Freund als zum Feinde haben muß ....“ Wir können von diesem Schreiben abziehen, was an Wichtigtuerei, Geheimniskrämerei und Prahlerei darin ist, eins scheint doch sicher: der Verfasser reiste wirklich für geheime Angelegenheiten. Und dann: dieser zweiundzwanzigjährige Studiosus war bei aller Phantasterei ein geriebener Kunde, mit allen Hunden gehetzt! Worin bestand aber sein geheimer Auftrag? Wahrscheinlich in nichts anderem als in der Vermittlung von Subsidienverträgen, zu deutsch: dem Verkauf von württembergischen Landeskindern an fremde kriegführende Mächte. In jener Zeit etwa kam der inzwischen zum Hauptmann beförderte Kaspar Schiller als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd. Welche Ironie des Schicksals, daß der Pate und der Vater des Dichters, der eine aus Eigennutz, der andere in Erfüllung seiner Pflicht, ihre Hand einem Geschäfte leihen mußten, welches der Dichter selbst in „Kabale und Liebe“ der grimmigsten Verachtung preisgegeben hat. Man lese daraufhin nur wieder einmal die Entrüstungsszene zwischen Lady und Kammerdiener im zweiten Akte nach! Mit vernichtenden Worten wird dort auch das Treiben dessen getroffen, den die Eltern Friedrich Schillers sich zum „Vorbild“ bei der Erziehung ihres Einzigen hatten nehmen wollen.

Aber der Vetter scheint nie unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung des Dichters gewonnen zu haben. Sicherlich hätte dieser auch etwaigen übeln Einflüssen gegenüber sein

Eigenwesen hartnäckig behauptet, — ist er doch über gefährlichere Einwirkungen siegreich hinweggeschritten. Des Vetters Rolle im Schwabenland war übrigens um 1762 ausgespielt. Nachdem er schon in Halle in mißlichen Verhältnissen gelebt hatte, war er immer tiefer in Schulden geraten. Ein Nürnberger Salzhändler hatte ihm im Januar 1759 dreihundert Gulden vorgestreckt, bei einem Amsterdamer Wirte stand er seit Sommer 1762 mit 341 Gulden 4 Kreuzern in der Kreide — Beweis genug, daß der bewegliche Vetter Vertrauen zu erwecken und Kredit zu gewinnen verstand. Aber er hat, wenn auch erst spät, diese und andere Schulden getilgt, nachdem ihm 1771 nach dem plötzlichen Tode seiner Eltern ein Erbteil von 2088 Gulden, vorwiegend in Grundbesitz, zugefallen war. Inzwischen hatte ihn das Schicksal längst nach England verschlagen: im Jahre 1763 taucht er in London wieder auf. Dort wandte sich der betriebsame junge Mann bald besserer und nützlicherer Beschäftigung zu. Er übersetzte geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, nationalökonomische Bücher und moralische Erzählungen aus dem Englischen; er kam dadurch in Verbindung mit bedeutenden Schriftstellern und wußte auch in Deutschland die namhaftesten Verleger für seine Arbeiten zu finden: mit dem Hof- und Kanzleibuchdrucker Christoph Friedrich Cotta kam der Vetter, vielleicht durch Vermittlung Kaspar Schillers, bald in Beziehungen; für A. Haude und J. C. Spener in Berlin übersetzte er die „Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer, welche .... von Commodore Byron, Capitain Carteret, Capitain Wallis und Capitain Cook nacheinander ausgeführt worden sind, ... verfaßt von Dr. Johann Hawkesworth“ (1774); für Weidmanns Erben und Reich in Leipzig die

„Geschichte von Amerika" von Wilhelm Robertson (1777) und für denselben Verlag Adam Smiths berühmte „Untersuchungen der Natur und Ursachen von Nationalreichtümern" (1776/78). Smiths „persönliche Achtung und Freundschaft" rechnete der Übersetzer, wie er im Vorwort sagt, „unter die glücklichsten Umstände seines Lebens". Daß Schiller auch von deutschen Reisenden aufgesucht wurde, bezeugt uns Christian Gottfried Körner, der spätere Freund des Dichters, in einem Schreiben vom 26. Oktober 1779: „Schiller, der Übersetzer des Hawkesworth, der sehr gefällig gegen mich gewesen ist, will mich mit Johnson, dem Verfasser des Lexikons, des Rambler ꝛc. bekannt machen. Seine Stube und Haushaltung hat das Eigentümliche eines alten Junggesellen, der die meiste Zeit zu Hause ist, elf Katzen, einen Hund, eine Haushälterin, die ihre Sachen zum Teil in seiner Stube hat."

Auch mit der schwäbischen Heimat blieb der frühere Studiosus, der sich jetzt Juris Licentiatus nannte, in teils angenehmen, teils unliebsamen Beziehungen. Seine Gläubiger zu Hause gaben ihn auch in London nicht frei, obgleich die Verbindung dahin schwierig und umständlich war. Wurde doch von der Post gelegentlich eines Briefwechsels, der sich in einer Schuldsache des Vetters entspann, die Auskunft erteilt, „ein Brief könne in 3—4 Wochen, wann der Wind gut seye, nach London lauffen und a die praesentationis in 13—14 Tagen wieder eine Antwort darauf erfolgen; bei der Schwere des Briefes könne derselbe wohl 5 fl. kosten". Mit dem Herzog von Württemberg bemüht sich der Licentiatus in dauernder Fühlung zu bleiben. Wenigstens versichert er ihm in einem aus London 28. Januar 1769 datierten Schreiben: „Keine Veränderungen der Zeiten, der Plätze,

der Zufälle, der Aussichten sollen mich jemals in eine Gleichgültigkeit gegen die Pflichten verleiten, wodurch ich meinem Vaterlande und dessen durchlauchtigstem Beherrscher verbunden bleibe." Auch zu seinen Verwandten, besonders zu Kaspar Schiller blieb der Vetter in guten Beziehungen. Als sein „sonders vertrauter Freund" vertrat jener den Abwesenden bei der Erbteilung und anderen Rechtsgeschäften, bei denen es auf gewissenhafte und zuverlässige Erledigung ankam. Von den prächtig ausgestatteten, in drei Bänden erschienenen „Entdeckungsreisen" wanderten zwei Exemplare an die Verwandten in die Heimat, eines davon bestimmte der Vetter ausdrücklich „für Herrn Hauptmann Schiller".

Daß aber in dem fleißigen Übersetzer der Projektenmacher und abenteuerliche Phantast nicht untergegangen war, geht aus einem Schreiben Reinhold Forsters, des Weltumseglers und Begründers der vergleichenden Erdkunde, hervor, das unterm 12. November 1776 an Boie, den Herausgeber des ersten deutschen Musenalmanachs und Begründer der Zeitschrift „Das deutsche Museum", gerichtet ward. Da heißt es wohl nicht ohne Übertreibung und Parteilichkeit: „Ein gewisser schwulstiger Schwabe, genannt Schiller, der den Hawkesworth verundeutscht hat, übersetzet dies Werk [Robertsons Geschichte von Amerika] für Reich und Weidmanns Erben, welche dem englischen Buchhändler 200 Pfund Sterling bezahlen, um nur die Bogen gleich zu bekommen, wie sie die Presse verlassen. Dieser gute Schiller ist zuweilen etwas verrückt im Kopfe. Einer seiner Landsleute, ein Goldmacher, hat ihn zum Goldmachen und der Rosenkreuzbruderschaft bekehrt; da arbeitet nun der Mensch im Kohlenstaube, und da er ohnedem nicht sehr reinlich ist, so wird er vollends ein Zynicus, und

um recht fromm zu werden, welches das große Geheimnis erfordert, kasteiet er seinen Leib; dadurch ist nun seine Gestalt der des Don Quixote so ähnlich geworden, daß man ihn nicht unterscheiden kann. Er ist lang, mager, hat tief im Kopf liegende Augen, die von einem verborgenen Feuer funkeln; er ist so bleich und zugleich so gelb, daß er aussieht wie eine Haut im Rauche. Er ist sehr von sich selbst und seinen Fähigkeiten eingenommen und glaubt, daß seine Vorrede zum Hawkesworthschen Werke das non plus ultra der Beredsamkeit und des menschlichen Verstandes sei. Ich bitte, lesen Sie dieselbe doch nur! Wehe unserm armen Vaterlande! Mit dieser elenden Brut von Übersetzern werden alle Werke der Ausländer verhunzt in die Hände der Deutschen gegeben."

Der Vetter war also auch hierin ganz ein Kind seiner Zeit, in welcher nüchternste Aufklärungsbestrebungen mit „kabbalistisch-theosophisch-goldmacherischem Charlatanismus", um mit Johannes Scherr zu reden, friedlich beisammen wohnten! Goethe hat im Groß-Kophta diese Zeitkrankheit gegeißelt. Der protestantische Vetter — im Zeichen Cagliostros und des jesuitisch-mystischen Rosenkreuzertums! Listiges Gaunertum und mystische Frömmelei, Aufklärung und Wundersucht begegneten sich in dem Wunsche, dem großen Geheimnis vom Stein der Weisen endlich auf den Grund zu kommen. Die Alchimie lebte wieder auf, das aufgeklärte Jahrhundert glaubte, auch den „Metallgeistern" auf die Spur kommen zu können. Die Lehre von der Verwandlung unedler Metalle in Gold und der Bereitung des Lebenselixiers fand neue Jünger, Betrüger und Betrogene. Der Geheimbund der Rosenkreuzer bereitete die Sache in ein System, und bekanntlich haben durch ihn die Jesuiten sogar Einfluß auf die Politik gewonnen: ich

brauche nur an das berüchtigte Religionsedikt des Staatsministers Wöllner, des „betrügerischen und intriganten Pfaffen", wie ihn Friedrich der Große nannte, zu erinnern. In Leipzig trieb der Kaffeewirt Schröpfer seine Geisterbeschwörungen, in Bayern und Schwaben wirkte Pater Gaßner seine Wunder als Exorzist. Hohe Herren und einflußreiche Männer spielten Hauptrollen in dem aus Gaunerei und Dummheit gemischten Geheimkram. Unser Vetter aus Schwaben erweist sich durch seine Teilnahme an diesem Charlatanismus als betrogenen Betrüger: zu derselben Zeit, wo er durch Schriften „Licht, Menschenliebe und Tugend" verbreiten helfen will, spürt er in dunkler Werkstatt dem großen kabbalistischen Geheimnis nach: das widerspruchsvolle Kind der an Gegensätzen reichsten Zeit!

Auch die alten abenteuerlichen Entwürfe beschäftigten immer wieder und wieder den unruhigen Geist des seltsamen Mannes. Ausgehend von dem „Gedanken", daß durch die richtige Verbindung und Anwendung gewisser Naturkräfte ein „großer Teil des jetzigen Leidens der Menschheit erleichtert und dem wahrscheinlich bevorstehenden, noch schwereren vorgebeugt werden könne", arbeitete er nach und nach ein völliges „System" aus, das er im Mai 1782 dem leitenden Minister des bedrängten England in einer Denkschrift vorlegte. Eine ungeheure Arbeit ist auf diese seltsamen Gehirngespinste verwendet! Zunächst werden die Mängel des englischen Kriegs- und Seewesens, der Bauart, Ausrüstung und Bemannung der Schiffe mit Zuhilfenahme einer Fülle von Zahlen und Berechnungen dargelegt. In der eigentlichen Denkschrift werden auf Grund eingehender Beobachtung geheimnisvolle Vorschläge mit großem schriftstellerischen Geschick vorgetragen:

durch eine geheime Auswahl, Verbindung und Anwendung gewisser physikalischer und mechanischer Kräfte soll ein System origineller und völlig unerwarteter Verbesserungen in der britischen Marine und in den Finanzen derart herbeigeführt werden, daß England in der Lage sei, einen ruhmvollen und dauernden Frieden zu diktieren und aufrichtige Wiedervereinigung mit Irland und Amerika herzustellen. Dazu seien in den nächsten Wochen einige wenige Versuche nötig, die etwa 200 Pfund kosteten; kein Heller von dieser Summe brauche durch seine, des Vorschlagenden, Hand zu gehen. Unbedingte Geheimhaltung sei die erste Bedingung des Erfolges, alle seine Mittel seien dabei gesetzlich und ehrenhaft. Einige Personen von erprobtem Urteil und bewährter Unbescholtenheit sollten eingeweiht werden und entscheiden. Weitere Kosten könnten nicht in Betracht kommen, da die Vorteile unmittelbar alle Auslagen weit überwiegen würden. Ob ein gänzlicher Mißerfolg, ein halber Erfolg oder ein völliger Sieg seines Systems eintrete: er sei auf alle Fälle gefaßt. Im ersten Falle will er unverzagt weiter forschen bis ans Ende seines Lebens, um die richtige Lösung zu finden; im zweiten fordert er nichts als weitere Geheimhaltung; im dritten soll seine Belohnung von dem Grade seines Erfolges abhängen. Ausdrücklich betont Schiller, daß seine stillen, eindringlichen Erwägungen des Problems seit November 1759 durch tausend Schwierigkeiten und Mühseligkeiten fortgeführt worden seien. Zum Schlusse erinnert er in einem geschichtlichen Überblick an große Erfindungen, über die man im Anfang gelächelt und gespottet habe, bis sie zum Segen der Menschheit ausgeschlagen seien. Das englische Ministerium scheint sich von diesen phantastischen Verheißungen

nichts versprochen zu haben, aber der Erfinder des Systems ließ sich nicht enttäuschen und abschrecken: weit später, im Jahre 1802, hat er abermals den Versuch gemacht, einen „Gönner", den eben erst zur Regierung gelangten Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, zur Erprobung seines „Systems" zu bestimmen. Und wieder ohne Erfolg!

Auch zu anderen Zwecken hat Schiller Verbindungen mit Großen und Mächtigen gesucht. Nachdem im Jahre 1775 ein Plan zur „Errichtung einer typographischen Anstalt" in den Niederlanden fehlgeschlagen war, machte er im Jahre 1782 noch einmal den Versuch, dort eine Buchdruckerei mit Buchhandlung zu begründen. Er bemühte sich, die Unterstützung einiger reichen Engländer dafür zu gewinnen; er knüpfte Verbindungen mit der Brüsseler Regierung an und erwartete Förderung durch einen Prinzen Stahremberg und einen Grafen Belgiuioso; ja sogar vom Kaiser, an den er durch dessen Schwester und Schwager empfohlen sein wollte, gedachte er Hilfe zu erhalten. Zwei, drei, ja fünf Pressen sollten in Betrieb gesetzt werden; das nötige Kapital berechnete er auf 1500—2200 Pfund Sterling. Später, so hoffte er, könne man, durch die zentrale Lage begünstigt, zwei bis drei Dutzend Pressen arbeiten lassen. Bei einer Auflage von 800 Exemplaren würde jede Presse täglich mindestens 1200 Abzüge liefern, und der vierte Teil der Auflage schon die Kosten decken. Für das nötige Manuskript wollte er zu Anfang durch Übersetzungen selber sorgen, dann die interessantesten Erscheinungen englischer, französischer und deutscher Originalwerke dazu heranziehen. Aber auch diese Pläne konnten trotz aller vorteilhaften Verheißungen mangels Unterstützung nicht ausgeführt werden. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Eng-

land hatte den Projektenmacher dort nicht festen Fuß fassen lassen.

Um Pfingsten 1783 kehrte der Vetter nach Schwaben zurück, ohne den Stein der Weisen gefunden zu haben. Sein Patenkind befand sich damals gerade in Bauerbach bei Meiningen, wo er bekanntlich auf dem Gute der Frau von Wolzogen eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Der Vetter war dem Dichter inzwischen als Übersetzer des Robertsonschen Geschichtswerkes bekannt geworden; diesem Geschichtsschreiber sollte er später noch viel verdanken, namentlich für seine Maria Stuart. Höchst wahrscheinlich hatte auch der stets vorsorgliche Vater den Sohn noch einmal auf den heimgekehrten Vetter aufmerksam gemacht. Sicher scheint sich der Dichter von diesem etwas versprochen zu haben. Denn am 10. Juli 1783 schreibt er an seinen späteren Schwager Reinwald: „Ich gehe in längstens 12 Tagen von hier, um meinen Oncle aus London, der sich in Schwaben befindet, an der Grenze zu rencontrieren." Aus „tausend Gründen" möchte er ihn sich nicht „entwischen" lassen: „Vielleicht, daß er der Kanal ist, durch den auch ich in England bekannt werde." Und am 22. Juli: „Vielleicht, daß ich durch ihn das Bürgerrecht auf dem Theater zu Drurylane erhalte." Sehr treffend erwidert ihm Reinwald: „Daß Sie Ihren Onkel sprechen, freut mich, aber Engelland kann wenig zu Ihrem Hauptzweck beitragen — Ruhm kann Ihnen ohnedem nicht fehlen ..."

Schiller traf den Vetter nicht, er ging nach Mannheim. Dieser selbst hielt es in Schwaben nicht lange aus, und daheim war man auch nicht sehr erbaut von seiner Person und seinen Sitten, wie folgender Bericht des Amtmannes zu Steinheim an der Murr an das Stadtgericht Marbach

(vom 30. Juni 1786) bezeugen mag: „Hochlöblichem Stadtgericht wollte hiermit gehorsamst berichten, daß Herr Studiosus Schiller [er war damals 49 Jahre alt!], von hier gebürtig, welcher sich 22 Jahre in London aufgehalten, schon anno 1783 um Pfingsten ins Land gekommen, und seinen Aufenthalt mit einem mitgebrachten Frauenzimmer, die er seine Magd genennet, teils über ½ Jahr gehabt und endlich mit seinem Schwager .... auff seine sämtliche Güther den Contract pro 2000 fl. abgeschlossen, der ihm auch in Zeit 14 Tagen den ganzen Kauffschilling baar anschaffen und vorschießen müssen, womit er dann, nachdem er sich seines Burgerrechts allhier formlich und schriftlich verziehen, außer Lands mit Sack und Pack abgeraist, ohne den Orth seines künftigen Aufenthalts seinen Freunden zu entdecken, welchen er vermuthlich bei seiner Abrayße noch selbsten nicht wußte."

Johann Friedrich Schiller war nach etwa halbjährigem Aufenthalt in der Heimat, der ihn aufs neue in Beziehung zu Hauptmann Schiller auf der Solitüde gebracht hatte, nach Mainz verzogen. Versehen mit Empfehlungen des württembergischen Etatsministers und Rentkammerpräsidenten Freiherrn von Kniestedt an den Kurator der Mainzer Universität Freiherrn von Benzel-Sternau, hoffte der viel umhergeschlagene Mann, endlich in der kurmainzischen Hauptstadt eine feste Stätte zu finden. Bereits unterm 14. Februar 1784 bat er die Mainzer Regierung in einem ausführlichen Gesuch, unter Hinweis auf seine frühere erfolgreiche Übersetzertätigkeit, „eine Bücherverlagshandlung und Druckerei" anlegen zu dürfen; seine Absicht sei, „die besten neuen Werke, die unter irgend einer von den drei großen Nationen, den Deutschen, den Franzosen und den Briten, erscheinen, teils in voll-

ständigen und richtigen Übersetzungen, teils in bündigen Auszügen, den beiden anderen Nationen zierlich gedruckt und um billigen Preis mitzuteilen". Die kurfürstliche Regierung zeigte sich dem Gesuche gleich geneigt, ja sie gewährte auf wiederholte Vorstellung Schillers noch größere Vergünstigungen, als sie anfangs zuzugestehen willens war: ein Darlehen von 4000 Gulden wurde ihm aus Mitteln der Universität gegen Sicherheit und Zinsen gegeben, außerdem wurden ihm die nötigen Wohn- und Geschäftsräume zunächst frei, für später gegen mäßige Miete überlassen und Befreiung von den Kaufhausgebühren für alle aus- und eingehenden Bücher auf zehn Jahre gewährt. Leider wurden ihm auch allerlei Beschränkungen auferlegt, wie sie durch die Vorrechte älterer Druckereien geboten waren. Schiller begann sein Unternehmen mit großen Hoffnungen, er entfaltete auch in den ersten Jahren eine rege Tätigkeit. Sein Verlag bevorzugte moralisch-philosophische und pädagogische Schriftsteller und brachte etwa zwanzig Werke heraus. Die Engländer Pope, Ferguson, Goldsmith, Penn, Samuel Johnson, John Hawkesworth, die Franzosen Fénelon, Buffon, Diderot, Marmontel, Montesquieu sollten mit ihren besten Werken, ins Deutsche übersetzt oder im Urtext oder in beiden Sprachen zugleich, weiteren Kreisen bekannt gemacht werden. Wie Schiller einst die Übersetzung des Robertsonschen Geschichtswerkes der Königin Charlotte von England gewidmet hatte, so setzte er jetzt den Namen des Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal an den Kopf einer Übersetzung von „Moralischen Versuchen und Erzählungen", den „Erstlingen seiner Pressen". Da er seit dem 1. Oktober 1784 auch die „Bestallung" als „englischer Sprachmeister" bei der Kur-

fürstlichen Universität Mainz (mit einem jährlichen Gehalt von 200 Gulden) besaß, veröffentlichte er „für Anfänger in der englischen Sprache" das Sammelwerk „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens" im englischen Urtext und in deutscher Übersetzung. Aber diese ganze achtenswerte Tätigkeit war geschäftlich zu wenig gesichert. Schiller konnte den Wettbewerb mit den bevorrechteten Mainzer Druckereien um so weniger aushalten, als er in der Wahl seiner Verlagsartikel wie in seinen Geldmitteln sehr beschränkt war. Zu raschem Absatz der Werke scheinen auch die Geschäftsverbindungen des allzusehr aufs Geratewohl begründeten Verlags nicht ausreichend gewesen zu sein. Schon im September 1787 begann Schiller in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. Der Hauptgläubiger, die Universitätsverwaltung, ließ Schillers Verlag vor der Ostermesse 1788 sperren, sie belegte dann, wie er klagt, nicht nur sein „Hauptnahrungs-Instrument", die Druckerei, sondern endlich sogar seine „kleine Besoldung mit Arrest". Da half keine „untertänigste Vorstellung", kein Bitten und kein Aufbegehren, und vergeblich war auch der Hinweis, daß dem Kläger nicht gestattet sein dürfe, in eigener Sache „zugleich Partei, Zeuge, letzter Richter und Vollzieher seines eigenen Urteils zu sein" gegenüber einem erweislich unschuldigen und rechtschaffenen Manne. Die Verwaltung blieb unerbittlich und ordnete die „Räumung" an. In dieser Not wandte sich der Bedrängte am 2. Juli 1790 unmittelbar an den zuständigen Referenten mit der herzergreifenden Klage, seine Besoldung werde ihm vorenthalten, er habe „nichts zur Bestreitung der Kosten des Ausziehens, nichts zum Mieten eines Obdachs für sich und sein Eigentum, nichts zum notdürftigsten Lebensunterhalt": „Aller Kredit ist mir ab-

geschnitten, und sogar mein Erwerb durch Lehrstunden muß bald aufhören, da ich meines elenden Aufzugs wegen bald nirgends mehr erscheinen oder wieder kommen darf. Kurz, ich bin aufs Alleräußerste getrieben. Nächst Gott weiß ich keinen Retter als Se. kurfürstliche Gnaden. . . ." Ein Aufschub wurde daraufhin bewilligt, aber etwa ein Jahr später war die Sache soweit, daß seine ganze Habe, Verlag, Druckerei und Möbel, „alles Vorstellens und Protestierens ungeachtet", auf zwölf Rüstwagen fortgeschafft und beschlagnahmt wurden. Mit Mühe konnte der Arme später die unentbehrlichsten Möbel käuflich zurückerhalten. Im folgenden Jahre, am 21. Oktober 1792, fiel Mainz in die Hände der Franzosen. Nun erhoffte Schiller von den neuen Machthabern eine gerechtere Justiz. Aber daß alle seine Vorstellungen, Bitten und Notrufe auch bei den „biedern Franken" verhallten und ihn vor endgültigem Zusammenbruch nicht retten konnten, bezeugt eine von dem Universitätssyndikus im „Mainzischen Intelligenzblatt" am 19. März 1794 erlassene Anzeige, worin „der ganze Verlag des bei der Kurfürstlichen Universität angestellten Lehrers der englischen Sprache und Buchdruckers Schiller, bestehend aus 27 Nummern von 16252 Exemplaren auf Druckpapier und 5021 Exemplaren auf Schreibpapier, sowie zwei ganz neue Buchdruckerpressen und den dazu gehörigen Lettern und anderen Zubehörungen" zur Versteigerung gestellt werden.

Von da an verdiente Schiller seinen Lebensunterhalt ausschließlich als Sprachlehrer: unter den „Sprach- und Exerzitienmeistern", also neben Fecht-, Tanz- und Reitlehrern, führt ihn der Hof- und Staatskalender von 1785—1797 auf. Und auch während der erneuten französischen Herrschaft

steht er als maître de langue im Guide de la ville de Mayence. Nachdem seine Erwartungen nach seinen eigenen Worten „im Revolutionsstrudel" versunken waren, erhoffte er, darin seinem Patenkinde gleich, eine Besserung seiner Verhältnisse von dem Regierungsantritt „des edlen Dalbberg". Aber er hoffte vergebens. Vereinsamt und verarmt starb der Vetter, nun Jean Frédéric Schiller geheißen, am 19. Oktober 1814 im Alter von 77 Jahren.

Den Zusammenhang mit den Verwandten in und außer Schwaben hatte er vollständig verloren. Auch um sein berühmt gewordenes Patenkind hat sich der sonst so regsame Mann, wie es scheint, nicht bekümmert. Der Dichter selbst wußte von des Vetters Mainzer Existenz; in einem Brief vom 29. November 1790 erkundigte er sich bei Ferdinand Huber: „Und kennst Du vielleicht meinen Herrn Vetter Schiller?" Als Schillers Witwe nach des Vetters Tod bei der Schwägerin Christophine wegen der etwaigen Erbschaft nachfragte, da bezweifelte diese ihr Anspruchsrecht auf die nur „einige Hunderte" betragende Hinterlassenschaft. Diese ganze Zeit über, seit er wieder in Deutschland sei, habe er nicht das Geringste von sich hören lassen, „da er doch wußte, daß sein Pate in Weimar lebte, und daß auch meine Eltern noch lange lebten, die ihm so viele Freundschaft erzeigt hatten". Vielleicht hielt ihn die nie zurückgezahlte Schuld und überhaupt sein Schuldbewußtsein von einer Annäherung ab. Vielleicht — und das scheint mir psychologisch wahrscheinlich — fühlte sich der ernüchterte Projektenmacher den Höhen, auf denen sein Patenkind wandelte, fremd und fern. Aus dem phantastischen Systemerfinder und Pläneschmied war ein nüchterner Aufklärer geworden, der sich gelegentlich

selbst trübselig über das „Schicksal der Projektenmacher“ äußerte. „Wem seine Absichten mißlingen,“ so schrieb der Vetter einmal, „von dem entdeckt man auch ebenso bald, daß es ihm nicht nur an Verstand, sondern auch an moralischen Eigenschaften gefehlt habe.“ Verstand besaß Johann Friedrich Schiller, und ein unredlicher Mann oder gar ein Schwindler, wie man früher gemeint, ist er nicht gewesen. Die Sucht, sein Glück zu machen und zugleich die Menschen zu beglücken, ein mystischer Hang und nüchterne Aufklärungssucht waren in ihm, wie in so vielen seiner Zeitgenossen, wundersam vereinigt. Eine zügellose Phantasie riß ihn fort zu schimärischen Entwürfen, ließ ihn im luftigen Reich eingebildeter Möglichkeiten leben. Ohne Blick für die Wirklichkeit der Dinge, lief er Gefahr, für einen Betrüger zu gelten, und war doch nur ein Betrogener, ein trotz aller ruhelosen Geschäftigkeit um den Ertrag auch seiner guten Arbeit Betrogener.

Auf Schillers Spuren in Schwaben

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.
Goethe.

In diesen Sommertagen zog es mich hin ins liebe Schwabenland: ich wollte endlich einmal die Stätten der Kindheit und Jugend Schillers schauen, wo er die ersten Träume geträumt und zuerst die Hände gläubig zum Gebet gefaltet; jene Heimstätten seiner Eltern, wo die zärtliche Mutter den zarten Knaben behütet und gepflegt und seine ersten Schritte und Blicke ins Leben fürsorglich geleitet; wo der in harten Lebenskämpfen gereifte, aus ruhmlosem Kriege heimgekehrte Vater den Heranwachsenden in strengere Zucht genommen und dem Wißbegierigen Herz und Sinn für Gott und Welt, Großes und Kleines geöffnet hat; wo er zum Dichter erwachte und die Entwicklung durchmachte, die den jungen schwäbischen Regimentsmedikus in herzoglichen Diensten schließlich zur „Entschwäbung" führte, zur schwersten Entscheidung seines Lebens.

Schon jahrelang hatte ich mich eindringlich mit Schillers Wesen und Werk beschäftigt, seine Persönlichkeit war mir — ich darf und muß das hier gestehen — in einer entscheidenden Zeit meines Lebens zum Führer und Erzieher im tiefsten Sinne des Wortes geworden; er, der „Weltbürger", hatte mich von der dürren Weide vager Menschheitsideale heimgeführt zu den ewigfrischen Quellen des Volkstums, der Heimat. Da war echter Idealismus, — nicht ein sehnsüchtiges

Schwärmen im Blauen herum, nach unerreichbar Hohem, Nebelhaftem, sondern der Wille und die Kraft, das Gemeine zu überwinden und das Leben nach selbsterworbenen Idealen zu gestalten. Vertrauen in das Ideal und Treue gegen sich selber, die Heimat und das eigene Volk — das ist die innerste Lebenskraft von Schillers Persönlichkeit, und auf wen sie einmal stählend gewirkt, wer diese Kraft in sein eigenes Leben herübergeleitet hat, der ist gegen mancherlei Schicksale gefeit, aber gewappnet auch gegen die Anfechtungen, die Schiller als Dichter da und dort von un- und überreifen literarischen Jungen und — Alten erfahren hat. Wie not wäre gerade ihnen etwas von seinem Idealismus der Tat und seinem heroischen Lebenswillen! Ich will hier nicht von dem literarischen Kampf um Schiller reden, der mit dem Kampf um die sogenannte neue Kunst mit heraufbeschworen wurde: bei Schiller, so hieß es, sei kein Zusammenhang zwischen eigenem Erleben und Dichten, seinem Schaffen fehle die Marke der Lebenswahrheit. Etwas Törichteres ist selten mit bequemer Oberflächlichkeit behauptet worden. Zumal beim jungen Schiller drängen sich ja diese Zusammenhänge dem Kenner seines Lebensganges geradezu auf, wenn sie auch nie so unmittelbar zutage treten wie bei Goethe, über dessen Jugenderlebnisse, äußere und innere, wir zudem weit besser unterrichtet sind: die Nachprüfung ist deshalb bei ihm viel leichter. Volkstum und Heimat, Wohnort und Vaterland haben auch dem jungen Schiller ihre Gaben geschenkt, auch seine Naturanlage ist durch die Erziehung im engeren und weiteren Sinn bestimmt worden, auch er durfte in Gutem und Bösem die Wahrheit des alten Spruches erfahren: „Zu sein ein Schwabe, ist auch eine Gabe."

Wer den Spuren Schillers in Schwaben folgen will, der wird an verschiedene Orte geführt, die in größerer oder kleinerer Entfernung um Stuttgart herum liegen. Sie sind in halben oder ganzen Tagestouren von der rebenumlaubten, waldüberschatteten Hauptstadt aus zu erreichen: Marbach, Gmünd, Lorch, Ludwigsburg, Solitüde, Stuttgart, das sind die Hauptstationen von Schillers Heimatjahren. Marbach, dem Geburtsort des Dichters, gilt unser erster Besuch. In einstündiger heißer Eisenbahnfahrt über Ludwigsburg haben wir das stille Städtchen erreicht und streben nun im allerheißesten Sonnenschein auf blendendweißer Landstraße zur Schillerhöhe empor. Dort nimmt kühlender Schatten uns auf. Auf dem früheren „Schelmengrüble" haben Marbacher Bürger auf Anregung des schon 1835 gegründeten Schillervereins in freiwilliger Fronarbeit eine parkartige Anlage mit seltenen Bäumen und allerlei Ziersträuchern errichtet. Am westlichen Ende dieses Parkes erhebt sich auf hohem Sandsteinsockel das aus dem Metall französischer Kanonen gegossene Schillerstandbild. Schon 1805 begannen die Marbacher für dieses Denkmal des großen Sohnes ihrer Vaterstadt zu sammeln, 1859 wurde der Grundstein gelegt, und 1876 endlich konnte es enthüllt werden. Der Dichter J. G. Fischer hielt damals die Festrede. Frei schweift der Blick vom Denkmalsplatz hinüber: links nach dem klotzigen Hohenasperg, Schubarts Gefängnis, und nach den mächtigen Parkanlagen von Ludwigsburg; nach rechts über Marbach hin nach dem Wunnenstein, dem Neste des „gleißenden Wolfs", und in das Neckar- und Murrtal hinein. Unten umgrenzen Neckar und Strenzelbach das Städtchen, das dreißig Meter hoch über der rechten Seite des Flusses auf einer felsigen Muschelkalkplatte sich erhebt.

Aber haften bleibt unser Blick doch immer auf dem etwa fünfzig Schritte vor dem Denkmal errichteten Schillermuseum. Hell und freundlich leuchtet der in gemäßigten Formen des Rokokostiles gehaltene weiße Bau herüber, sich dem Landschaftsbilde malerisch einfügend. Auf breiten Treppenstufen steigt man vom Denkmalsplatze hernieder über eine Art Festplatz zu dem Gebäude. Im Hauptgeschoß befinden sich außer einem Ausstellungs- und Festsaal Räume für Archivzwecke, für die Handbibliothek, die Bibliothekbenützer und den Bibliothekar. Auf der Talseite des Hauses ist eine breite Terrasse in der Länge des Festsaales angefügt. In diesem Gebäude, das der rührigen Tätigkeit des erst 1895 gegründeten Schwäbischen Schillervereins sein Dasein verdankt, soll eine bleibende Stätte der Schillerverehrung und des Schillerstudiums geschaffen sein: aber nicht nur die Aufbewahrung, Ordnung und literarische Verwertung der auf Schiller sich beziehenden Sammlungen hat der junge Verein zu seiner Aufgabe gemacht, auch die Nachlässe anderer schwäbischer Dichter sollen dort in Obhut genommen werden. Gustav Schwabs, Justinus Kerners, Ludwig Uhlands, Berthold Auerbachs Handschriften sind bereits Eigentum des Vereins. Jedenfalls wird dieses Schillermuseum ein neuer Anziehungspunkt für die Schillerverehrer und Schillerstudenten sein.

Uns aber bleibt ja noch die Hauptsache: das Städtchen selbst und sein Kleinod, das Geburtshaus des Dichters, zu betrachten. Noch einmal schauen wir hinüber zum machtvollen Bilde des gewaltigen Mannes und stimmen dem uralten Männlein bei, das beim Anblick des ehernen Dichters herausfordernd sagt: „'s isch a' Sprößling des Volkes, aber oinaweag 's isch au Majeschtät!"

Das Majestätische dieser willenskräftigen Herrennatur, dieses sieghaften Idealisten wird dem Besucher der Schillerhäuser erst recht lebendig durch die Kraft des Gegensatzes zwischen den engen Verhältnissen, in denen er geboren ward und lebte, und dem hohen Ziele seines Strebens und seinen Leistungen. Es ist dasselbe Bild von seiner Geburtsstätte bis zu seinem Sterbehause in Jena. Wie mit heiligen Schauern packt uns da das „Göttliche" in der Menschennatur.

Das Haus, in welchem Deutschlands größter Dramatiker das Licht der Welt erblickte, ist keine behäbige Patrizierwohnung, wie das Haus am Hirschgraben zu Frankfurt am Main, von dem aus der junge Goethe seine ersten Streifzüge unternahm: unscheinbar steht es in einer Reihe ärmlicher Häuser an einer gekrümmten Gasse. Daß der Fachwerkbau immerhin ein feiertägliches Aussehen hat, verdankt er der sorgsamen Pflege der Stadt, die ihn 1859 mit Hilfe von Gaben aus ganz Deutschland ankaufte. Wir treten durch den angerauchten „Öhrn", in dem uns Schillers Kolossalbüste von Capeller begrüßt, links in das Geburtszimmer, den einzigen Wohnraum der Mutter und ihrer zwei Kinder, Christophine und Fritz. Bänke längs der Wände, ein großer Kachelofen und ein derber Tisch verengen noch den knappen Raum. Wir betrachten die Bilder der Eltern und allerlei Reliquien, steigen hinauf in den oberen Stock, der vollgepfropft ist mit Schillerbildern und Familienporträts, Büsten, Medaillons, Medaillen, Büchern und dergleichen Dingen. Das berühmte Simanowitzsche Bild fesselt unsere Aufmerksamkeit durch seinen weichen, verträumten Ausdruck, — Schiller in weiblicher Auffassung.

Aber lebendig werden uns alle diese Dinge erst, wenn wir uns die Schicksale der jungen Schillerfamilie zurückrufen; die rechte Stimmung des Ortes und jener Zeit erfüllt uns erst, wenn wir nun wieder hinaustreten und Umschau halten. Gleich da drüben steht das Haus, — es trägt die Nummer 280 — wo die älteste Schwester des Dichters, Christophine, am 4. September 1757 geboren ward. Weiter abwärts links erinnert eine Säule noch an das ehemalige Niklastor. Dem gegenüber stand bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts das damals abgebrochene Torhäuschen, des Torwärters dürftige Wohnung. Hier hatten die Eltern der Frau Dorothea Schillerin ihre letzte Zuflucht gefunden, als 1756 der Zusammenbruch des Kodweißschen Vermögens die Alten aus ihrer Besitzung trieb, die verheiratete Tochter mit ihnen. Mit einem Blicke können wir alle diese nahe zusammenliegenden Schillerschen Wohnungen umfassen und damit die wechselnde Lage der hart bedrängten Familie. Aus dem „Goldenen Löwen", der außerhalb des Tores stand und heute noch ein stattliches Wirtshaus ist, hatte der aus den Niederlanden vom österreichischen Erbfolgekriege heimgekehrte junge Feldscher Johann Kaspar Schiller sich im Sommer 1749 sein Weib geholt, des Löwenwirts, Bäckers und herzoglichen Holzinspektors Georg Friedrich Kodweiß und seiner Frau Anna Maria geb. Munz einzig Töchterlein, die sechzehnjährige Elisabetha Dorothea. Welche Schicksalsschläge und Glückswechsel hatten schon die alte und junge Familie betroffen, bis der einzige Sohn nach zehnjähriger Ehe am 10. November 1759 geboren wurde! Bis zu Anfang des Jahres 1753 betrieb Kaspar in Marbach die „Wund-Arznei-Kunst", da drängten den strebsamen jungen Ehemann die

Verhältnisse von seinem jungen Weibe und seinem Heim hinweg, — er suchte und fand „Dienste unter dem Militär bei seinem gnädigsten Landesherrn" als „Fourier"; im Jahre 1756 bereits ist „die Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens" eingetreten, der einst hochangesehene Löwenwirt in das ärmliche Torwärterhäuschen übergesiedelt, wo er bis zu seinem Ende (1771) verblieb. Im nächsten Jahre (September 1757) zog der Eidam in die böhmische Kampagne des Siebenjährigen Krieges als „Fähndrich und Adjutant" im Prinz Louisschen Regiment, das mit anderen Truppen der Herzog Karl Eugen von Württemberg gegen seinen Wohltäter und Erzieher, den großen Friedrich, im Solde der Franzosen persönlich ins Feld führte.

Für Frau Dorothea waren das schwerste Zeiten! Ihr Gatte hatte die Jugendliche ja wohl aus liebender Neigung zum Altar geführt, von den Schwierigkeiten des alten Rodweiß hatte er schon vor der Heirat eine Ahnung. Der war ja wohl nie ein vermögender Mann gewesen, wie bislang in allen Schillerbiographien zu lesen war. Aber er hatte immer dafür gegolten, zumal in dem damals völlig verarmten Marbach, das 1693 durch die Franzosen Mélacs völlig niedergebrannt worden war. Die Rodweiße waren seit langem ein angesehenes Marbacher Geschlecht: als Bürgermeister, Gerichtsbeisitzer und Ratsherren hatten einige unter ihnen in Amt und Würden gesessen. Drum hatte der Löwenwirt Georg Friedrich ein altes Ansehen zu wahren, er verstand es wohl auch aufzutreten und strebte mit mancherlei Mitteln nach Verbesserung seiner Lage. Ein grundehrlicher Mann ist der Großvater Friedrich Schillers immer geblieben, auch nach seinem Bankrott ist er nur einzig darum besorgt, daß niemand

um sein Geld komme: einmal erbietet er sich sogar, eine Schuld beim Frauenkloster zu Steinheim a. d. Murr durch Abschreiben abzuverdienen. Vielgeschäftig, aber kein rechter Geschäftsmann, zu gutmütig und deshalb lässig im Einziehen von Geldern, war der alte Kodweiß in „Reste" gekommen. Als dies der klarblickende Schwiegersohn merkte, war schon kein Einhalt mehr: das Vermögen geriet in Verfall. So hat mir die Sache der in den Akten genau bewanderte (inzwischen leider verstorbene) Stadtschultheiß Haffner von Marbach dargestellt, und gewiß wird uns Vater Schiller nicht weniger sympathisch, wenn wir schließen dürfen, daß er keine bloße Geschäfts- und Vernunftheirat eingegangen ist. Das anmutige „Löwenwirts Dorle" mochte auch ohne großes Vermögen eines Mannes Herz und Sinn reizen, und ein umsichtiger Mann der Geschäfte, ein tüchtiger, nüchterner Hausvater ist der Kaspar Schiller trotzdem immer gewesen. „Des Lebens ernstes Führen" hat auch dieser Sohn von seinem Vater geerbt, den Drang nach vorwärts, den „Hang zu immerwährender Tätigkeit", die Lust an Plänen und die Tatkraft, sie auszuführen. Doch vorerst blieb der Vater ohne direkten Einfluß auf den Sohn: zwischen Wiedersehen und Abschied hatte ihn die Mutter empfangen, durch Monate voll Unruhe und Sorgen, schwankend zwischen Trennungsschmerz und Wiedersehenshoffnung trug sie den Ungeborenen unterm Herzen. Zu der bangen Sehnsucht nach dem Gatten kamen die Sorgen um die verarmten Eltern; wechselnde Bilder von Kampf und Sieg und Tod, Nachrichten aus dem Kriegs- und Lagerleben, der Klang der Waffen und der Widerschein großer historischer Begebenheiten wirken auf die Phantasie der Mutter und geben ihren Einschlag in das Seelengewebe

des werdenden Kindes. Die Verlassene sieht sich auf sich angewiesen, in sich selber zurückgedrängt, und wo ihr der stützende Halt und der lindernde Trost von außen fehlt, muß sie ihn sich suchen, in ihrem Herzen, bei ihrem Gott. So sehen wir den germanischen Zug zur Innerlichkeit in diesem Schwabenkinde schon vor der Geburt vertiefter angelegt und verstärkt: er, der ein Kämpfer werden sollte, wie nur wenige seines Volkes, hat es auch immer verstanden, alle Kräfte des Geistes auf die Schanzen zu werfen gegen die drohenden Feinde. Beherrschung der Natur war ihm nicht Dämmung von Strömen, Überwindung oder Ausnutzung von Naturkräften, worin wir heute unsere größten Triumphe feiern zu müssen glauben: auch da, wo wir als Sinnenwesen erliegen, müssen wir durch innere Freiheit, durch die Kraft des Geistes uns über sie erheben.... So lehrte und lebte er, und so wurzeln seine reifsten Anschauungen, sein tiefstes Wesen in mütterlichem Grunde. Die Mutter gab ihm die weicheren Anlagen und Neigungen mit, des Vaters Natur wies diesen die Richtung und gab ihnen die strenge Form.

Der kleine Fritz lebte ja nur etwa drei Jahre in seinem Geburtsort, bis ins Jahr 1762, aber auch von dem nahen Ludwigsburg aus, wo er mit seinen Eltern zweimal, von 1762 bis zu Anfang 1764, und von Anfang 1767 bis Januar 1773 lebte, hat er häufig seine Großeltern in Marbach besucht. Das Bild des altwürttembergischen Landstädtchens, umgeben von fruchtbarem Gelände und sanftansteigenden Rebenhügeln und Obstbaumwäldern, hat sich ihm wohl tief in den Sinn geprägt. Trat er heraus aus seiner Mutter Wohnung, so sah er zur Rechten auf einem freien Platze den plätschernden Brunnen mit dem Wappen und dem Wahr-

zeichen der Stadt: jenes ein Turm, um den sich die traubenschwere Rebe schlingt; dieses der „wilde Mann", welcher der Sage nach einst in einem großen Walde als Menschenfresser hauste und Wein aus den Hirnschalen der Erschlagenen in vollen Zügen zu trinken pflegte. Wir dürfen annehmen, daß der Knabe, wie heute noch die kleinen Marbacher Weltbürger, dieser wilden Mär staunend gelauscht hat. Aus Hirnschalen zwar trinken die „wilden Männer" von Marbach ihren Wein heute nicht mehr, aber der Fremde muß sich eilen, wenn er dort einen Tropfen Selbstgekelterten bekommen will: als ich dort war und Marbacher Wachstum versuchen wollte, sagte mir die Frau Posthalterin schmunzelnd: „Ha, der wird immer glei wegdrunke." Weinverächter sind auch die Schiller, Vater und Sohn, nie gewesen. Wollte doch einst Gustav Schwab den Familiennamen mit dem in Schwaben „Schiller" genannten, zwischen rot und gelb in der Farbe spielenden Wein zusammenbringen. Vielleicht ist der Name „Schiller" ursprünglich gleichbedeutend mit „Schieler", der Schielende, wem aber diese Erklärung nicht behagt, der findet die Bemerkung Jakob Grimms wohl sinniger, daß schon der Name ein glanzverstreuender sei. Davon kann auch das Schwabenland, kann besonders der Geburtsort Schillers erzählen. Den Leuten dort ist aber auch die Verehrung Schillers Herzenssache, sie ist von einem Geschlecht auf das andere „als ein unantastbares Gut" übergegangen. Im Wirtshause fand ich einen Theaterzettel mit einer pompösen Ankündigung des Direktors: man hatte „Kabale und Liebe" gegeben und einige Tage vorher, in freier Natur auf der Schillerhöhe, die „Räuber" und „Tell".

Nach mancherlei Wanderfahrten wurde Hauptmann Schiller

mit seiner Familie Anfang 1764 dauernd vereinigt, als er zu Werbezwecken nach Gmünd und kurz darauf nach Lorch im Remstale versetzt wurde. Dahin machen auch wir uns frühmorgens mit günstigem Zuge von Stuttgart auf. Wir kommen bei Waiblingen durch altes Staufergebiet und Schillerland: denn Neustadt, Waiblingen und Bittenfeld sind, wie Stadtschultheiß Haffner von Marbach und Professor Weltrich aus München ganz neuerdings herausbrachten, die ältesten Stammorte des Schillerschen Geschlechts. Bei Schorndorf erinnern wir uns, daß der kleine Fritz hier einst auf seiner Reise nach Gmünd einen Galgen mit einer Mausefalle verglichen und jedes Bächlein „im diminutivo" ein „Neckarle" geheißen habe.

Ganz anders als Marbach im weiten Neckartale mutet uns die Landschaft bei Lorch an. Dort helle Hügel mit Frucht und Obst und Reben, hier im Tale der Rems grünes Wiesengelände und darüber dunkle Tannenberge und Wälder von „hochdrohenden Eichen". Die Häuser stehen noch, in denen die Schillersche Familie kurz Quartier nahm und dauernd wohnte: das Gasthaus zur Sonne an der Brücke über die Rems, und nicht weit davon, dem früheren „Lamm" gegenüber, das eigentliche Schillerhaus; noch heute betreibt wie ehedem ein Schmied dort sein Handwerk. Bekanntlich war in der Lorcher Zeit Schmalhans Küchenmeister im Schillerschen Haushalt, da Serenissimus wohl Tausende an einem Abend vergeudete, aber seine Offiziere und Beamten oft jahrelang auf ihre Löhnung warten und darben ließ. Die Lorcher von dazumal erwiesen sich den guten Schillerschen Leuten dienstfertig und hilfbereit in jeder Weise. Aber der heutige Besitzer ihres Hauses scheint ihnen ihre Dürftigkeit nicht recht verzeihen zu können. Als ich ihn fragte, ob er

mir nicht das Innere des Hauses zeigen wolle, meinte er: „Do isch nix zu sehe, vun dem isch halt nix meah do, — di hent jo selber nix g'hett." Behaglich wischte er sich den Bart, sein Frühstück hatte ihm geschmeckt, aber ihn nicht gerade weich gestimmt. Nach einigem Zögern ließ er sich doch herbei, mir wenigstens den Gras- und Krautgarten hinter dem Hause zu zeigen, in dem Fritz und Fene wohl oft gespielt haben. Sonst erinnert in dem Orte nichts an Schiller, es sei denn eine Zeichnung, Fritzle im improvisierten Predigerornat darstellend, auf die man im Gasthof zur Harmonie beim Bahnhof stolz ist; Pfarrer Mosers Nanele, die Jugendgespielin Schillers, ist auch dabei, — authentisch natürlich sind die Bilder nicht. Und doch bieten sich der Phantasie in der Umgebung von Lorch Anhaltspunkte immerhin noch genug, um die dürftigen Überlieferungen über die drei Lorcher Jahre auszudeuten und zu ergänzen.

Wir wissen von Schillers Gattin: „Unter den Bildern der Religion, wie der ritterlichen Kraft empfing das Gemüt des Knaben seine früheren Eindrücke." Und seine Schwägerin Karoline berichtet: „Der Vater erklärte die Geschichtsmomente der Gegend, auch erzählte er gern von seiner eigenen kriegerischen Laufbahn; und oft begleitete ihn der Knabe zu den militärischen Übungen."

Lorch ist eine alte Römersiedlung — Mauerreste und Turmtrümmer in der Nähe erinnern noch an den Limes und die Kämpfe zwischen Römern und Alemannen. Aus dem „Götzenhain" fließt heute noch durchs „Götzental" der „Götzenbach", einst an dem Häuschen vorüber, das die Schillersche Familie bewohnte, heute abgeleitet. Zu den blassen Erinnerungen an römische Heidenzeit gesellten sich, kräftiger

und unmittelbarer ergreifend, die Erinnerungen an das herrlichste Geschlecht aus Schwabens Gauen, die edlen Hohenstaufen: auf einem nahen, eichenbestandenen Hügel, etwa nordöstlich vom Ort, liegt das frühere Benediktinerkloster Lorch, eine Stiftung Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Staufen. Ein romantischer Ort, ein Platz zum Sinnen und Träumen! Oft hat der junge Fritz unter der uralten Klosterlinde gesessen, hinausschauend auf die Landschaft, deren Stimmung sein Lorcher Kamerad Karl Philipp Conz später in einer an Schiller gerichteten Ode wiedergab. Da heißt es:

Sieh hier auf den Auen der Heimat,
Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,
Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —
Jetzt am rieselnden Quell,
Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser
Geußt aus der hölzernen Urn'
In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur;
Jetzt an den Krümmungen des Walds,
Der widertönt von dem Gesang der Vögel,
An schattigen Tannen
Und hochdrohenden Eichen,
Wo mir kläglich herabtönt der Holztaube Gegirr;
Dort vor mir der hochdrohende Rechberg
Und weiter hinten, wo unten die Flur,
Vom Weidenbach durchschlängelt,
Halb umkränzet der Wald,
Majestätisch emporhebend den Riesenrücken,
Dein Stolz, Suevia!
Der mächtige Staufenberg!
Hier unter all diesen Fluren,
Von neuem Leben durchtönt,
Irr' ich jetzt ...

In diesem Kloster befinden sich die Grabstätten verschiedener Hohenstaufen, wie die Inschrift auf einem 1475 errichteten Sarkophag besagt:

„Anno 1102 war dis Kloſter geſtift.
Hie lit begraben,
Herzog Friedrich von Swaben,
Er und ſein Kind diß Kloſters Stifter ſind,
Sin Nachkömling ligen och hie by;
Gott in allen gnädig ſy."

Die Wandbilder von acht Hohenſtaufenfürſten und -fürſtinnen, darunter Irene, die liebliche Gemahlin Philipps von Schwaben, und der vielgeliebte Knabe Konradin, Schwabens letzter Staufenherzog, gaben eine unmittelbare Anſchauung. Auch zu der Stammburg der Staufen, dem eine Stunde ſüdlich von Lorch in düſteren Nadelwäldern gelegenen „Wäſcherſchlößle", einem feſten, altersgrauen Steinhaus, iſt der ſchweifende Knabe mit ſeinen Geſpielen oder ſeinem Vater wohl öfters gewandert. Erinnerung und Traum ranken ſich leicht um dieſe in Waldeinſamkeit verſunkenen Gelaſſe und Wälle, und Blicke und Gedanken ſchweifen hinüber zum zweigipfeligen Hohenrechberg und von da zum ſanft gezogenen Kegel des Hohenſtaufen, wo einſt noch der Rotbart Hof hielt.... Und oft wanderte Fritz mit ſeinem Vater durch die Wälder hinüber nach Gmünd, wo er zum erſten Male das Bild einer wohlhabenden Reichsſtadt mit herrlichen Baudenkmälern und anſehnlichen Kirchen ſah. Und wenn er dann über den Salvator- oder Kalvarienberg hinabkam, da ſah er das Chriſtentum in katholiſchen Formen. „Die Verſchiedenheit der Religionsbegriffe" zog ihn, nach dem Worte ſeiner Gattin, oft hinauf zu den zwölf Stationen der Paſſion, die in Niſchen und Felsgemäuer angebracht ſind; derb-naturaliſtiſche Darſtellungen, das Leiden und Sterben des Heilands mit grob-ſinnlichen Mitteln den bußfertigen Wallfahrern vor Augen und zu Gemüte führend.

Wir können uns heute noch vorstellen, wie der lehrhafte, vielerfahrene Vater den Sohn in die Geschichte des Landes einweihte, von den Hohenstaufenzeiten rückwärts und vorwärts. Die Zeiten, wo die Schwaben den Vorstritt in den Schlachten des deutschen Heerbannes gehabt hatten, lagen weit zurück. Mit dem Staufengeschlecht war auch das alte Herzogtum Schwaben zerfallen, zum Schaden des Stammes und der ganzen deutschen Entwicklung. Politisch und geistig erst recht hätte der Süden Deutschlands eine ganz andere Rolle in der nachreformatorischen Zeit spielen können, wenn nicht der Schwabenstamm im Südwesten Deutschlands auseinandergerissen und zum Teil vom Reiche losgelöst, zum Teil vom inneren Leben und Weben der Gesamtnation jahrhundertelang abgeschnitten worden wäre. Im 18. Jahrhundert schien die politische Kraft Württembergs zu versiegen, das geistige Leben zu verkümmern. Da konnte sich des Knaben Seele wenigstens an den Bildern vergangener Größe erbauen, aus dem Leben und Weben in reiner, ländlicher Natur Kraft holen für zukünftige Tage. Zeitlebens knüpften sich die lieblichsten Erinnerungen für ihn an das Remstal, dorthin führte ihn die erste Wanderung nach dem Verlassen der Karlsakademie. Seine Liebe zur Heimat ist gerade durch die im „Paradies seiner Kindheit" gewonnenen Eindrücke wesentlich verstärkt worden.

Auf Wanderungen und am häuslichen Herd erzählte Schillers Vater gerne aus seinem Leben. Da waren zuerst seine Erlebnisse in den Niederlanden: wie das Bild des fremden Landes mit seiner Eigenartigkeit in Natur und Ackerbau, seinem Gewerbe und seinem Handel, seinem Reichtum und Glanz und dem damaligen buntbewegten kriegerischen

Treiben, in welchem er selbst in betäubender Abwechslung sich hin- und hergeworfen sah; wie das Lager- und Quartierleben, die Märsche und Belagerungen, das Schlachtgetümmel und die Reiterstückchen sich seinem eigenen Gedächtnis tief eingeprägt hatten: so ergriffen all diese Dinge in der schlichten Erzählung des Vaters nicht minder mächtig den Geist des Sohnes. Auf niederländischem Boden hat schon des Knaben Phantasie sich herumgetrieben, Schillers spätere Beschäftigung mit der Geschichte der Niederlande war gleichsam eine Rückkehr in das Land seiner Jugendträume: die Fülle des poetischen Lebens, welche durch Schillers Abfall der Niederlande strömt, ist auf die mehr und mehr auflebende Erinnerung an die Kindheitstage in Lorch und später in Ludwigsburg zurückzuführen, wo er zum ersten Male von jenem Lande und Volke hörte. Das hob von vornherein des Dichters Seele und befeuerte seine Bildkraft so mächtig, daß er durch seine Schöpfung die Geschichte „aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt" hat. (Auf diese Zusammenhänge hat zuerst der Freiburger Professor Keller in einer feinsinnigen Abhandlung hingewiesen und ihre Spuren in den Jugendwerken des Dichters aufgedeckt.) Auch auf die böhmischen Wälder und Städte haben die Berichte des Vaters die Phantasie des Sohnes zuerst hingelenkt. Für ihn, der während der wichtigsten Entwicklungsjahre der Berührung mit der Außenwelt entzogen werden sollte, wurden diese Jugendeindrücke von großer Bedeutung: der Vater hatte sich für den Sohn in der Welt umgesehen und konnte ihm so einen goldenen Schatz von Bildern und Begriffen in die Weltabgeschiedenheit der Akademie mitgeben.

Dichter als in Lorch drängen sich die Spuren Schillers

in Ludwigsburg, wo er zweimal mehrere Jahre in seiner Jugend und 1793/94 bei seinem Besuch in Schwaben wohnte. Stille, in ihrer Einsamkeit erhabene Natur, idyllischer Anmut voll, und dazu die Reize von Sage und Geschichte — die Geister deutscher Romantik — hatten im Waldtale der Rems den träumenden Knaben umsponnen, — nun sollte ihn das Leben in seine Schule nehmen, er sollte im schwäbischen Versailles einen Anschauungsunterricht in der politischen und sozialen Gesellschaftsordnung des 18. Jahrhunderts empfangen.

Wenn wir heute die Stadt vom Bahnhof aus betreten, so macht sie mit ihren nüchternen, kahlen Häusern, ihren schnurgeraden Straßen, ihrem berühmten Kaffeesurrogatgeruch den Eindruck wie viele andere Fabrik- und Gewerbestädte. Das weichliche Schillerdenkmal von Hofer, einem Schüler Thorwaldsens, läßt uns kalt, zumal wenn wir das Marbacher Standbild oder gar den Schiller Thorwaldsens selbst in Stuttgart mit seiner Mischung von tiefstem Leiden und erhabenster Kraft auf uns haben wirken lassen. Am Arsenalplatz erhalten wir die erste Anschauung aus den Zeiten Herzog Karls: das unter ihm erbaute riesige Arsenal (heute Kaserne), ein Denkmal seiner Soldatenspielerei, ist mit mythologischen Standbildern umstellt, darunter der Herzog selbst, bezeichnenderweise in Imperatorentracht. Die Nordseite des Platzes wird von imposanten, in Stein gehauenen Trophäen, Siegeszeichen, geziert. Wir gehen weiter, vergeblich über die „Siege" dieses großen Tyrannen im kleinen Lande nachsinnend, und stoßen in der Wilhelmstraße rechts (Nr. 17) auf die Fischersche Weinwirtschaft, wo dem zum Besuche heimgekehrten Schiller am 14. September 1793 der erste Sohn Karl, der „Goldsohn", geboren wurde. Damals war Ludwigs-

burg schon zu dem „Grasburg“ geworden, das Justinus Kerner so ergötzlich in seinen „Reiseschatten“ schildert. Der Herzog Karl war ja schon 1775 nach Stuttgart übergesiedelt, die Bevölkerung dann von 12000 Seelen auf etwa 5400 zurückgegangen. Damals, 1793, nahm der Herr Hofrat, wie Justinus Kerner in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ erzählt, seinem alten Lehrer Jahn manchmal die Mühe des Unterrichts auf einige Stunden ab. Noch heute geht in Ludwigsburg eine hübsche Erinnerung um: nach solchen Schulstunden sollen die Schulbuben den Dichter auf der Straße umringt haben, laut bittend: „O Herr Schiller, verzählet Se uns au wieder a G'schichtle!“ — — Hübsch ist auch ein anderer Zug, den sein Jugendfreund v. Hoven in seiner Selbstbiographie berichtet: „Am Weihnachtsabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein und allerlei Zuckerwerk aufgeputzten Christbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene betrachtend, von seinen Früchten herunternaschend. Verwundert fragte ich ihn, was er da mache? ‚Ich erinnere mich meiner Kindheit,‘ erwiderte er, ‚und freue mich, die Freude meines Sohnes zu antizipieren. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.‘“

Doch das Ludwigsburg der Kindheit Schillers wollen wir ja kennen lernen. Da müssen wir zunächst zum Marktplatz: auf der rechten Seite der Straße, die vom Rathaus dahin führt, bemerken wir das Geburtshaus Eduard Mörikes, und am Marktplatz selbst die Geburtsstätten des Ästhetikers

F. Th. Vischer und Justinus Kerners, und weiterhin die von David Friedrich Strauß: Bronzetafeln mit Reliefbildern künden den Ruhm dieser jüngsten Stadt im Schwabenlande, die auch sonst unter ihren Söhnen merkwürdig viel berühmte Männer hat. Der Marktplatz ist, genau wie zu Schillers Zeiten, rings mit Arkaden umgeben; seine Mitte ziert ein großer Brunnen mit dem Standbild des Gründers der Stadt, Eberhard Ludwigs, dessen heillose Mätressenwirtschaft in „Kabale und Liebe" teilweise abgespiegelt ist. Zwei Kirchen schließen den Marktplatz heute noch ab: auf der Westseite die 1718—26 durch Paolo Retti erbaute Stadtkirche mit zwei machtvollen Türmen, auf der Ostseite die 1727—38 im Rokokostile erbaute kleinere Garnisonkirche. „Der große, weite Marktplatz", so erzählt Kerner, „mit seinen Arkaden war oft der Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten [Herzog Karls]; da wurden venetianische Messen abgehalten. Der große Platz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das stärkste ein riesenhafter Heiduck des Herzogs war, der in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und mit Brei von einer Amme, die ein Zwerg war, gespeist wurde. Meine Eltern mußten da jedesmal Raum schaffen, ja, auch die unteren Gelasse des Hauses (des Oberamtsgebäudes), wo die Schreibstuben waren, mußten geleert werden, denn hier wurde in solcher Zeit eine Pharaobank eingerichtet."

Die rechte Anschauung des an Größenwahnsinn grenzenden Großmachtbewußtseins der Duodezfürsten jener Zeit erhält man aber erst, wenn man durch die gewaltigen, schatten-

reichen Alleen von Linden- und Kastanienbäumen dem ungeheuren Schloß mit seinen riesigen Plätzen, Gärten und Parkanlagen sich nähert. In wenigen Jahrzehnten hatte fürstlicher Wille eine völlig neue Stadt hervorgezaubert, und Herzog Karl fügte, seiner souveränen Baulust und Verschwendungssucht folgend, neue Teile, die Karlsstadt, hinzu. Wenn er dort Residenz hielt, „da füllten sich die weiten menschenleeren Gassen, Linden- und Kastanienalleen Ludwigsburgs mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen, und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen". Die ungeheuersten Feuerwerke, Feste auf dem Feuersee, feenhaft erleuchtete Zaubergärten mitten im Winter mit Wänden von Glas und zahllosen Öfen, wo sich Orangenbäume unter dem Gewichte ihrer Früchte bogen, wo man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste und unter früchteschweren Obstbäumen wandelte, großartige Spiele, dramatische Darstellungen und Ballette und Tonstücke von den berühmtesten, fürstlich honorierten Virtuosen damaliger Zeit ausgeführt: das waren die Herrlichkeiten des absoluten Fürstenregimentes, die der Knabe Schiller anstaunen konnte. Zu seinen großen Opern und Festzügen hatte Karl das in seinem Innern ganz mit Spiegelgläsern ausgekleidete größte Opernhaus Deutschlands erbauen lassen; ganze Regimenter zu Pferd zogen da über die Bühne.... Heute ist an seiner Stelle ein See, mit Trauerweiden umstanden, von klagenden Schwänen bevölkert!

In unmittelbarster Nähe dieses „Komödienhauses" war die erste Wohnung des Hauptmanns Schiller und seiner Familie, beim Leibchirurgus Reichenbach, dem Freund und Gevatter des Hauptmanns und Vater der Porträtmalerin Ludovike

Simanowitz. Und die zweite, heute Stuttgarterstraße 26, wo damals auch die Cottasche Kanzleibuchdruckerei sich befand.

Es ist uns bezeugt, daß der junge Schiller vom Theater des Herzogs seine ersten dramatischen oder besser theatralischen Anregungen empfing. Stofflich zwar haben Person und Hof des Fürsten auf seine ersten Jugendversuche nicht gewirkt. Überlieferte Dramentitel wie „Die Christen", „Absalon" und ein epischer Versuch „Moses" lassen die religiösen und biblischen Anregungen des Hauses erkennen. Von Natureindrücken und religiösen Vorstellungen sind auch seine ersten, im Tone Klopstocks und Hallers gehaltenen lyrischen Gedichte erfüllt. Schiller wollte ja seit der Lorcher Zeit ein Geistlicher werden, zu diesem Zwecke hat er viermal das zur Aufnahme in die „Klosterschulen" notwendige Landexamen gemacht, das noch dem Regimentsmedikus die Verse entpreßt:

Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, sprach izt der Rektor seinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft.

Und doch hat die Anschauung des fürstlichen Hofhalts und der imponierenden Persönlichkeit des Herzogs tief auf die Phantasie und die Seele des Knaben gewirkt. Sein für alles Herrenmäßige und Hoheitsvolle empfänglicher Sinn mußte durch diese Erscheinungen des Glanzes und der Pracht angeregt werden. Kuno Fischer hat nicht so unrecht mit seiner feinsinnigen Bemerkung, daß der Sohn des vom Dorfbarbier zum Hauptmann emporgekommenen Vaters seine sichere und eingelebte Anschauung fürstlichen Wesens von diesem Meister in der fürstlichen Kunst des Repräsentierens sich herholte; hier gewann er die Farben zu den Bildern und

Gestalten so mancher seiner Dichtungen. Man braucht da nur z. B. an das einleitende Fest zum Fiesko, an den herrschsüchtigen Genuesen selbst, an Philipp von Spanien, auch an Wallenstein zu denken. Aber „blendend und bezaubernd" wird dieser ganze fürstliche Apparat auf das Gemüt des in ernsten, religiösen Gefühlen, mit dem Sinn für das Echte und Wahre früh genährten Sohnes einer kerngesunden Bürgersfamilie nie gewirkt haben. Gegen die Verlockungen dieser Scheinwelt war er durch seine angeborene Natur und seinen anerzogenen Charakter gefeit, die Einflüsse des Hauses waren stärker als alles, was sonst von außen an ihn herankommen konnte. Wohl aber sind Momente genug für die Annahme vorhanden, daß der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Reinheit seiner Kindheitsträume und der glänzenden Verderbnis des fürstlichen Hofes, zwischen Ehrlichkeit und Scheinwesen damals schon seine Seele in Gärung brachte und jene tragische Grundstimmung erzeugte, aus deren Geist dann seine Jugenddramen geboren wurden. Der Keim dieses Gegensatzes zu der verrotteten Gesellschaft überhaupt und zu den „angefaulten höfischen Schichten" wurde hier gelegt, ausgewachsen hat er sich später, auf der herzoglichen Militärpflanzschule. Seine bürgerlich kernhafte Gesinnung, die aus dem Elternhaus und den unverdorbenen Anschauungen der altwürttembergischen Gesellschaft hervorgewachsen ist, hat er als einen festen Bestandteil seiner Persönlichkeit mit in die Schule Karls hinübergenommen. Sie, die ihn zum Diener des Fürsten erziehen sollte, hat ihn zum Richter der „schlimmen Monarchen" ausgebildet. Denn er nahm es ernst mit jener „Tugend", von der Herzog Karl und seine Schmeichler nur so unendlich viel zu — reden wußten.

Eins muß man dem Herzog Karl lassen: er hatte Blick für Naturschönheiten. Seine Lustschlösser sind alle in ausgezeichneter Lage errichtet, schöner wohl keins als die auf der weithin schauenden Höhe eines reichbewaldeten Bergrückens zwischen Stuttgart und Leonberg (1763—67) erbaute Solitüde. „Einsamkeit" sollte diese Schöpfung heißen, denn „Karl wollte diesen Ort der Ruhe weihen", wie einst eine Inschrift an dem herrlichen Schloßbau verkündete. Dort hoffte der Zögling der Genußsucht, „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend, Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit verleben zu können". Diese Sehnsucht nach Einsamkeit lag im Geiste der Zeit: im Zeitalter lauter Feste und galoppierender Vergnügungswut wurde es Mode, nach Natur und Stille wenigstens sentimentalisch sich hinzusehnen. Fünf Eichen standen einst an jener Stelle; den Herzog entzückte der Platz, als er auf der Jagd dort rastete, und einer Laune, einem Einfall verdankte das prächtige Lustschloß sein Entstehen; rasch kamen zahlreiche Nebengebäude hinzu: ein Kavaliersbau, ein Opernhaus, eine Kirche, ein „Lorbeersaal" für Feste, ein geräumiger Marstall und viele Pavillons als Beamten- und Dienerwohnungen. Unabsehbare Garten- und Parkanlagen dehnten sich, mit einer Menge von Riesenbildsäulen und Wasserspielen geschmückt, über einen Flächenraum von mehr als 900 Morgen. Eine lange Allee von Orangenbäumen bildete einen ganz eigenartigen Schmuck. Nach einigen Jahren schon (1770) errichtete Karl dort ein militärisches Waisenhaus, aus dem in rascher, treibhausartiger Entwicklung sich die spätere Hohe Karlsschule entwickelte. Umfangreiche Gebäude wurden 1773 dafür angelegt, — und schon 1775 wurde alles verlassen und mit Aus-

nahme des Schlosses und der Baumanlagen dem Verfall nach und nach preisgegeben.

Und doch hat sich genug davon erhalten, daß wir uns noch heute das Bild des Ganzen leicht vorstellen können. Wer heute von Stuttgart aus auf schattigen Waldwegen (2 Stunden) oder von Ludwigsburg auf der schnurgeraden Kastanienallee der Solitüde zustrebt, der schaut auf einmal wie ein Wunder aus vergangenen Zeiten das weiß leuchtende Eirund des Schlosses mit seiner kuppelgekrönten Rotunde in der Mitte, den zu beiden Seiten vorspringenden Eckpavillons, seinen Arkaden und Galerien, zu welchen mächtig geschweifte Doppel-Freitreppen auf der Nord- und Südseite emporführen. Der weiße, feingegliederte massive Steinbau hebt sich vom grauen Schieferdache und vom Buchenwaldgrün des Hintergrundes und der Flanken glänzend ab. Nach vorne ist der Blick frei. Eine unvergleichliche Fernsicht bietet sich von der Terrasse des Schlosses. In blaudämmernder Ferne schwimmen in unsicheren Zügen die Gipfel des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der Rheingebirge, näher dem Blicke schon liegen die ragenden Höhen der Alb. Davor aber, weitausgebreitet, ein Riesenteppich, die fruchtbare Ebene des schwäbischen Unterlandes, reich gesegnet mit Ackerfeld und Wiesenland, Weinbergen und Wäldern, dazwischen zahlreiche Dörfer und einzelne Städte. Da unten am Fuße liegt Gerlingen, wo Luise Schiller, die zweite Schwester, ihren Gatten, den Pfarrer Frankh, und wo Vater Schiller sein Grab fand; vom Städtchen Leonberg leuchtet ein Turm herüber, — dort im Schlosse spann ja die Frau Majorin Schiller in ihrer Witweneinsamkeit so manches „Stückle fein Tuch" für den großen Sohn und seine „liebe Lotte". An der Straße nach Leonberg zu

lag einst auch die Forst- und Obstbaumschule, die „Intendant" Schiller bepflanzte. Vergeblich suchen wir sie heute auf der Solitüde, sie ist verschwunden. Aber nicht verschwunden sind die Spuren seiner gemeinnützigen Tätigkeit im Schwabenland: er hat zuerst auf den großen Nutzen einer rationellen Baumzucht eindringlich hingewiesen und durch seine beiden Schriften: „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg" und „Die Baumzucht im Großen aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen", sowie durch praktische Versuche und Anregungen eine neue Epoche der Land- und Volkswirtschaft in seinem Vaterland herbeiführen helfen. Wo wir auch gehen und stehen im Schwabenland, dürfen wir uns an dem Gedanken erfreuen, daß der Vater des Dichters Tausende von schattengebenden Fruchtbäumen gepflanzt hat.

Verschwunden ist dort oben auf der Solitüde die Pracht fürstlicher Hofhaltung, auf dem Vorplatz des Schlosses selbst und unter dem Arkadenbau sitzt heute an Sonntagen eine fröhliche, dichtgedrängte Menge von Gästen, die sich an Speise und Trank erlabt. Als Luftkurort ist der herrliche Punkt vielbesucht. Nur mit Mühe können wir uns dort heute des Herzogs Pflanzschule vorstellen, in der auch Schillers Geist und Leib in eine „Schnürbrust" gepreßt wurde, wo sein Geist nach Taten, sein Atem nach Freiheit dürstete. Der Gegensatz zwischen Dressur und Freiheit, „gesunder Natur" und „abgeschmackten Konventionen" mußte gerade an solchem Orte dem Feuergeiste des widerwilligen Fürstenschülers sich aufdrängen. Träumerisch mag oft der Jüngling über diese Landschaft hingeschaut und die durch Lektüre genährte religiöse Naturstimmung eingesogen haben, die wir in seiner Jugend-Lyrik („Der Abend", „An die Sonne", „Hymnus an den

Unendlichen" u. a.) finden. Eins aber — und das läßt sich nicht berechnen und nachweisen, sondern nur empfinden und nachfühlen — eins empfing er hier: Größe und Weite der Anschauung, einen weiten Gesichtskreis und erhabene Stimmungen. Marbach, Lorch, Ludwigsburg, Solitüde — diese Stationen seines Jugendlebens und die dort empfangenen Natur- und Lebenseindrücke bedeuten eine stetige Erweiterung seines Horizontes; erst wenn man sie zu den mehr unmittelbaren, bewußten Einflüssen seiner Jugenderziehung hinzunimmt, erhält man ein Bild, einen Begriff seiner psychischen Entwickelung.

Mit Stuttgart sind seit Schillers Zeiten gewaltige Veränderungen vorgegangen. „Da, wo jetzt die brandende Häuserflut den ganzen weiten Talkessel erfüllt hat und in einzelnen Wogen bereits an den Bergen emporschlägt, da liegt vor hundert Jahren in der Mitte des Grundes, friedlich in seine Mauern geschmiegt, das fünfmal kleinere Stuttgart." So schrieb schon 1870 Julius Klaiber, und heute hat es sich zur Großstadt weiterentwickelt. Noch aber lassen sich die alten Bestandteile der Stadt deutlich erkennen: in der Mitte die Altstadt, winkelig und eng zusammengebaut, darüber mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen die reiche oder Turnieracker-Vorstadt und im Süden die Eßlinger Vorstadt mit ländlichem Charakter. Das Eßlinger Tor, durch das Schiller einst zur Nachtzeit entfloh, ist verschwunden; in der Eßlinger Straße stehen noch alte Häuser genug, aber sie sind heute mit Läden und Schaufenstern versehen. Damals befanden sich noch Dungstätten vor den Häusern, und Ochsen und Kühe zogen mit Behagen zu ihrem Brunnen. Und so haben sich die Szenen vielfach verändert, auf welche die

Häuser, Paläste und Denkmäler aus alter Zeit noch herabblicken. Noch steht, mancherlei Zwecken dienend, das Gebäude der Karlsakademie. An die Stelle, wo Schiller als Regimentsmedikus bei der Luise Vischerin im Hause des Professors Balthasar Haug, mit Leutnant Kapf zusammen, wohnte, ist vor etwa sechzig Jahren ein Neubau (Eberhardstraße 63) getreten. Von dort konnte der Dichter auf die Obstgärten und Rebengelände des Heslacher Tales blicken. Dort war es, wo er seine erste Freiheit genoß, „in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen usw., usw. nichts anzutreffen war als in einem Eck ganze Ballen der Räuber, in dem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen u. dgl. untereinander". Wenn der junge Stürmer und Dränger, der froh war bei Knackwurst und Kartoffelsalat, „illustren" Besuch empfing wie den Schöngeist Leuchsenring oder den Berliner Aufklärer Nicolai, da ging von seiten der Gäste jedesmal „eine schüchterne, stillschweigende Revue dieser Gegenstände dem Gespräch voran". Unmittelbarer als vor dem Hause Eberhardstraße 63 umweht uns der derbe Hauch wilder Burschensitten im Gasthaus zum Ochsen in der Hauptstätterstraße. Dort wurde gekegelt und Karten gespielt oder am Ecktisch des oberen Zimmers getrunken und gestritten, gesungen und gelacht. Der Schillertisch ist heute nicht mehr vorhanden, der vorige Wirt hat ihn zu Geld gemacht. Aber allerlei primitive Wandgemälde geben trotz oder gerade wegen ihrer naiven Derbheit die richtige Stimmung für den niedrigen Kneipraum: Szenen aus der Glocke, Schiller seine Räuber im Bopserwäldchen vorlesend u. dgl. Mit zwei würdigen

Schwaben, den Dichtern Karl Weitbrecht und Eduard Paulus, habe ich dort „Frühmeß“ gehalten, und es war uns wahrhaftig zumut, als müßte jeden Augenblick der Herr Regimentsmedikus hereintreten und ausrufen: „Seid mir schöne Kerls! Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut?“

Verwehte Spuren! Veränderte Zeiten! Nirgends will gerade in Stuttgart der Dichter sich recht fassen lassen: als Karlsschüler kam er ja mit der Stadt und ihren Bewohnern wenig in Berührung, und als er aus der Akademie entlassen war, da war er schon über die Enge der heimatlichen Verhältnisse weit hinausgewachsen. Allerdings, das darf nie verkannt werden, die Akademie hatte ihm vieles geboten, was er sonst nirgends damals auf schwäbischem Boden erlangen konnte: höher als den vielseitigen Unterricht müssen wir noch den Verkehr mit so vielen Vertretern aller Wissensgebiete und mit gleichaltrigen Genossen verschiedener Herkunft und mannigfaltigsten Strebens und den dadurch gebotenen geistigen Austausch für die Entwickelung des Dichters einschätzen. So wurde ihm durch die Schule ein gewisser Ersatz für das geboten, was Goethe sich im elterlichen Hause und im freien Verkehr mit der Welt aneignen konnte. Daß diese letztere Art von Erziehung an sich für einen Dichter segensreicher und geeigneter war, wer möchte das leugnen? Die Nachteile der akademischen Erziehung für Schiller liegen ja auf der Hand, aber sie stattete ihn doch auch mit manchem aus, was ihn, den Schwaben, zu dem die ganze deutsche Bildung umfassenden und erneuenden Geist, zu unserem Nationaldichter erst machen konnte. Die „Entschwäbung“ des Dichters der „Räuber“ war eine Folge der gesamten herzoglichen Er-

ziehungsweise im guten und im schlimmen. Die Abkehr von der Heimat war für seine Weiterentwicklung eine unbedingte Notwendigkeit, und sie hat auch dazu beigetragen, sein Heimatland mehr und mehr wieder dem Strom nationalen Geisteslebens anzuschließen. Bald mußte man aufhören, von Schwaben als einem „Sibirien des Geschmackes" zu reden.

Es ist wie ein Symbol des Zeitenwandels, daß demselben Dichter, der einst als ein Landflüchtiger dem Arme des Herzogs sich entzog, schon wenige Jahrzehnte nach dessen Tod mitten in der Hauptstadt des Landes das herrlichste, gehaltvollste aller Schillerdenkmäler errichtet wurde: der majestätische Schiller Thorwaldsens, — und zwar auf demselben Platze, wo der Regimentsmedikus im Dezember 1780 seinen Grenadieren vom Regimente Augé vorgestellt worden war.

Im Jahre 1839 wurde das Denkmal enthüllt, alljährlich hält seitdem der Stuttgarter Liederkranz um die Zeit von Schillers Todestag eine Feier ab, die an Thorwaldsens Denkmal ihren Abschluß findet. Und so sind, wenn auch die Spuren seines menschlichen Daseins, doch nicht die Spuren seines Geistes im Schwabenlande und in den Schwabenherzen verweht, so wenig wie beim übrigen deutschen Volke. Aber inniger, vertraulicher stehen seine Heimatgenossen zu dem größten Schwabenkinde. Als einst bei der Aufrichtung des Thorwaldsenschen Standbildes die Gelehrten und Dichter zu Beiträgen für ein Schilleralbum aufgefordert wurden, da steuerte auch ein wackerer Dorfschulmeister sein Scherflein bei:

O großer Friedrich Schiller, Für mich auch Poesieerfüller!
Kommst nun gegossen in das Land, Herrn Vater hab' ich auch gekannt.

So, als Dichter und Landsmann, liebt heute noch der Mann aus dem Volke in Schwaben seinen Friedrich Schiller.

Schillers „Doppelliebe"

Schillers sogenannte Doppelliebe, sein eigenartiges seelisches Verhältnis zu Braut und Schwägerin, ist wohl das merkwürdigste und schwierigste Problem im Herzensleben des Dichters. Klatschsucht und verständnisloses Gerede haben sich schon frühe damit beschäftigt, wie uns durch Schiller selbst bezeugt wird. „Daß allerlei über unser Verhältnis würde gesprochen werden, war zu erwarten," schrieb er tröstend an Lotte, als diese wenige Wochen vor der Hochzeit durch allerlei Weimarer Tratsch beunruhigt ward. „Hätte man uns erst in unserem engern Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieses zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie schöne Seele gehört dazu, unsre verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen, die ganze Geschichte unserer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man übersehen haben, und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen. Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und sein werde durch Dich, ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich sein wirst. Ich fühle es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftschlüsse und diese in Worte auflösen könnte."

Weder diese stolze Sicherheit noch feierliche Beteuerungen Schillers in entscheidenden Augenblicken seines Lebens haben ihn und Lotte vor den Folgen übler Nachrede behütet. In seinem Werbebrief vom 3. August 1789 schreibt er bei dem lange zurückgehaltenen Geständnis seiner Liebe: „O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe!“ Und im Briefe an die Mutter der Braut vom 18. Dezember: „Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen.“ Zu diesen feierlich abgegebenen, aus tiefster Empfindung stammenden Zeugnissen nehme man noch das Geständnis im Briefe vom 7. September 1789, aus der Zeit des heimlichen Brautstandes. Schiller erinnert an einen Auftritt zwischen Lotte uud ihrer Mutter, dessen Zeuge er zufällig geworden sei und wonach er die Stillgeliebte zu trösten versucht habe. Schon sei er einer Erklärung nahe gewesen, aber „Karoline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil sie nicht wußte, noch wissen konnte, was eben geschehen war, wir es also auch nicht fortsetzen konnten. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder.“

Diese Briefstellen sind schon über ein halbes Jahrhundert allgemein bekannt. Nach ihnen ist es ganz zweifellos, daß Schillers Herz von allem Anbeginn für die jüngere der beiden Rudolstädter Schwestern entschieden war, daß er einzig und allein von ihr die Erfüllung seiner Sehnsucht nach Eheglück erwartete. Doch so einfach liegt die Sache trotzdem

nicht. Schon das verschiedene Verfahren bei den ersten Veröffentlichungen von Schillers Liebesbriefen war geeignet, Bedenken und Zweifel zu erregen und etwas wie Verwicklungen eines psychologischen Romans ahnen zu lassen. Während Karoline von Wolzogen in den Briefproben ihrer Schillerbiographie vom Jahre 1830 an Stelle des „Ihr“ der Anrede die Einzahl hatte treten lassen, wurden im Jahre 1848 bei der Herausgabe ihres literarischen Nachlasses die Briefe Schillers an das Schwesternpaar ohne die Retuschierung Karolinens mitgeteilt. Das niemals ganz ausgestorbene Gerede von des Dichters „Doppelbrautschaft“ erhielt neue Nahrung auch durch den vielsagenden oder besser zu viel sagenden Vergleich des Herausgebers des Nachlasses Karl Hase: „Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen Gleichen erzählt.“ Jedenfalls hat von da ab erst eine gewisse literarische Würde und den Schein psychologischer Vertiefung erhalten, was ursprünglich ganz gewöhnlicher Weimarer Hof- und Stadtklatsch gewesen ist, die Behauptung nämlich, Schiller habe „eigentlich“ seine verheiratete Schwägerin Karoline (damals noch: von Beulwitz) zuerst und mehr geliebt als Lotte und diese nicht um ihrer selbst, sondern um der älteren Schwester willen geheiratet. Eine auffallende Unterstützung schien erst jüngst dieser Ansicht zuteil zu werden durch gewisse Äußerungen in dem Briefwechsel zwischen Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden (Bd. I, Berlin, Mittler & Sohn), auffallende und subjektiv einseitige Äußerungen, die ungeprüft passieren zu lassen und auszunützen mindestens leichtfertig wäre. An Beispielen solcher Versuche

dreister Oberflächlichkeit hat es leider im gegebenen Falle nicht gefehlt.

Diese Briefstellen sind schon um ihrer Urheber willen wichtig, aber sie wollen aus größeren Zusammenhängen heraus verstanden sein. Da sie sich um Schillers Verhältnis zu den Schwestern drehen, müssen wir, nach dessen eigenem Rat, erst einmal „die ganze Geschichte" dieser „Verbindung" in ihrem Keimen und Aufblühen übersehen.

Zuerst sein Eintritt in die Familie von Lengefeld! Ein rastlos Umgetriebener, von Sehnsucht nach Frieden erfüllt, kam Schiller in die behagliche Häuslichkeit der chère mère. Der Fremdling — den schöngeistigen Rudolstädterinnen längst kein Fremder mehr — ward aufs freundlichste aufgenommen, von der Mutter und den beiden Töchtern. Die ganze Atmosphäre tat dem Heimatlosen wohl. Lottens anmutige, stille Weiblichkeit aber zog ihn an und hielt ihn fest. Von ihrer lieben Gestalt kam er nicht mehr los, und von ihr, der Ruhigen, Festen und Innigen, durfte er jene Ergänzung seines Wesens erwarten, die leidenschaftlich bewegte Naturen seiner Art, nach aller Kenntnis menschlichen Seelenlebens, brauchen. Das ist die erste, durch Zeugnisse belegte, psychologisch einwandfreie Tatsache, von der wir auszugehen haben. Neben der Schwester aber stand, gänzlich anders geartet, die drei Jahre ältere, unglücklich verheiratete, von ihrem Gatten halb getrennt lebende Karoline: geistig reifer, voller erschlossen, leicht entflammt, ganz hingegeben an die Idee viele umfassender Liebe oder Freundschaft, — Begriffe, die ihr ein und dasselbe bedeuten. In einem glich sie dem damaligen Schiller: sie war selbst eine Ruhesuchende. Sie war beherrscht von derselben nervösen Beweglichkeit, die den Dichter von

der Seite Charlotte von Kalbs geſcheucht hatte, aber ſie kam ſeinem Geiſte mit friſcher, anregender Empfänglichkeit entgegen. Trotz der ungeheuren Verſchiedenheit ihrer Naturen waren beide Schweſtern auf dem Grunde liebevollen Einverſtändniſſes emporgewachſen und ſtanden, als Schiller ſie kennen lernte, in engſter Herzens- und Lebensgemeinſchaft. In dieſen ſchweſterlich traulichen Verkehr fand ſich auch der Freund raſch hinein. Beiden zugleich zeigte er die Welt ſeines Geiſtes und Gemütes. „Solch inniges Zuſammenleben“ — es ſei mir geſtattet, dieſe Sätze meiner Schillerbiographie (II, 27) zu entnehmen — „verſtärkte und reifte in den dreien das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, wodurch die ganze Entwicklung ihres Verhältniſſes von vornherein bedingt ward. Schillers Herz neigte, wie wir geſehen haben, von Anbeginn der lieben Lotte zu, die ihm mit wachſender Gegenneigung tief in die Seele ſchaute; ihre zartinnige, ruhevolle Natur, ihr bildſames, feſtes und doch ſo hingebungsvolles Weſen barg alles, was der Ungeſtüme zu beglückender Ergänzung und Klärung ſeines Daſeins brauchte. Mächtig fühlte er ſich aber auch von der phantaſievollen, geiſtreich beweglichen Karoline angezogen, in der er gewiſſermaßen ein Gleichnis ſeines eigenen vorwärtsdrängenden Weſens fand.“ Ein Beſonderes aber war ganz in der Eigentümlichkeit der Situation und der Charaktere begründet: „je weniger ſich Schillers Liebe anfangs vor Lottens ſcheuer Jungfräulichkeit entfalten durfte, deſto freier konnte er mit der reiferen und ſelbſtändigeren Frau alle Tiefen und Höhen des Gedankens durchſchweifen.“ Wer das Leben und Weſen des jüngeren Schiller kennt, weiß, daß ſeine Hingebung an die Menſchen oft einen überſchwenglichen Ausdruck nahm; daß ſeine Begeiſterung das Freund-

schaftsempfinden rasch zu einer Art Liebe emporzusteigern pflegte. Man lese aus den Bauerbacher Tagen die Briefe an Reinwald oder die an Henriette und Charlotte von Wolzogen. In den Armen des ihm vermeintlich gleichgestimmten Geistesbruders will der Einsame neue Glut und neues Leben sammeln, und demselben nüchternen Manne erklärt er: „Was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? Oder die Anschauung unseres Selbst in einem anderen Glase?“ Im Gedankenaustausch mit Karoline von Beulwitz machte er wieder eine ähnliche Erfahrung, nur daß ihm hier wirklich ein in vielem verwandtes Temperament gegenüberstand. Und wie er in Bauerbach Mutter und Tochter mit gleich stürmischer Herzlichkeit umfaßt hatte, wie in Leipzig-Dresden der Verkehr mit den befreundeten Paaren Körner-Minna, Huber-Dora ihm das weltumarmende Lied „An die Freude“ eingegeben hatte, so verschmolzen sich ihm jetzt die Rudolstädter Schwestern gleichsam zu einem Wesen. „Ihre beiderseitige gute Harmonie“, schreibt er einmal, „ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben.“

Dabei blieben auf Lotte alle seine Lebens- und Liebeshoffnungen gerichtet. Aber die begeisterungsfähige Seele Karolinens spendete ihm gleich den Widerhall, dessen sein Genius bedurfte; ihre Fähigkeit und ihre Neigung, bedeutenden Männern anregend und ratend zu dienen, boten ihm Ersatz für vieles, was ihm Charlotte von Kalb einst gewesen war, aber jetzt nicht mehr sein konnte. Nun hatte Karoline der jüngeren Schwester gegenüber die natürliche Rolle der Beraterin und Führerin, und so ward sie auch zur Vermittlerin

zwischen den Liebenden. Durch die Art, wie die Verlobung zustande kam, hinter dem Rücken der Mutter, wie dann das geheime Bündnis durch die ältere Schwester klug und zart weiter gefördert wurde, knüpfte sich das Band zwischen den dreien enger und enger. Zu der Dankbarkeit gegen die Vertraute gesellte sich bei Schiller Mitleid mit der Freundin, die unter Nervenanfällen viel zu leiden hatte und in den Wonnen dieser Seelenfreundschaft Trost und Ersatz für die Mängel ihres Ehebundes suchte. So ward der Frau der Umgang mit dem Freunde unentbehrlich. Schon im Herbste 1788, nach dem blütenreichen Volkstädter Liebesfrühling, schreibt sie an den noch in Rudolstadt weilenden Schiller: „Sie wissen, ich sagte es Ihnen oft, welch schönen Einfluß Ihre Freundschaft auf mein Leben hat, wie mein Dasein weiter, reicher und wahrer durch die Aufschlüsse Ihrer großen Seele wird — ich kann es nicht dulden, daß sich Wolken zwischen uns zusammenziehen, ich wünsche zu sehr, daß ewige Klarheit zwischen uns sei.“ Und mit dem ersten Gruß nach des Freundes Abreise sendet sie ihm die Versicherung: „Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Tränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. O gutes Schicksal! Nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.“ Ein andermal: „Ihr Umgang war mir das Element meines bessern Lebens, kein anderes kann mir das je sein. Ich mag's dem Schicksal nicht zutrauen, daß es mir die Freuden Ihres

Umganges nur zu kosten gegeben hat. Ach möchte, möchte es doch nie anders sein!"

Hoffte Frau von Beulwitz, als Gattin Schillers einen neuen, ihren Anlagen und Neigungen entsprechenden Wirkungskreis zu finden? Wenn sie je in dieser Hoffnung an Scheidung gedacht haben sollte, so mochte anfangs die „Bequemlichkeit", wie Karoline im vertrauten Kreise hieß, vor den mit solcher Lösung verbundenen Konflikten zurückscheuen. Aber eine unzerreißbare Fessel war die Ehe für sie nicht, am wenigsten ein Band der Seelen, wie sie ausdrücklich erklärt und wie sie durch ihre spätere Scheidung von Herrn von Beulwitz bewiesen hat. Falls Karoline mit solchen Plänen wirklich auf Schiller gezielt hätte, so bestand das einzige unüberwindliche Hindernis in der mehr und mehr zutage tretenden Liebe des Freundes und der Schwester. Aber viel wahrscheinlicher ist, daß die Träume der Frau nur auf eine Lebensgemeinschaft mit dem jungen Paare gingen. Und diesem Plane hat auch Schiller lange freudig sich hingegeben: der Freundin, der Geliebten und sich selbst wollte er die schöne, beglückende Harmonie ihres Dreibundes auch für die Zukunft erhalten, und er durfte es, weil und solange Lotte in diesem Streben mit ihm einig war. Auch Karolinens Gatte sollte, wenn möglich, in die Hausgemeinschaft eingeschlossen werden, damit deren guter Einfluß ihm und seiner Ehe zustatten käme. Ja, am 30. Dezember 1790 — also fast ein Jahr nach der Verheiratung Schillers — wirft Karoline von Dacheröden ihrem Verlobten den Gedanken hin, daß Schillers mit ihnen selbst und „Lili" ein Haus in Erfurt beziehen sollten, bis ihnen Dalberg, wenn er erst einmal Kurfürst wäre, allen insgesamt eine gemeinsame Stätte im goldenen Mainz bereiten könnte.

Bekanntlich hat Schiller, nach seiner Verlobung noch häufiger als vorher, seine Briefe oft an beide Schwestern zugleich gerichtet. So gut wie in seine Zukunftsträume ward die ältere in seine Bräutigamszärtlichkeiten mit eingeschlossen. Wir kennen nicht alle seine Briefe und nur wenige von den Antworten Karolinens; im Archiv zu Greifenstein ob Bonnland sollen noch manche dieser kostbaren Stücke sorglich verschlossen sein, aber auch sie würden, wenn veröffentlicht, wie mir der Hüter dieser Schätze, Schillers Urenkel Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, brieflich versichert hat, keine veränderten Züge in das Bild bringen, sondern „nur eine Bestätigung der unendlich schönen, aber freien Auffassung der Liebe, die damals herrschte“. Sicherlich waren auch Karolinens Erwiderungen auf den Ton der Liebe gestimmt. Uns, die Kinder einer nüchternen Zeit, berührt solch ein Ton, der Überschwang der Gefühle und des Ausdruckes, seltsam; aber wer die Sprache und die Stimmung des gefühlseligen Geschlechtes jener Tage kennt, der darf sich darüber auch bei Schiller und seiner Freundin nicht verwundern. Gerade die ersten Briefe zwischen Wilhelm von Humboldt und der ihm kaum bekannt gewordenen Karoline von Dacheröden (vgl. auch „Deutsche Rundschau“ 1891 Bd. 66 S. 232 ff.) sind klassische Beispiele für dasselbe schwärmerische Verlangen nach Seelenaustausch und Geistesgenuß, für ein unersättliches Sehnen nach veredelnder Freundschaft, das sich immer wieder in die brennenden Farben der Liebe kleidet. Dieser liebende Freundschaftston hatte an sich auch für Lotte nichts Befremdendes. Sie nahm es zunächst als ganz selbstverständlich hin, daß das neue Verhältnis auch Karoline schwesterlich-brüderlich umfaßte. Wie Schiller an beide

Schwestern sich wandte, so erwiderte Lotte meistens in beider Namen mit einem „unser“, „wir“. Kein Anflug von Mißtrauen oder Eifersucht störte ihren Verkehr mit dem Geliebten und der Schwester. Daß diese mit heftiger Bewunderung an dem Dichter hing, konnte dem bräutlichen Stolze Lottens nur wohltun. Aber ein anderes machte der Stillbescheidenen Sorge: ein leiser Argwohn regte sich in ihr, ihre Schwester könne für Schiller geistig mehr bedeuten als sie selbst. Die Wahrhaftigkeit ihres Verlobten und die Zuverlässigkeit der Schwester standen ihr fest, aber konnte nicht er bei seiner Wahl sich getäuscht haben über ihren eigenen Wert und inneren Reichtum? Würde nicht Karoline, die ohnedies nach Befreiung aus lästigen Ehefesseln strebte, dem Freunde in erhöhtem Maße das zu geben imstande sein, was Lottens Liebe ihm hatte geben sollen und nicht zu bieten vermochte? Seit den Rudolstädter Oktobertagen des Jahres 1789 rang Lotte mit diesen Zweifeln, kämpfte sie den Kampf der Liebe und Entsagung, dessen Preis die Ruhe, das Lebensglück des Geliebten sein sollte. Diese Zweifel wurden zerstreut nicht bloß durch Schillers zärtliche Unbefangenheit, sondern noch mehr durch den erhebenden Zuspruch einer Freundin, die der Verzagenden den Mut zurückgab, sich in ihrem eigentümlichen Werte zu fühlen und sich im Herzen Schillers zu behaupten.

Diese Freundin war bekanntlich Karoline von Dacheröden, die mit Karoline von Beulwitz schon seit 1785 befreundet war und an dieser mit schwärmerischer Verehrung hing. Beide Karolinen aber waren auswärtige Glieder eines Berliner Bundes junger Schöngeister beiderlei Geschlechts, dem Henriette Herz, Dorothea Veit, die zweite Tochter Moses Mendelssohns, Karl von Laroche, der empfindsame Sohn einer empfind-

samen Mutter, und Wilhelm von Humboldt angehörten. Die Bundeszwecke waren in besonderen Regeln und Vorschriften festgelegt; zu gegenseitiger Beglückung und Veredlung durch Liebe und Freundschaft wurden die „Verbündeten“ eingeschworen. In der Mitteilung und Analyse der eigenen Gefühle, in der fortwährenden Beobachtung und Zergliederung des Seelenlebens der anderen glaubte man diese erhebende Förderung zu finden. Man nannte sich „Bruder“ und „Schwester“, das vertrauliche „Du“ verband alle, und feurige Küsse und innige Umarmungen, die sonst als Zeichen der Liebe gelten, wurden ohne Wahl auch zum Ausdruck der Seelenfreundschaft verwendet. Äußere Bundeszeichen waren ein Ring und ein Zirkel. Rückhaltloses, gegenseitiges Vertrauen war durch die „Statuta“ vorgeschrieben. Die Bande sollten so eng sein, „daß jeder alle Geheimnisse des andern wisse, daß keiner etwas tun könnte, ohne daß es der andere erführe“. Selbstverständlich war alles vom Reiz des Geheimnisses umgeben, und um dieses auch für die Briefe zu sichern, ward eine Geheimschrift vereinbart, die trotz ihrer Ungelenkheit dem Erguß überschwenglicher Gefühle nicht hinderlich wurde.

Für diesen gefühlvollen Veredlungsbund waren der junge Humboldt und die beiden Karolinen wie geschaffen durch den gleichen Drang nach Freiheit und nach schwärmerischem Seelenaustausch, durch dieselbe Unersättlichkeit im geistigen Genuß der Liebe und Freundschaft. Lotte dagegen, der für seelische Ausschweifungen jedes Organ fehlte, kam für den Bund überhaupt nicht in Betracht. Wie wenig sie und im Grunde auch Schiller sich der Empfindungsweise und dem Gebaren der „Verbündeten“ anzupassen vermochten, das trat offen zutage, als die zwei Brautpaare mit den beiden

„Dritten", Karoline von Beulwitz und Karl von Laroche, um Neujahr 1790 mehrere Tage in Weimar zusammen verlebten. Man hatte sich zu fröhlicher Feier vereinigt, aber der Verlauf entsprach nicht ganz den festlichen Erwartungen. Es ist wichtig zu betonen, daß alle jene Stellen des Briefwechsels zwischen Humboldt und seiner Braut, die neuerdings gegen Schiller-Lotte ausgespielt worden sind, in die Zeit nach dieser Zusammenkunft fallen; daß sie Meinungen, Stimmungen und Urteile wiedergeben, die auf die Eindrücke und Beobachtungen dieser Tage zurückgehen. Diese Äußerungen ohne alle Rücksicht auf die übrigen Dokumente, sie ohne jeden psychologischen und historischen Zusammenhang nur für sich allein zu nehmen und mit plumpem Übelwollen gegen Schiller und seine Erkorene auszulegen, wäre ein Unrecht an diesen, ein noch viel größeres aber an Humboldt-Karoline, geradezu eine Besudelung ihrer Ehre: denn nicht nur frühere und spätere Äußerungen von ihnen, sondern auch gleichzeitige stehen zu dem Wortlaut und Sinn dieser Briefstellen in direktem Widerspruch. Der Heuchelei und Doppelzüngigkeit wird doch niemand das hochgesinnte junge Paar bezichtigen wollen? Doch hören wir zunächst diese vertraulichen Bekundungen zwischen den Verlobten, und zwar der beiden Paare, denn auch von Schiller-Lotte liegen ja wichtige Äußerungen über diese Festtage vor.

Noch aus Weimar schreibt Wilhelm von Humboldt an die wieder nach Erfurt zurückgekehrte Braut: „Hier war's eine eigene Existenz. Schiller wurde in den ersten Stunden vertraut, das heißt, er genierte sich nicht. Aber die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft. Wenn ich Karoline ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Tränen,

den Ausdruck der höchsten Liebe in jedem Zuge, — ach ich kann's Dir nicht schildern, wie mir's dann ward. Denn es war kein freies Äußern, kein Hingeben in die Empfindung, alles gehalten, gespannt. So viel Fähigkeit, zu geben und zu genießen, und die gehemmt.“ Der junge Schwärmer hält es für notwendig und möglich, „das Individuelle unsrer Empfindung auch unter den Einschränkungen zu erhalten, die die Allgemeinheit unserer Lagen setzt“. Der höchste Genuß ist ihm höchstes Gut, dem er alles opfern könnte. In richtiger Beobachtung, aber in falscher Bewertung des Schillerschen Strebens nach Maß ruft er: „Da nennen sie Ruhe, was Leere ist, und arbeiten darauf hin und vegetieren.“ Daß diese erste Zusammenkunft der beiden Männer nur eine oberflächliche Bekanntschaft vermittelt hat, bekennt Humboldt selbst mit den Worten: „In Schiller fand ich sehr viel, und doch waren unsere Gespräche meist scherzend und nicht wenig leer oder doch von sehr kaltem Interesse. Aber auch da so viel Geist. . . . Ich, glaub' ich, kam ihm noch eben nicht nah.“ Dann heißt es weiter über Schillers zurückhaltende Braut, deren gutes, sanftes Herz Humboldt schon früher kennen und schätzen gelernt hatte: „Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse; sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide? Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten?“ Das lautet verfänglich, bedenklich, aber nur für den Nichtkenner der Zeit und der Menschen, besonders dieser Menschen. Das Wort „Liebe“ ist im Verkehr der „Verbündeten“ immer zur Hand und wird für die Abstufungen und Schattierungen aller möglichen Arten von Neigungen gebraucht, nicht nur für das ausschließliche Aufgehen einer Seele in einer anderen, also nicht in der Bedeutung, die

wir heute gewöhnlich mit dem Worte verbinden. Und Küsse gar wogen nicht schwer in jenem empfindsamen Kreise. Sollen wir nun untersuchen, welche Küsse leidenschaftlicher ausfielen, die der an heftige Kußszenen von der „Verbündung“ her gewohnten Karoline oder die der scheu und keusch, zumal in Gegenwart anderer, zurückhaltenden Lotte? Hören wir lieber, wie Lotte sich ausspricht über diese ungewohnt lärmende Neujahrsfeier. „Unser Zusammenleben die paar Tage“, so heißt es in ihrem Schreiben an Schiller vom 3. Januar, „war mir nicht so wohltuend als sonst, wenn wir allein sind; die andern sind so unruhige Wesen, Karl und Wilhelm, und ich weiß nicht, sie haben mir auch einen Geist des Herumtreibens eingebracht, und ich genoß Deiner lieben Gegenwart nicht so schön wie sonst. Es werden noch ruhige Tage kommen, wo ich Dir, hoffe ich, das Gefühl meiner Liebe recht klar, recht fühlbar machen kann. Es könnte mich oft drücken, wenn ich nicht den unwandelbaren Glauben an Deine Liebe in meiner Seele trüge, daß ich so wenig Dir sagen, ausdrücken kann, wie mein Herz Dich umschließt, mein Geliebter. . . . Ein ununterbrochenes Zusammensein, tiefere Blicke in mein Herz, meine Bemühungen, Dir das Leben leicht und schön zu machen, werden Dir das Bild meiner Liebe in schöneren, helleren Farben darstellen, hofft mein Herz.“ Als Karl und Wilhelm nach leider verzögerter Abreise endlich fort sind, ist Lotte froh, der ewig unruhigen Gesellschafter, des „geschäftlosen Lebens im Kaffeehause“ überhoben zu sein. Die Liebevolle fürchtet, ihrer Schwester Gesundheit ebenso wie die der kränklichen Erfurter Li hätte dadurch „wieder zerrüttet werden können“. Außerdem hat sie an Wilhelm etwas bemerkt, was ihr „weh getan hat“: „einen Mangel an Feinheit im Be-

tragen und im Ausdruck, selbst gegen Lina [von Dacheröden] zuweilen“. Die kleine „Dezenz“, wie Lotte im engsten Kreise genannt wurde, stieß sich offenbar gerade an dem, was Humboldt „freies Äußern, rückhaltloses Hingeben in der Empfindung“ nannte; ihr schien „Feinheit auch im engsten Umgang unentbehrlich, um das Leben angenehm zu machen“. „Ich habe wenig Männer gefunden,“ bekennt sie Schiller, „die so viel Feinheit haben wie Du, mein Lieber, und dieser Zug macht mir Dich um so lieber.“

Wir sehen also: Humboldt hatte Lottens Zurückhaltung richtig beobachtet, aber falsch beurteilt, indem er sie irrtümlicherweise auf Kälte und Interesselosigkeit an der „Liebe“ zurückführte. Später hat auch er die richtige Erklärung für Lottens Verhalten und „gedrückte Trübheit“ gefunden: „Ich fühlte es sehr lebhaft,“ so schreibt er ihr am 18. Mai 1790, „daß diese Bangigkeit Deines Gefühls, das Zurückgezogene, Gehaltene darin gerade aus der Innigkeit Deiner Empfindung entsprang.“ Wie herzlich wenig Gefallen aber auch Schiller an dem Ton und an den Formen der „Verbündeten“ fand, zeigt sein Brief an Lotte vom 5. Januar, wo er schreibt: „Es ist mir gar lieb, daß auch Ihr es gefühlt habt, meine Lieben, wie wenig eigentlich bei unserem letzten lärmenden Beisammensein für unser Herz gewonnen worden ist. Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten. Nichts Schlimmres könnte uns je begegnen, als in unsrer eignen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je, alle sechse, zusammenleben.“ Über Karoline von Dacheröden, die er schon in den Lauchstädter Augusttagen 1789 kennen gelernt hat, urteilt er höchst befriedigt; ihren Verlobten aber findet er „zu

flüchtig, zu sehr aus sich herausgerissen, zu weit verbreitet“. „Sein Geist ist durch Kenntnisse reich und geschäftig, sein Herz ist edel, aber ich vermisse in ihm die Ruhe [!] und — wie soll ich sagen? — die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt, und mit Anhänglichkeit an ihrem Lieblingsgeschöpf verweilt.“ Von Karl von Laroche mag er gar nicht reden: „Wie kam er Dir je so nahe, Karoline? Ich begreife es nicht recht.“ Drei Tage später belohnt er die zarten Eröffnungen, die ihm Lotte über sich gegeben, mit wichtigen Aufschlüssen über sein eigenes Wesen: die Geliebte soll wissen, in welche Sprache sich seine Empfindungen zu kleiden pflegen. „Auch meine Liebe ist still, wie mein ganzes übriges Wesen — nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst Du sie kennen lernen. . . . Ich könnte Dich auf allerlei Eigenheiten in mir vorbereiten, . . . aber Deine Blicke in meine Seele müssen Dein eigen sein; was Du selbst entdeckst, wirst Du desto glücklicher und desto feiner anwenden. Irre Dich nicht an den seltsamen Gestalten meiner Seele, die oft in schnellen Übergängen wechseln. Sie haben mit unserer Liebe nichts zu tun.“

So stehen sich die „Dokumente“ gegenüber und werfen, sich berichtigend und ergänzend, auf die Verhältnisse jener Menschen erst ein volles Licht. Wir spielen diese Briefstellen nicht gegeneinander aus, sondern bedenken, soweit sie nicht Zeugnisse begründeter Selbsterkenntnis sind, daß sie eben Eindrücke und Stimmungen enthalten von Leuten, die zum Teil nach flüchtiger Bekanntschaft noch keinen rechten Anschluß aneinander gefunden haben (Humboldt und Schiller-Lotte), oder von solchen, die sich im trügerischen Lichte

schwärmender Bewunderung sehen und Partei ergreifen für den Teil, den sie von den anderen benachteiligt glauben (Humboldt und die beiden Karolinen). Humboldt kehrt nach Berlin zurück und fährt fort, im Wetteifer mit der Erfurter Karoline, am Verhältnis Schillers zu den Schwestern Lengefeld sein Talent zur Seelenanalyse zu üben. Als Grundlage dienen ihm die Eindrücke flüchtiger, unbehaglicher Stunden, in denen Schiller, spröde wie immer gegen Leute, die ihn nicht gleich angenehm berühren, seine Seele dem Unbekannten verschlossen gehalten hat. Man bedenke: ein empfindsam aufgeregter, in Gefühlen der Liebe und Freundschaft noch unklar schwärmender Zweiundzwanzigjähriger tritt aus der spielerischen Traumwelt der „Verbündung“, mit absonderlich sentimentalen Maßstäben an den im Lebenskampfe hart erprobten, in seinem Fühlen und Wollen entschiedenen Mann von dreißig heran. Er sieht den Dichter in einem eigentümlichen Verhältnis zu den beiden Schwestern, und er wie seine Braut, die selbst in verschieden betonten Innigkeitsbeziehungen zu zwei Männern (Wilhelm und Laroche) steht, sehen Schillers Liebe nur mit den Augen der angebeteten Karoline von Beulwitz. Sie, die unverstanden in unwahrer Ehe Lebende, hat alle ihre Hoffnungen auf die dauernde Geistes- und Seelengemeinschaft mit Schiller gesetzt, und ihre Verbündeten gehen aus von der fixen Idee, daß eigentlich nur die ältere, schöngeistig angeregtere Schwester dem Dichter, dem großen Manne die rechte Freundin sein könne, oder daß sie im Ehebunde Schillers mit Lotte doch wenigstens die beherrschende Dritte, der Glanz und Glück verleihende Stern sein müsse. Denn Lotte ist in den Augen dieser Auserwählten bei aller gern anerkannten Güte, Sanftmut und Weiblichkeit

geistig nicht ganz auf der Höhe, an Gefühlen nicht so reich und mächtig wie sie selbst, — Lotte erscheint ihnen so, bis Humboldt und seine Karoline die anfangs Unterschätzte besser sehen und verstehen, Menschen- und Lebenswerte gediegener würdigen und ihre eigenen Vorurteile berichtigen lernen. Lotte aber, die Jüngste von allen, hat am frühesten ihren festen Lebenshalt und -inhalt gefunden, sie ist in ihrem einfachen Wesen bereits die geschlossenere Persönlichkeit; die anderen sind noch Suchende, und die Rudolstädter Karoline bleibt es ihr Leben lang. Die Erfurterin hat selbst gestanden, viel Mühe habe es ihr gekostet, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig gebe; erst im Zwange holder Pflichten, als Gattin, Mutter und Patriotin, wurde es dieser unerschöpflich reichen Natur möglich, sich die nötige Begrenzung aufzuerlegen. Die andere Karoline aber fand niemals den ruhenden Pol in der Flucht geliebter Erscheinungen, niemals die volle Befriedigung ihres phantastischen Liebes- und Freundschaftsbedürfnisses.

Dieses Unbefriedigtsein der Freundin machte auch Humboldt und seiner Braut manche Sorge. Von dem Verkehr mit Schiller hofften sie für die Frau segensreichste Wirkung. In einem Zusammenleben der drei hätten die Mitglieder der „Verbündung" nichts Auffallendes oder Ärgerniserregendes erblickt. „Lina wird ja auch wahrscheinlich mit Euch leben, ich glaube nicht, daß etwas sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen Dich darinnen." Mit diesen Worten hatte Karoline von Dacheröden am 18. Oktober 1789 Lotte trösten zu können geglaubt, aber diese und Schiller zeigten sich dem unhaltbaren Plane auf Hausgemeinschaft

immer entschiedener abgeneigt. Zwischen beiden Schwestern fand, wie wir jetzt wissen, — aus Alexander von Gleichen-Rußwurms Einführung zu seiner Ausgabe des Briefwechsels „Schiller und Lotte“ (Jena 1908), S. XVIII — eine offene Aussprache statt, die auf die drei „Verbündeten“ aufregend wirkte. Das Brautpaar Humboldt-Karoline hielt diese Überwindung der letzten Reste von Schwärmerei in Schillers Liebesverhältnis für einen Abfall desselben von allen „Ideen hoher, einziger Liebe“. Karoline von Beulwitz erschien als die Beraubte, Verlassene, und die Erfurterin schreibt in Erinnerung an frühere Augenblicke, wo sie sich von Wilhelm zurückgesetzt fühlte, ihrem Verlobten (unterm 14. Januar 1790): „Bei Gott, vergleichen wollte ich nicht ... Aber daß Stärke dazu gehörte, sich von dem einzigen Manne verkannt zu sehen, den man so unaussprechlich liebte, von dem man ebenso geliebt zu sein einen Augenblick [!] gehofft [!!] und der Hoffnung entsagt hatte, ohne daß er dem Herzen weniger geworden wäre — das fühlt' ich auch.“ Ratlos stehen die „Verbündeten“ dieser „Unerklärbarkeit in Schiller“ gegenüber; daß sie selbst sich unklar sein könnten, kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. In ihrer Ratlosigkeit tasten sie unsicher umher und verfallen auf die spitzfindigsten Fragen und Lösungen, nur nicht auf einfache natürliche Auswege. „Hat er nie Karolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit jener zu leben.“ Für die Dacheröden ist diese Logik ganz folgerichtig, denn ihre Voraussetzung lautet: „Lotte ist aus ihrer Sphäre gerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts

darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Karolinen.“ Man sieht: Lotte wird etwas von oben herab betrachtet und behandelt, wie ein braves Ehestandstalent und Nur-Weibchen von den fortgeschrittenen Vertretern einer freien Lebens- und Liebesauffassung. Humboldt ist zwar mit dem Gedankengang seiner Braut nicht ganz einverstanden, er sucht nach einer feineren Lösung des Rätselhaften. „In der Empfindung,“ so bemerkt er treffend (29. Januar 1790), „schneidet sich's nicht durch ‚entweder, oder‘ ab.“ Aber eine Lösung vermag auch er nicht zu finden, nur eine zartere Auslegung der angenommenen Beweggründe Schillers, denn sein Ausgangspunkt ist gleichfalls die unausrottbare, unpsychologische Idee: die Hauptanziehungskraft auf das Genie müsse das genialische, nicht das weibliche Weib ausüben. Und so begnügt sich Humboldt mit dem Schlusse: Lotte bloß als Mittel anzusehen, dazu sei Schiller zu delikat, zu edel. Mitleidig und superklug fügt Humboldt hinzu: „Schiller hat gewiß wenig Weiberkenntnis, ist jugendlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird.“ So urteilt der blutjunge Lebensanfänger über den acht Jahre älteren Kämpfer! Noch weit mehr in die Irre ihrer Vorurteile sehen wir seine Braut geführt, wenn sie schreibt: „Lotte muß durchaus nicht fühlen, daß sie Karolinens einziger Zufluchtsort ist, sie wird nur schon zu sehr, fürchte ich, einen arroganten Ton gegen sie annehmen. Das sind die Früchte, wenn man die Pflanze nicht in dem Erdreich läßt, für welches sie bestimmt war.“ Stärkeres an Verkennung konnte sich Karoline von Dacheröden kaum mehr leisten.

Allmählich aber gewann sie, und mit ihr Humboldt, eine reinere und wahrere Anschauung des Verhältnisses und damit eine gewisse Beruhigung. „Ich habe mich mit Schiller schriftlich expliziert," schreibt Karoline unterm 6. Februar, und aus einer Bemerkung Schillers an Lotte (vom 10. Februar) dürfen wir wohl einen Widerhall dieser „Explikation" heraushören: „Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein; man wird immer falsch über mich urteilen. Weil ich hoffe, mit Zuversichtlichkeit hoffe, daß Du zwischen Dich und mich nie einen Dritten treten lassen wirst, daß ich auch dann, wenn ich der Inhalt davon bin, Dein erstes Vertrauen haben werde, Deine erste Instanz sein werde — weil ich dieses von Dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann ich ohne Besorgnis und Furcht Deine Hand annehmen." Er hätte sicher gestaunt, wenn er in dem Briefe der Erfurterin die Stelle gelesen hätte: „Die Indelikatesse, die ich ihm [Schiller] schuld gab, fällt weg, wenn man seinen ernsten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann." Sein Staunen wäre aber einem heiteren Lachen gewichen bei den weiteren Worten: „Mein Bestreben ist nun nur darauf gerichtet, daß sich Schiller gut im Anfang seiner Verbindung nimmt und alle seine Schritte konsequent seien — sein Geist könnte ihm nur zu leicht, gegen Lotte gerechnet, einen falschen Maßstab unterschieben." Solche Überwachung und Leitung war im Sinne des Berliner Tugendbundes gedacht, der im Widerspruche zu dem individualistischen Freiheitsbestreben der Mitglieder sogar deren Herzensangelegenheiten zu Bundessachen machte. Bei Schiller

kam es selbstverständlich nicht einmal zu dem Ansatz eines Versuches, seine Gefühle irgendwie zu despotisieren. Wie Humboldt sich mehr und mehr von dem Einfluß der Berliner „Weiber“ unabhängig machte und sein Glück im bräutlichen Ineinanderleben mit Karoline suchte, so wurde auch die Stimmung seiner Braut milder gegen „Lolo“ und Schiller und beider Urteile reifer, sicherer und gerechter. Als diese kurz vor ihrer Hochzeit in Erfurt weilen, da findet die Dacheröden zu ihrer eigenen Verwunderung, in Schillers Charakter sei doch eine große Feinheit verwebt, alle Bewegungen seiner Seele seien mild und graziös und es entgehe ihm kein Laut eines geliebten Wesens. Über Lotte, die ihr „diesmal besser gefallen“ hat, heißt es herablassend: „Sie ist doch ein sehr gutes, weiches Wesen, und mit einer feinen, guten Behandlung wird sich noch manches aus ihr machen lassen. Da es ihr an eigenem Charakter fehlt, ist es so am besten, sie wird die Eindrücke annehmen, die man ihr gibt, und es wird leicht sein, ihr einen Wirkungskreis zu schaffen, in dem sie sich ihrer Tätigkeit freut.“ Das erste Urteil Karolinens über Lotte als Schillers Frau lautet (1. Mai 1790): „Lotte ist gar drollig, sie hat viel Mutterwitz. Schiller scheint glücklich mit ihr zu sein, ruhiger in seinen Gefühlen für Karoline.“ Unterm 1. Januar 1791 lesen wir: „Gestern abend kam Schiller mit Lottchen an. Es tat mir unendlich wohl sie wiederzusehen und die beiden lieben Wesen um mich zu fühlen. Lottchen hat so in allem den süßen Ausdruck der Ruhe, der Zufriedenheit, des innigsten Wohlseins — es wird mir wohl und weh, wenn ich sie neben Schiller sehe, ... und er sie ‚liebe Frau‘ ruft.“ Und dann unterm 10. Februar: „Lottchen ist mehr geworden.

Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klange.“ Gewiß, die Knospe hatte sich zur Blume entfaltet, aber „mehr geworden“ war nicht Lotte, sondern die, welche ihr Wesen früher so sehr verkannt hatte.

Und Karoline von Beulwitz? Als Wilhelm von Humboldt der „über den Gräbern ihrer Freude Schwebenden“ im Juli 1790 Trost zu spenden suchte, war sie schon längst in neuer Liebe erglüht für Dalberg, den priesterlichen Weltmann zu Erfurt, den Statthalter und vorausbestimmten Nachfolger des Kurfürsten von Mainz. „So ist ihre Seele noch nicht erfüllt gewesen, wie von Dalberg. ... Sie liebt ihn, ach, so mit voller Seele, mit allen Kräften ihres Wesens, daß sie kein Dasein mehr haben wird, als das ihr von ihm kommt,“ so erfährt Humboldt von seiner Braut. Und ein andermal: „Wie wird mir weh bei dem Gedanken, daß diese beiden einzig schönen, einzig füreinander geschaffenen Wesen sich so quälen ..., das engelreine Weib, so einzig und unaussprechlich in ihn versunken, nur noch an das Dasein gebunden durch ihn. ...“ Dieses Verhältnis wurde von der Erfurter Freundin mit wahrhaft inbrünstigem Eifer gefördert, aber auch ihre feinen Hände konnten aus den verworrenen Fäden nichts Dauerndes weben. Als Lotte ihrer Besorgnis über dieses Verhältnis einmal Ausdruck gab, da empfing sie von der Dacheröden den trostlosen Trost: „Dalberg wird ihr hohes, reines Wesen immer inniger empfinden, sie wird seine liebste, in einem gewissen Sinne, seine einzige Freundin werden, und Lili? Ach Lotte! haben wir denn ein anderes Dasein als unser ganzes Wesen in einen Mann zu legen... Diese Liebe wird ihr ganzes Dasein ausfüllen.“ Daß ein katholischer Kirchenfürst nicht gerade die geeignetste Persön-

lichkeit zu solcher weihevollen Opferung sei, entging der naiven Unbefangenheit der bräutlichen Karoline, und auch ihr Verlobter nahm daran keinen Anstoß. Aber „die Art von Umänderung ihrer Gefühle" war ihm doch bei der Beulwitz zu verblüffend schnell, ihre rasch wechselnde Liebesneigung machte ihn stutzig. „Wie ich auch Lili bewundere und liebe," schreibt er unter diesen nachhaltigen Eindrücken an die Braut (22. Januar 1791), „ich wäre nicht für sie geschaffen gewesen. . . . Oft entschlüpfte sie mir so schnell, und oft sah ich sie selbst in den zärtlichsten, ergriffensten Momenten doch nicht tief mit meinem Wesen beschäftigt. Wo sie liebt, da ist und muß das anders sein, aber auch da, glaub' ich, zaubert sie sich leicht ein Bild des Geliebten in die Seele, das nicht immer in jedem Zuge getreu ist. Manchmal kam's mir so vor mit Schiller. Sie nimmt mehr den andern aus ihm selbst heraus, als daß sie tief in ihn eingeht und in ihm verweilt. . . . Mir ist's, als müßte sie bei ihrer Art zu sein, weniger innig fühlen, wie eigen sie dem andern, wie eigen er ihr ist." Humboldt also spricht klar die Erkenntnis aus, daß Naturen wie die der Freundin starken Selbsttäuschungen unterworfen sind. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sich kurz vorher auch Schiller der Erfurterin gegenüber gerade so klar, nur viel nüchterner und weniger empfindsam über seine Schwägerin und ihre Beziehungen zu Dalberg geäußert hatte. Fräulein von Dacheröden hatte in einem Gespräche den unwiderstehlichen Naturdrang der Liebe betont, er dagegen den Willen und die Pflicht zur Selbstüberwindung des Menschen ins Feld geführt. Weil er mit feinem Lächeln die Ideen der Schwärmerin „holde, freundliche Traumgestalten" nannte und der unsteten,

nervösen Schwägerin das Streben nach „einer gleichmütigeren Ruhe“ empfahl, fand Karoline von Dacheröden den Mann „herabgestimmt“. Von seinem Eheleben sprach er „so recht im Tone der Ruhe, nicht der Resignation“ und erklärte ausdrücklich, daß er mit Karolinen nie so glücklich gelebt haben würde wie mit Lotte, denn „sie würden einer an den andern zu viele Forderungen gemacht haben“. Ganz wie enttäuscht meinte da die Erfurterin: „Ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottchen nicht erfüllen könnte.“ Als aber selbst der etwas fahrige Dalberg klagte, Karoline Beulwitz „entginge einem so schnell, wenn man sie zu haben glaubte, fände man sie nicht mehr“, als selbst die Dacheröden den Empfindungswechseln der Zerrissenen nicht mehr zu folgen vermochte, da hörte sie auch auf, mit Humboldt dem Verhältnis der Karoline zu Schiller als einem Rätsel nachzuspüren. . . . Das Rätsel lag in einem besonderen Zuge der Zeit, der bei manchen Persönlichkeiten ins Krankhafte gesteigert war, unter dem Schillers Schwägerin infolge gewisser „Komplikationen“ tiefer als die übrigen, und zwar zeitlebens, litt.

Aus Jenas Schillerzeit

Schiller und Jena — jeder gebildete Deutsche weiß, daß die Verknüpfung dieser beiden Namen eine Zeit der Wiedergeburt deutschen geistigen Lebens, eine einzige und unvergleichliche Blüte in der Geschichte der deutschen Universitäten bedeutet. Es war kein Zufall, daß der Dichter der Geistesfreiheit sein Panier an dieser Stätte entrollte, in deren Nähe einst der thüringische Bergmannssohn Martin Luther geboren und zum Verkündiger der Gewissensfreiheit herangereift war: beide sind in ihrer Art Menschwerdungen des echt deutschen, geistesstarken, gemütsinnigen Protestantismus. Mit der unwiderstehlichen Gewalt einer in der Schicksalsanlage seines Lebens begründeten Sehnsucht war der junge Schwabe nach dem Herzen Deutschlands, in die Nähe Karl Augusts geführt worden, des hochherzigen Beschützers der Musen, der große Naturen anziehen und festhalten konnte und schon dem Dichter des „Werther" und „Götz" eine Stätte in seinem Rat und in seinem Herzen bereitet hatte. Doch anders als der Dichter des „Don Karlos" bei seinem Eintritt in Weimar gehofft hatte, ward ihm von seinem herzoglichen Gönner nach mancherlei Enttäuschungen eine Unterkunft gewährt; der Geschichtschreiber des Abfalls der vereinigten Niederlande wurde als Professor an die philosophische Fakultät der Universität Jena berufen.

Im Mai 1789 siedelte Schiller von Weimar nach Jena über. Sein Eintritt in das akademische Lehramt fällt bedeutungsvoll in den wichtigsten Entwicklungsabschnitt, den

die Geschichte der thüringischen Hochschule kennt. Die Universität Jena, in einem Notjahre des deutschen Protestantismus, 1547, von dem auch im Unglück beim Luthertum treu ausharrenden Kurfürsten Johann Friedrich begründet, von seinen Söhnen als teuerstes Vermächtnis ihres Vaters übernommen und ausgebaut (1548—1558), hatte als Erbin des sinkenden Wittenberg lange Zeit nur ihrem konfessionellen Berufe gelebt, der ihr bei der Stiftung vorgeschrieben worden war mit dem Satze: „Zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangelisch lutherischen Lehre und aller guten Zucht und freien Künste." Theologenzorn und Theologengezänk regierten zeitweise auch an der im Geiste der Duldsamkeit und Versöhnlichkeit begründeten Academia Salana, aber das ihr von Anbeginn eingepflanzte Prinzip der reformatorischen Freiheit erhielt sich wirksam in allen Wechseln und Wandlungen und gab ihr ein mit der Zeit wachsendes Ansehen. Zur Erhöhung ihrer Bedeutung im deutschen Geistesleben trug noch ein anderer Umstand bei. Als nämlich im Zeitalter des Absolutismus an anderen Hochschulen die durch kaiserliches Privileg verliehenen akademischen Hoheitsrechte mehr und mehr von der in der Person des Landesherrn vereinigten Staatsgewalt aufgezehrt wurden, als überall Forschung und Lehre an theologische Satzung und politische Rücksichten gebunden blieben, da durfte die alte akademische Freiheit auf der thüringischen Gesamtuniversität ihre wunderlichsten Blüten treiben, weil sie dort in der „Konkurrenz" einer Mehrheit von Erhaltern einen Rückhalt gegen fürstliche Gewalt und bureaukratische Willkür fand; da durfte auf den Kathedern der Academia Salana unter der Nachwirkung protestantischer Überlieferungen und der Gunst kleinstaatlicher, von großen

politischen Sorgen wenig belasteter Verhältnisse schon ein freierer wissenschaftlicher Geist sich regen. Deshalb hatte Jena besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf Professoren und Studenten eine stärkere Anziehungskraft ausgeübt, als irgend eine der anderen deutschen Universitäten. In manchen Jahren wurden die Herbergen und Gassen des festummauerten Städtchens fast zu enge, den gewaltigen Zudrang der nach Jenas freier Burschenherrlichkeit sich sehnenden Jugend zu fassen; bis zu dreitausend Studenten sollen während des Zeitraums von 1700—1740 mehreremals gleichzeitig in einem Semester in dem kleinen Ort sich zusammengedrängt haben. Dann aber war, besonders in der Zeit des Siebenjährigen Krieges, die Zahl der Besucher allmählich gesunken, bis sie in den Jahren 1778/79, zehn Jahre vor Schillers Berufung, ihren Tiefstand mit etwa fünfhundert Studenten erreichte. Jenas alter Ruhm und Glanz war im Verbleichen: der Ruf seines Reichtums an mannigfaltigen Bieren und Bierdörfern, der Reiz der hochgepriesenen Burschenkämpfe mit „Gnoten“ (Handwerksburschen) und „Schnurren“ (Wachsoldaten), die ganze wilde, wüste Ungebundenheit akademischen Lebens erwies sich nicht mehr zugkräftig genug gegenüber den Bedürfnissen einer neuen Zeit; gegenüber den neuerrichteten Universitäten von Göttingen und Erlangen, den wiederaufblühenden von Leipzig und Halle mit ihren reichen Mitteln schien sich die dürftiger ausgestattete thüringische Hochschule nicht mehr behaupten zu können. Jene anderen vermochten die tüchtigen, strebenden Kräfte um so leichter an sich zu ziehen, als jetzt dort der wissenschaftlichen Betätigung gleichfalls die unerläßliche Bewegungsfreiheit zugestanden ward, die früher als der be-

sondere Vorzug der jenaischen Universität betrachtet worden war. Zudem aber verboten und beschränkten nun manche Landesherren aus fiskalischen Gründen, dem Beispiel Friedrichs II. von Preußen folgend, den Besuch auswärtiger Universitäten seitens ihrer Landeskinder — Maßregeln, durch die gerade die Universität der kleinen sächsischen Staaten besonders hart getroffen werden mußte. Natürlich entzog ihr auch der Siebenjährige Krieg manchen tüchtigen Burschen, und die Verringerung der Zuhörerzahl erschwerte wiederum die Gewinnung oder Erhaltung ausgezeichneter Lehrer.

Aber schon während dieses Niederganges der Saaluniversität waren die Kräfte am Werk, die seine Wiedergeburt vorbereiteten und Jena durch Verbindung wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur zum Mittelpunkt geistigen Lebens machen sollten. Derselbe Geist, der die unscheinbare, dorfmäßige Residenzstadt Weimar zum hochgepriesenen Musenhofe gestaltet hatte, wirkte neubelebend und aufbauend auch in Jena. Die Herzogin Anna Amalia, Friedrichs des Großen würdige Nichte, hatte schon während ihrer vormundschaftlichen Regierung durch Vermehrung der Einkünfte der Universität und durch Sicherung neuer, tüchtiger Lehrkräfte den Boden bereitet, auf dem ihr Sohn Karl August, unterstützt von seinen Räten Goethe und Voigt, im Einvernehmen mit den übrigen fürstlichen Miterhaltern, besonders Ernst II. von Gotha und Georg von Meiningen, weiterbauen konnte. Der geistbewegliche Fürst verhalf dem protestantischen Grundsatz der Gewissensfreiheit an seiner Universität völlig und uneingeschränkt zum Durchbruch. Er sorgte nicht nur für die Errichtung und Verbesserung wissenschaftlicher Anstalten zur Unterstützung des Unterrichts, er betätigte auch die anziehende und fest-

haltende Kraft seines Wesens in der Berufung ausgezeichneter Lehrer. Raschen, sicheren Blicks erkannte der Herzog den eigentümlichen Wert eines jeden und griff schnell zu, wo sich eine günstige Gelegenheit bot. Jede tüchtige Kraft ließ er gelten und sich auf ihrem Gebiete frei betätigen, wenn sie auch in ungewohnten Bahnen sich bewegte oder ihre Richtung bei ihm selbst Bedenken erregte. Wissenschaftliche Fragen, das war seine unumstößliche Meinung, können „kein Gegenstand einer rechtlichen Entscheidung sein", und so nahm er sonstwo Verketzerte und Verlästerte unbefangen auf und schützte sie stets mit hochherziger Duldung gegen Argwohn und Hinterlist. Schon die Zeitgenossen waren sich dieser ungewöhnlichen Eigenschaften des fürstlichen Herrn durchaus bewußt. „Der Herzog," so schreibt Andreas Georg Friedrich von Rebmann in seinen „Briefen über Jena" vom Jahre 1793, „liebt und schätzt die Wissenschaften und — kennt sie, weiß, daß weder Dragonaden noch Edikte den Gang des menschlichen Denkens hemmen und die innere Überzeugung anders bestimmen können. So ist hier vollkommene Freiheit zu denken und zu lehren und zu schreiben. . . Kein Inquisitor wittert hier mit gerümpfter Nase nach Heterodoxie und fletscht hämisch den Mann an, der anders denkt und spricht als er; keine Dummbärte sind in den weimarischen Landen, bei denen der Theolog nach vollendeten Studien erst systematische Albernheiten erlernen müßte . . . Frei und offen lehrt der Philosoph, was ihm seine Vernunft sagt; der Staatsrechtslehrer unterwirft selbst die Rechte seines Fürsten dem Rechte der Menschheit; der Theolog prüft sein System, ohne in den Ketten einer törichten Orthodoxie zu schmachten; jeder Denker trägt die Resultate seiner Spekulationen ungehindert seinen Schülern

vor. Und doch verfällt die Religion nicht, doch hört man nichts von Aufruhr und Murren, doch blühen die Wissenschaften, doch lebt der Regent unbesorgt, ein Vater eines freien Volks, unter seinen ihn liebenden Untertanen." Drei Jahre vor Rebmann hatte der preußische Oberschulrat Friedrich Gedike auf einer Rundreise, die er im Auftrage seines Ministers machte, unter vierzehn Universitäten auch Jena besucht. Das altehrwürdige Erfurt war ihm eben noch veraltet, wie im Todesschlummer liegend erschienen, und nun fand er in Jena alles voll Leben und Jugendkraft. Diese Kraft aber lag in der libertas philosophandi der Gelehrten, in der sich veredelnden Freiheit der Studenten; sie ließ jede Eigenart sich entwickeln und reges Leben auf allen Gebieten der Wissenschaft sich entfalten.

So ward Jena, wie es seit seiner Gründung der Hort der alten akademischen Freiheit gewesen war, die Pflanz- und Blütestätte einer neuen nationalen Kultur; so gewann es, kraft eines neuen, edleren Freiheitsgeistes, der akademischen Lehr- und Lernfreiheit, die Führerschaft im deutschen Geistesleben.

Schon im Anfang der achtziger Jahre hatte sich ein frisches, wissenschaftliches Streben dort zu regen begonnen: dem als Begründer der Bibeltextkritik berühmten Theologen Griesbach, dem Orientalisten Eichhorn und dem Mediziner Loder, der in allen Fächern der Heilkunst wirkte und als der bedeutendste Anatom seiner Zeit galt, hatten die anderen Hochschulen keine ebenbürtigen Namen gegenüberzustellen. Gleichzeitig mit Schiller im Frühjahr 1789 kam sein Landsmann Paulus, der zuerst dem Rationalismus in der deutschen Theologie Bürgerrecht verschaffte. In der juristischen Fakultät

fand Schiller den geistvollen, freimütigen Naturrechtler Gottlieb Hufeland vor, nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland, der von 1793 ab in Jena wirkte und in seinem Kolleg über „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern," Studierende aus allen Fakultäten zu versammeln pflegte. Die Königin der Wissenschaften aber, alle anderen beherrschend, durchdringend, umformend, ward die Philosophie, wie Kant sie gelehrt, und in Jena wirkte ihr eifrigster Apostel, fand sie ihre begeistertsten Jünger. Schon 1787 war der frühere Wiener Jesuitenzögling und Barnabitenmönch Reinhold, ein Schwiegersohn Wielands, als Professor nach Jena gekommen, um Kants damals noch wenig gekannte und gerade von den Fachleuten verworfene Philosophie in Vorlesungen und Schriften zu verbreiten, zu fördern und auszubauen, und das zu einer Zeit, wo sich der Königsberger Weise selbst unter dem Druck Wöllnerscher Edikte zur Einstellung seiner religionsphilosophischen Vorträge genötigt sah. Bis 1794, dem Jahre seiner Berufung nach Kiel, wirkte Reinhold in Jena: Tausende von Schülern aus aller Herren Ländern wurden von dem milden, nur gegen Wahn und Vorurteil zürnenden Manne in die kritische Philosophie eingeführt, und nicht wenige junge Seelen zogen, mit Begeisterung erfüllt, mit neuer Lebenskraft gestärkt, von seinem Katheder hinaus in den Daseinskampf. In den Dienst der Kantschen Ideen stellte sich auch die von dem Philologen Schütz herausgegebene „Allgemeine Literaturzeitung", die alle Wissenschaften berücksichtigte, Hunderten von Mitarbeitern nicht unerhebliche Einnahmen sicherte und durch ihren Einfluß die geistige Vorherrschaft Jenas stützte. Sie trug viel dazu bei,

daß Kant nun auch wirklich studiert wurde und sein Kritizismus anregend und neugestaltend alle Lebensgebiete und Fächer durchdrang. Noch im höchsten Alter bekannte der Rationalist Paulus, „wie tief der von Kant ausgegangene Geist, zu dem an sich Wahren sich zu erheben und im eigenen Wollen, wie im Denken, es pflichtgetreu geltend zu machen, damals nicht allein die Lehrer, sondern auch den größten Teil der Zuhörer mit der lebendigsten Wirksamkeit für Überzeugungstreue durchdrungen hatte". Aber nicht bloß Kants eigenes Evangelium wurde durch dessen Apostel und Jünger von Jena aus verbreitet, auch neue Propheten verkündeten dort zuerst weithin vernehmbar ihre Lehre: nach Reinhold kam der tapfere Fichte, der furchtlose Erzieher zu selbständigem Denken und Handeln, ein Mann, der die Jugend führen konnte, weil sie an seine Wahrhaftigkeit, an seine ganze männliche Persönlichkeit glaubte; auf ihn folgte Schelling mit seiner neuen, hinreißenden Lehre von der Einheit und Vernünftigkeit des Alls, und später, seit 1803, hielt Hegel das Ansehen der Philosophie in Jena aufrecht. Noch mancher bedeutende Fachmann ließe sich würdig diesem Kranze von Sternen erster Ordnung anreihen; von den vielen Anstalten, die für wissenschaftliche Zwecke neu eingerichtet wurden, sei nur erwähnt, daß 1791 schon einem „Professor der Ökonomie" ein Versuchsfeld zur Bebauung übergeben ward, woraus dann später (1826) die erste mit einer Universität verbundene landwirtschaftliche Lehranstalt hervorging. Schlechter bestellt war es mit Vorlesungen über deutsche Literatur, bis die jungen Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel sich der Sache in ihrer Weise annahmen und Jena zur Geburtsstätte der Romantik machten, nachdem es eben

erst die Blütestätte des Klassizismus gewesen war. Denn seit dem Sommer 1794 ward Goethe ja nicht mehr bloß durch amtliche Pflichten und sein allgemeines Interesse an dem regen literarischen Treiben in Jena, und nicht mehr bloß durch seine besondere Teilnahme an naturwissenschaftlichen Studien nach dem „lieben närrischen Nest" gezogen: vielmehr brachte ihn nun immer häufiger das Verlangen nach geistigem Austausch und die Lust an gemeinsamer Arbeit mit Schiller dahin.

Die beiden Großen hatten sich endlich nach jahrelangem Nebeneinanderherlaufen zu gemeinschaftlicher Wanderung gefunden. In Weimar waren sie sich innerlich fremd geblieben und auch in den beiden benachbarten kleinen Städten hatten sie gleichgültig gegeneinander weitergelebt. Schiller fühlte sich von Goethe beiseite geschoben, aber diese Enttäuschung hatte sein Selbstvertrauen nur gestählt. „Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein" — mit diesem Entschluß war er notgedrungen als Historiker nach Jena gegangen. Von Amts wegen wandte er sich weiteren geschichtlichen und philosophischen Studien und Arbeiten zu, aber nicht bloß von Amts wegen, auch eine innere Notwendigkeit hielt ihn jahrelang dem dichterischen Schaffen fern. Er wollte sich innerlich vollenden, ehe er sich aufs neue der Welt poetisch mitteilte; er wollte sein Kunstgefühl läutern, seinen Geistesgehalt vertiefen, seine Persönlichkeit veredeln, ehe er ihr wiederum künstlerischen Ausdruck verlieh. Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und die philosophisch-ästhetischen Abhandlungen, „in denen zum ersten Male in der neueren Zeit die Philosophie der Kunst selbst Kunst wird", sind die Urkunden dieser beispiellosen Selbsterziehung.

Noch herrlicher jedoch zeugt Schillers Leben von seiner machtvollen ideellen Energie. Kaum hatte er sich in das wohltuende Gefühl eingelebt, nun endlich ein „eigentlich bürgerlicher Mensch", das lebendige Glied eines zusammenhängenden Ganzen zu sein, kaum hatte er den festen Beruf und den häuslichen Herd gefunden und es sich ein Jährchen wohl sein lassen, in der beglückenden Verbindung mit seiner innigen, zartfühlenden Frau, da erfaßte ihn die tückische Krankheit, die ihn nie mehr ganz los ließ. Nun sollte sich der praktische Wert seiner Ideale erproben: als ob er fühlte, daß ihm nur noch eine bestimmte Spanne Zeit zugemessen sei, hielt er seine Seele mit hochgespannter Kraft nur noch den höchsten Zielen zugewandt. Nun gab es kein Zaudern mehr: es handelte sich für ihn darum, das Erhaltenswerte aus dem Brande zu retten und Mustergültiges zu hinterlassen. Diesem Schiller und seiner erhabenen Wesenheit konnte auch Goethe nicht mehr widerstehen. Seine Teilnahme an den „Horen", jenem großartigen Unternehmen Schillers, das alle selbständigen Geister zu weiter und tiefer Wirkung zu vereinigen bestimmt war, war der erste Schritt auf der gemeinsamen Bahn. Eine zufällige Begegnung zu Jena mit ernsten Auseinandersetzungen über grundsätzliche Fragen der Naturauffassung und Ästhetik leitete den Bund ein, ein Brief Schillers, in dem er „die Summe von Goethes Existenz" zog, besiegelte ihn. Und bald planten die friedlich Vereinten auf Jenaer Boden einen gemeinsamen Feldzug gegen alle Arten von Verkehrtheit und Verderbtheit, Plattheit und Nüchternheit: das „tolle Wagestück" der „Xenien" brachte der Welt den ersten überraschenden Beweis der neuen Bundesgenossenschaft. Dann folgte der gemeinsame Entschluß, nur noch in

großen und würdigen Kunstwerken ihr Bestes auszusprechen. Der Jenaer Professor hatte nun die läuternde Schule der Geschichte und Ästhetik durchlaufen. Nun ging herrlich die Saat auf. Nach einer reichen Ernte neuer Poesien, besonders im Balladensommer 1797, feierte Schillers wiedergeborene dramatische Kraft ihren ersten großen Triumph in seinem gewaltigsten Werk, dem „Wallenstein". Mit einem Geschichtswerk über „die Epoche des höchsten Nationen-Elends" hatte er seine Jenaer Zeit eingeleitet und zugleich damit seine historische Schriftstellerei beschlossen; mit einer dramatischen Dichtung aus demselben Stoffgebiet, der Darstellung des geheimnisvollen Helden jenes Krieges, ward eine neue Schaffensperiode eröffnet, die zugleich einen Abschnitt bildet in der Geschichte unserer dramatischen Kunst. Nun bedurfte der Dichter der dauernden Verbindung mit der Bühne, und so zog er wieder hinüber nach Weimar zu weiterem Schaffen an Goethes Seite.

Natürlich zog eine solche Fülle von Geist den Geist an. Mit den Reizen der Kultur vereinigte sich der lockende Zauber, den die Natur verschwenderisch über das liebliche Saaltal mit seinem rauschenden Fluß, seinen schattigen Wandelgängen, seinen schöngeformten Berghöhen ausgestreut hatte. Diese Naturschönheiten waren ja von altersher ein unveräußerlicher Besitz des altehrwürdigen Städtchens, aber in jenen Zeiten war das Gefühl dafür erst recht erwacht. Und so füllten sich denn die Hörsäle und die Mietshäuser Jenas wieder; acht-, neunhundert und bis zu tausend Studenten zählte man zu Schillers Zeit, und Jena galt wieder als die besuchteste Universität Deutschlands. Jeder wißbegierige Student wollte eine Zeitlang dort gelernt, jeder angehende Gelehrte

dort gehört oder gelesen haben, da auch andere Schulen und Hochschulen gerne ihre Katheder mit früheren Jenaern besetzten. Aber selbst Männer, die dem eigentlichen Studienalter längst entwachsen waren und sich schon durch eigene Geistestaten ausgezeichnet hatten, verschmähten es nicht, in der idyllischen Weltabgeschiedenheit von Jena sich weiterzubilden oder neue Anregung im Verkehr mit den Jenaer Größen zu suchen. Wilhelm von Humboldt, mit seiner herrlichen Gattin Karoline, um nur die bedeutendsten Namen zu nennen, ward (1794) durch Schiller nach Jena gezogen und fast zwei Jahre lang dort festgehalten: ein an köstlichen Früchten reiches Bündnis zwischen dem schöpferischen Geiste des Dichters und dem ganz auf genießendes und verstehendes Empfinden gestellten Denker war das Ergebnis dieses Gedankenaustausches in dem stillen Musensitze. Der ganz anders geartete jüngere Bruder Wilhelms, Alexander von Humboldt, kam, um seine naturwissenschaftlichen und anatomischen Kenntnisse bei Loder zu vervollkommnen. Neue Sterne wie Jean Paul Richter tauchten hie und da auf, und zu den Schlegeln gesellten sich die ersten Genossen, die neuen Stürmer und Dränger der Romantik: Tieck und Novalis, die eigentlichen Dichter des Romantikerkreises, und der stille, wunderliche Naturphilosoph Ritter; dazu der begeisterungsfrohe Norweger Steffens und Gries, der Übersetzer des Tasso, Ariost und Calderon. Und mit diesen Männern im Bunde waren geist- und temperamentvolle Frauen, wie die an Erlebnissen reiche Karoline, die in zweiter Ehe Wilhelm Schlegels und nach der Scheidung von ihm Schellings Frau ward, und Dorothea Veit, später Friedrichs Gattin. Nur ein Jahr, das große Jahr der Romantik, 1799, hielt diese beweglichen Geister

zusammen — es war dasselbe, in dem Schiller von Jena schied. Aber die Wege der Romantiker hatten sich von denen Schillers schon vorher geschieden, und die romantischen Frauen fielen in der jenaischen Gesellschaft oft unangenehm auf.

Aber wie dem auch sei: allen diesen Menschen ist Jena lieb und wert geworden, wie Schiller auf seine dort verlebte Zeit später stets dankbar zurückschaute. Anfangs zwar, bei seinem Eintritt in Jena, hatte er mit dem Zunftgeist und Brotneid gewisser Professoren üble Erfahrungen gemacht. Nicht alle gönnten es dem auf ungewöhnlichem Wege in die akademische Laufbahn geratenen außerordentlichen Professor, daß schon bei seiner ersten Vorlesung (am 26. Mai 1789) beinahe fünfhundert Studenten erschienen waren; manche fühlten sich getroffen durch die in dieser Aufsehen erregenden Vorlesung gemachte Unterscheidung zwischen dem „Brotstudenten" und dem „philosophischen Kopf". Als sich dann Schiller beim Abdruck der Antrittsrede in aller Unschuld einen Professor der Geschichte nannte, obwohl er eigentlich für „Philosophie" berufen war, da schlug der Ordinarius für Geschichte Lärm, ließ durch den Pedellen den Ankündigungszettel am Buchladen herunterreißen und ruhte nicht, bis der Professor der Geschichte in einen Professor der Philosophie verwandelt war. Jena selbst war dem Dichter dadurch nicht verleidet worden, und als er im Jahre 1795 wiederholt nach Tübingen berufen wurde, schrieb er, beglückt durch den Geistesverkehr mit Goethe und Humboldt, an den Geheimrat Voigt zu Weimar die für sein Verhältnis zu Jena so bezeichnenden Worte: „Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten, und alle Gedanken, Jena zu verlassen, sind nun für immer verbannt. Kein Ort

in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgend eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfang soviel vorzügliche Menschen findet." Und ähnlich urteilte Goethe über den „allerliebsten Ort": dort fühlte er sich behaglicher und freier als in dem höfisch gemessenen Weimar, dort war er liebenswürdiger und teilnehmender, glücklicher und schaffensfreudiger. Schillers Gattin fand (in einem Brief an Frau Stein vom Jahre 1798), daß Goethe in Jena „so ganz anders sei" als in Weimar: „es ist recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden." Diese Zwanglosigkeit des geselligen Verkehrs zu Jena empfanden alle wohltuend: man konnte sich eben so leicht finden, wie aus dem Wege gehen; man konnte sich vornehm zurückhalten, und doch wieder die Gegenwart der übrigen sich zunutze machen.

Wie sah nun der Ort aus, in dem dieses glänzende geistige Leben, dieser trauliche Verkehr großer Geister sich abspielte? Der Kern von Jena, die Innen- oder Altstadt, ein rechtwinkliges Viereck, war damals noch von Mauer und Graben umgeben, mit Türmen und Toren bewehrt. Die letzteren und einige „Pförtchen" mit Dammbrücken stellten die Verbindung mit den vier Vorstädten her, der Johannis-, Löbder-, Saal- und Zwätzenervorstadt. Stattliche Linden- und Kastanienbäume bildeten schattige Alleen den Ringmauern der Altstadt entlang, und im „Paradies", einer mit Erlen, Linden und Weiden bestandenen Wiese an der Saale, hatte

Bürgermeister Paulsen im Jahre 1780 „zur Vervielfältigung des Vergnügens" zwei Promenaden anlegen lassen. Schöner noch war der natürliche Park, der sich rings um Jena ausbreitete, zu dem aber die „Zeitbürger" ebenso wie die Stadtbürger, als träge Spaziergänger, selten den Weg fanden.

Jena selbst, das winklige Jena mit seinen „längeren Gassen und höheren Häusern", die damals vielfach in grünem Anstrich prangten, erschien Schiller bei seinem ersten Besuch im August 1787 weit „ansehnlicher" als Weimar, dieses „unselige Mittelding zwischen Hofstadt und Dorf", wie Herder die Residenz einmal bezeichnete; dort hatte jener wenigstens das Gefühl, daß er in einer Stadt sei. Trotzdem hatte Jena mit seinen Vorstädten im Jahre 1784, wo eine Zählung veranstaltet wurde, nur 4344 Einwohner (die Innenstadt: 2662, die Vorstädte: 1682), allerdings ohne die Studenten, die fremden Handels- und Handwerksgesellen und ohne die Knechte und Mägde. Von Gewerbetätigkeit war in dem Universitätsstädtchen wenig zu spüren. Dem Herrn Hof-Kupferschmied Joh. Gottl. Pflug rechnete man es schon zum Ruhm an, daß er „vorzüglich gute Feuerspritzen und blecherne und kupferne Öfen von sehr guter Wirkung und geschmackvoller Fasson" machte; die Buchbinder pries man wegen der „Fabrik des bunten und einer Art sogenannten türkischen Papiers" und die „Strumpf-Verleger" wegen der Verfertigung „baumwollener Drottel-Mützen". Eine im Jahre 1784 errichtete Leinenfabrik beschäftigte einheimische und auswärtige Spinner. Aber die „Hauptnahrungsquellle" war und sollte bleiben: die „akademische Industrie". Denn, so meinte der Professor Wiedeburg, dieses Gewerbe „verträgt sich nicht wohl mit irgend einer anderen industriösen und bedeutenden Fabrik...,

Juden haben und brauchen wir auch nicht." Während eine Fabrik im besten Falle ein paar Hundert Menschen in Nahrung setze und dem Staate einige Tausend Taler einbringe, brächten schon 500—600 Studierende 100 000 Taler meist fremden Geldes ins Land, die ganze Anstalt belebe und verfeinere etliche Hundert Familien, befördere die „Konsumtion" im Lande und in der Nachbarschaft, und gebe „Weltteilen Aufklärung und Wohlstand". Die wenigen Familien, die sich ganz von der Akademie fern hielten, schienen dem Kenner Altjenas „gleichsam eine ganz andere Nation auszumachen".

Besonders stolz waren die Jenaer auf die gute „Polizei" ihrer Stadt, auf den nächtlichen Sicherheitsdienst, welchen streifende „Landhusaren" und städtische Wächter durch stündliches Abrufen, Schnurren und Hornblasen besorgten, und nicht am wenigsten auf die Reinlichkeit ihrer Straßen. Allwöchentlich zweimal wurden die Schleusen der die Stadt durchfließenden Leutra geöffnet, damit das Wasser durch verschiedene Kanäle in die Straßen ströme und allen Unrat wegführe. Darum singt seit alters der Jenaer Bursch:

„Und die Straßen sind so sauber,
Sind sie gleich ein wenig krumm.
Denn ein Wasser wird gelassen
Alle Wochen durch die Straßen,
In der ganzen Stadt herum!"

Aber der Vorzug Jenas vor manchen anderen Städten scheint nur darin bestanden zu haben, daß man den Straßenschmutz nicht überhand nehmen ließ. Ein etwas boshafter Besucher der Stadt, der Verfasser der „Zeichnung der Universität Jena" (1798), fand trotzdem die „mehresten Gassen der Stadt mit Sachen gezieret, die man zur Ehre der Polizei

in anderen Örtern nicht gewahr wird". Und Schiller berichtete seinem Körner von einer sonderbaren Sitte der Jenaer Burschen: „Abends, wenn es dunkel wird, hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunter schallen: ‚Kopf weg! Kopf! Kopf weg!' — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht." Daß aber nicht alle den „menschenfreundlichen" Warnruf vor ihren Attentaten auf harmlose Wanderer ertönen ließen, geht aus einem Paragraphen gewisser Gesetzesvorschläge hervor, die von einer Kommission unter dem Vorsitz des Herrn Geheimerat von Goethe (1791) ausgearbeitet wurden. Da heißt es: „Das Begießen mit dem Nachtgeschirr ohne vorhergegangenes dreimaliges ‚Kopf weg!'-Rufen möge das erste Mal mit dreitägigem Karzer, das zweite Mal, wenn es in einer Frist von sechs Monaten geschieht, mit acht Tagen Karzerstrafe belegt, außerdem solle der Frevler zur Bezahlung der beschädigten Kleidungsstücke angehalten werden."

Die Wanderung durch die Gassen von Jena zur Nachtzeit war um so gefährlicher, als man ganz auf die Gunst des „freundschaftlichen Mondes" angewiesen war. „Kein wohltätiger Strahl einer brennenden Laterne sichert im Finstern den Schritt des Wanderers", klagt der Verfasser der „Zeichnung" über die „beständige Gefahr, im Winter den Hals zu brechen". Und vergebens zerbrachen sich die guten Jenaer den Kopf, wie sie zu einer so unentbehrlichen, der „Würde, Bequemlichkeit, Sicherheit und Disziplin überhaupt einer nur irgend gut polizierten, geschweige denn Akademie-Stadt" entsprechenden „Anstalt" kommen sollten.

Wer sollte für die erste Anlage, wer für die weitere Unterhaltung aufkommen? Wiedeburg, der in seinem Buche einen Beleuchtungsplan auf den Gemeinsinn und die Opferwilligkeit der „Interessenten" aufbaut, schließt mit folgender Anrufung: „Was käm darauf an, wenn auch der ärmere Hausgenosse, Handwerker oder Holzhacker alle Monath einmahl Koffee-Fasttag halten müßte, um die Beleuchtungs-Anlage zu erschwingen."

Auch das Pflaster der Jenaer Gassen gab zu mancherlei Klagen Anlaß; bei dem Reichtum der Gegend an Steinen schien es geboten, auch die „Fuß-Wege" (Bürgersteige) mit „Platten" zu belegen. Aber gegen solche an sich sehr richtigen Vorschläge erhoben sich Bedenken, die für das Verhältnis zwischen Student und Philister außerordentlich bezeichnend sind und die nachgiebige Furcht damaliger bürgerlicher Kreise vor einem Raufboldentum bezeugen, das bis auf diesen Tag noch nicht völlig ausgerottet ist. Nach altem Brauch und Recht verlangte der Jenaer Student von jedem „Philister", „Gnoten" und „Schnurren", daß er ihm vom Fußpfad auf den Fahrweg ausweiche. Zur Herrlichkeit der Burschen gehörte es, daß sie „vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen". Mehr „breiter Stein", mehr „Fuß-" und „Platten-Weg" war gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Anlässe zu „Verdrüßlichkeiten und Händeln" — und deshalb verzichtete man zu Jena lieber auf eine Anlage, die sonst der Vorteil und die Bequemlichkeit gefordert hätten.

Wie sehr auch noch in dieser Zeit die Studenten in Jena den Ton angaben, das hatte Schiller gleich beim ersten Anblick bemerkt. „Wie mit Schritten eines Niebesiegten" sah er sie einherschreiten, und meinte: „sogar wenn man die Augen

zumachte, könnte man unterscheiden, daß man unter Studenten geht."

Aber der Ton, der nun angegeben wurde, war doch nicht mehr der einer allgemeinen Bierroheit und eines frechen Protzens mit wüsten Sitten. Natürlich wirkte die studentische Überlieferung nach, die Begriffe von studentischer Ehre und akademischer Freiheit konnten nicht von heute auf morgen umgewandelt und mit einem neuen, idealen Inhalt erfüllt werden. Eine überlebte Verfassung und veraltete Gesetze hielten die Seelen noch in Bann, und neue Verordnungen im alten Geiste erweckten den Trotz einer Jugend, in der schon ein edlerer Stolz zu glühen begann und ein reineres Feuer durch die Lehren eines Schiller, Reinhold oder Fichte entzündet war. In solchen Zeiten entfalten sich die mannigfachsten und grellsten Gegensätze. Das alte Vorurteil, daß jeder Student ein Saufaus sein und seinen etwaigen Fleiß wie ein Verbrechen geheim halten müsse, begann zu weichen: „Die größere Hälfte," so berichtet schon Wiedeburg, „trinkt itzt sehr mäßig Wein und Wasser und ist fleißig und gesund und aufgelegt." Während die einen noch ihre höchste Ehre darein setzten, möglichst viele „Skandäler ausgemacht" und eine möglichst große Zahl von „Ehrenkämpfen" auf ihren Ziegenhainern durch Einschnitte bezeichnet zu haben, drangen die anderen auf völlige Abschaffung des Zweikampfes durch Ehrengerichte. So erließen im Jahre 1792 dreihundert jenaische Studenten ein begeisterungsvolles, zukunftsfrohes Sendschreiben an alle deutsche Hochschulen, „die allgemeine Abschaffung der Duelle und Gründung einer wahren akademischen Freiheit betreffend". Die einen, wie die adeligen Liv- und Kurländer, strebten in der Kleidung nach einer gewissen

Eleganz und huldigten darin der Mode, befleißigten sich zuvorkommender Höflichkeit untereinander und gegen Fremde und bevorzugten edlere Unterhaltung vor dem Kneipenleben. Von ihnen stachen z. B. die Rheinländer und Westfälinger ab: „Gelblederne Beinkleider, große hohe Pumpenstiefeln mit großen Sporen, in den Stiefeln die Tabakspfeife und aus den Stiefeln heraushängend den Tabaksbeutel, eine kurze Jacke in den Farben der Landsmannschaft, Krawatten hoch herauf und auf dem Kopf einen großen Stürmer, d. h. einen großen dreieckigen, hoch hinaufragenden Hut, dessen gesenkte Spitze an der einen Seite zwischen den Augen herabhing" — so saßen sie auch im Kolleg dem Professor gegenüber. Bei jenen litt die Einfachheit und Traulichkeit der Sitten durch Luxus Schaden, den anderen blieb bei aller Wildheit und Ungeschliffenheit doch noch das „gute, gerade, deutsche Herz", wie es in den erwähnten „Briefen" heißt. Diesen war es oft schon zu viel, das lateinische Lexikon, das Corpus juris und die Bibel zu studieren, jene lasen lieber sittenlose, liederliche Schriften, wie „Die Verirrungen des Herzens und des Geistes" vom jüngeren Crébillon. Übrigens war auch für die Beschaffung guter Lektüre durch das Vorhanden sein zweier Leihbibliotheken gesorgt, deren Benutzung wenig oder für den Unbemittelten gar nichts kostete. Auch aus den Versen der Stammbücher, die früher von Unflätigkeiten gestrotzt hatten, geht hervor, daß die neue Jugend wieder Fühlung mit der Literatur gewann, wie die Poesie sich selbst wieder ans Leben, ans tiefste Leben hielt.

Seltsame Gestalten gab es, wie unter den Studenten, so auch unter den Professoren, Gestalten, die wir uns kaum zu den Erscheinungen der Goethe, Schiller, Humboldt, Fichte

hinzudenken können. Sonderbares berichtet der Verfasser der „Zeichnung“: „Einige Professoren leihen auf Pfänder, und sind hart gegen arme Studenten. Einige schimpfen von den Lehrstühlen auf ihre Kollegen. Andere durchmengen ihre Vorträge mit den schändlichsten Zoten und geben selbst Anweisungen zur Unsittlichkeit.“ Die Beispiele, die er gibt, sind zu schändlich, als daß sie hier angeführt werden könnten. Von einem Privatdozenten heißt es, er habe sich erboten, Vorlesungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm jemand das Buch dazu leihen wollte. Von einem Dozenten der Mathematik hören wir, den sein Adelsstolz nicht hinderte, sich von seinen Schülern eine neue Kleidung machen zu lassen: „Diese bestand aus einem Federhut, scharlachrotem Rock mit goldenen Tressen, weißseidenen Strümpfen.“ Als diese zerrissen waren, trug er schwarzwollene, zerlöcherte Strümpfe zu dem immer schmutziger werdenden Anzug. Ein anderer, Prosektor am anatomischen Theater, soll in den weiten Taschen seines Rockes Käse, Brot und Butter einträchtig mit Tabak und anatomischen Präparaten herumgeschleppt haben. In den Kneipen ließ er sich von den Studenten frei halten, und reichte man ihm den Tabaksbeutel, so stopfte er nicht nur seinen Pfeifenkopf, sondern auch seinen Rockärmel voll. Ferner werden ein Professor der Medizin und ein Adjunctus Facultatis philosophicae in dieser Galerie hungerleidender, schäbig kostümierter Sonderlinge genannt: beide waren in die Knechtschaft ordinärer Weiber geraten.

Solche Lehrer konnten keine Respektspersonen sein und ihren Studenten kein gutes Beispiel geben. Die Gegenwirkung edlerer Naturen zeigte sich darin, daß man anfing, die schmutzigen Späße der Herren Professoren mit

mißbilligendem Scharren zu erwidern. Mißliebigen Dozenten wurden gelegentlich noch wie früher die Fenster eingeworfen. Aber man tat es doch nicht mehr mit dem ungetrübten Bewußtsein eines lustigen Streiches; man empfand doch auch schon das sittlich Verwerfliche solcher Selbsthilfe. Als Fichte es einmal wagte, die mächtigen Ordensverbindungen wegen ihrer Ausartungen anzugreifen, da rächte sich die Studentenpartei an seinen Fenstern, nach Goethes Dafürhalten „für den Philosophen des absoluten Ich die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ich überzeugt zu werden". Rasch aber fand die Jugend das Verständnis für die ehrliche, stolze Persönlichkeit des tapferen Philosophen, als er in seinem Kolleg „den Beweis durch Steine" in überlegener Weise würdigte. „Eine solenne Musik und ein Vivat" war der Dank, den ihm dann „die halbe Universität" erstattete. In rührender Art aber gaben sie dem Mann ihre Verehrung kund, als er aus Anlaß des bekannten Atheismus-Streites von Jena scheiden mußte, wie schon früher eine Anzahl Landsmannschaften sich erboten hatte, dem Professor Reinhold aus ihren eigenen Mitteln eine Gehaltszulage zu bewilligen, um den verehrten Lehrer vom Abgange nach Kiel zurückzuhalten. Von der veredelten Auffassung akademischer Freiheit zeugt ein Studentenanschlag am schwarzen Brett aus der Zeit, wo Fichtes vielbesuchte Sonntagsvorlesungen verboten werden sollten. Da heißt es: „Kommilitonen! Die Zeiten sind vorbei, wo wir mit der Faust und dem Kolben jedem auch nur vermeinten Eingriffe in unsere Rechte entgegentrotzten ... Darum aber, weil wir von der unbegrenzten Zügellosigkeit und der wilden Verteidigung angemaßter Rechte zurückgekommen sind, darum haben wir doch wohl nicht unsere

wahren, unwidersprechlich wahren Rechte als Menschen und als freie Bürger vergessen und aufgegeben? Darum, wollen wir doch dann nicht schweigen, wenn man unsere oder unserer Lehrer Rechte antastet, die überall, wie vielmehr auf einer Akademie, heilig sein müssen? Es soll durch einen Machtspruch ein Mann, der bloß für Recht und Wahrheit spricht und lebt, den schönsten Teil seines hohen Berufs aufgeben — und wir sollten, ruhig und bedenklich über die hochweisen Absichten rätselnd, nach Hause gehen? ... Wollen wir das, Brüder!? — und wenn wir es wollten, — sollten, dürften wir es? — Auf, also, Brüder! nicht zur Gewalt — nein! sondern zu einer friedlichen Beratschlagung über die Vorfälle dieser Art ... Wer nun Mut und Liebe genug für Recht und Wahrheit im unverdorbenen Herzen trägt, ... der finde sich heute ... nachmittags um 4 Uhr auf dem Markte ein, wo eine ruhige Beratschlagung friedlich gesinnter Menschen am wenigsten auffallen kann." Ganze Scharen erschienen denn auch und gingen, als der Prorektor und Fichte selbst sie beruhigt hatten, ruhig wieder auseinander.

Freilich nicht immer liefen Mißhelligkeiten mit den Universitäts- oder Staatsbehörden so glimpflich ab. Zu Skandalszenen und Zusammenrottungen kam es gar nicht selten, aber nur einmal, im Juli 1792, endigten sie mit einem Auszug des weitaus größeren Teils der Studentenschaft: unkluge Maßnahmen eines eigenwilligen Prorektors gegen althergebrachte akademische Freiheiten brachten die Jugend in dumpfe Gärung, fünf- bis sechshundert sangen auf dem Markt Schillers Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir", ein Haufe von siebzig bis achtzig richtete eine Zerstörung im Gartenhause des verhaßten Prorektors an, und nun folgten

beschränkende Maßregeln gegen die Gesamtheit. Als sogar, früher gegebenen Zusicherungen zum Trotz, ein starkes Kommando Husaren und Jäger in die Stadt einrückte, da kam es zunächst zu Händeln, so oft die Soldaten, altes Studentenrecht mißachtend, nicht ausweichen wollten, schließlich aber zu offenem Aufruhr. Eines Tages erscholl der alte Studentenruf: „Burschen heraus! Ein Bursche soll geschleppt werden!" Mit Pistolen, Degen, Stöcken, Ofengabeln, Steinen bewaffnet, rannten alle nach dem Markte und vertrieben die verhaßten Soldaten. Zu „Tätlichkeiten" war es nicht gekommen, abgesehen von ein paar Ohrfeigen, die ein Pedell davontrug. Abends wieder Versammlung auf dem Markte, Unterhandlungen mit der eingesetzten Untersuchungs-Kommission, wie zwischen zwei Kriegsmächten, Forderungen und Versprechungen hin und her, die aber schließlich unerfüllt blieben, — und schließlich Auszug von etwa 500 Mann mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Über Kötschau ging es an Weimar vorbei, — in der Residenz hatte man sich schon in Verteidigungszustand gesetzt, die Posten verstärkt und mit Patronen versehen und Kanonen aufgeführt, — von dort nach Nohra bei Erfurt. Schon wollte der kurfürstlich mainzische Regent von Erfurt, Koadjutor von Dalberg, die „Herren Studiosi" unter gewissen Bedingungen in seine Universitätsstadt aufnehmen, da kam die Nachricht, man habe in Weimar und Jena nachgegeben: unter günstigen Bedingungen zog die eingeschüchterte Alma mater die abtrünnigen Musensöhne wieder an ihr liebendes Herz. Den Jenaer Philistern war es um ihre Einnahmequelle angst geworden, die Regierung in Weimar fürchtete für den Ruf der Hochschule, und so sandte der Akademische Senat den Heimkehrenden zwei

Professoren zu feierlichem Empfang entgegen. Bürgersleute zu Roß und Wagen schlossen sich an: im Triumph zogen die staubbedeckten Burschen durch das Johannistor in die alten Gassen wieder ein; dem Zuge voran flatterte eine weiße Fahne mit der blutroten Aufschrift: „Vivat libertas academica!“ Nur einer war, der an dieser unwürdigen Nachgiebigkeit des Senats und der Regierung, an diesem Spiel mit der Autorität keinen Geschmack fand, — und dieser eine war Schiller. Als ein Professor die feierliche Einholung der Studenten damit befürwortete, daß ja aus einem Studenten alles werden könne, erwiderte Schiller: das sei eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts seien. Man werde besser tun, wenn man das Ansehen und die Würde des akademischen Senats streng behaupte, und den Studenten nur unter der Bedingung einer bescheidenen Aufführung Erlaubnis zur Rückkehr gebe. In einem Briefe an Körner aber hieß es: „Wenn ich Dir von den hiesigen Unruhen nicht schreibe, so rührt es daher, daß sie gar zu erbärmlich sind und von beiden Seiten die höchste Mittelmäßigkeit sich dabei kundgetan hat.“

Gerade bei solchen Anlässen zeigte sich, wie unhaltbar die akademische Gerichtsbarkeit mit ihrem Pedellenwesen und ihrem Spionier- und Strafsystem gegenüber einer Studentenschaft geworden war, für die der Begriff akademische Freiheit nicht mehr gleichbedeutend war mit Zügellosigkeit und Willkür. Ein Geschlecht von Jünglingen, das aufwuchs unter der Pflichtenlehre Kants und Fichtes, dem ein Schiller mit flammender Begeisterung die Losungsworte: „Freiheit und Vernunft, Schönheit und Wahrheit“ zurief, konnte nicht mehr mit Relegation, Gefängnis- und Geldstrafen behandelt werden und nicht mehr zum Spionage-Objekt gewinnsüchtiger Pedelle

(Sie jagen einen Anteil aus den Strafgeldern) sich machen lassen. Diese Jugend ging nicht mehr auf in wüsten Scherzen, und viele waren darunter, die zu einem neuen persönlichen Leben erwachten, für die das Sein einen ganz neuen Wert und Sinn erhielt. Erkenntnis der Würde und Pflicht, Freiheit des Geistes, Betätigung der inneren Kräfte — das war es, was die Umwälzung, die von Jena ausging, wollte. Zu derselben Zeit aber vollzog sich drüben in Frankreich die große Revolution, der Bruch mit den historischen Mächten, der Aufstand der Massen und deren schließliche Knechtung durch den Schergen und Herrn der Revolution. Und gerade bei Jena empfing das deutsche Volk (in Gestalt des preußischen Heeres) die furchtbare Lehre, daß dem herrlich aufragenden Geistesbauwerk der Dichter und Denker der stärkste Tragpfeiler noch fehle, wenn nicht zu der geistigen Größe die politische Stärke hinzukomme. Jene Lehre wirkte ernüchternd und aufrüttelnd zugleich; aus der Glut persönlichen Freiheitsgefühls schlug flammend die Begeisterung für nationale Freiheit empor: auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege, da rächte gleichsam der Geist der großen Tage von Jena die Schmach von Jena. Kants Lehre hatte das Pflichtgefühl verherrlicht, Fichte den zagenden Mut und Vertrauen eingeflößt, Schiller das edle Pathos nationaler Leidenschaft geweckt. Und nachdem der alte Staat gefallen war und die deutsche Sehnsucht nach neuer Erfüllung rief, da war es gewiß kein Zufall, daß die deutschnationale Bewegung zuerst in Jena, mit der Gründung der Burschenschaft, die jungen Schwingen regte.

Schiller und die französische Revolution

Schiller und die französische Revolution — ein bis zum Überdruß behandelter Gegenstand! Gewiß, es wäre an der Zeit, die Akten darüber zu schließen, nachdem über ein Jahrhundert lang zahllose Schriftsteller mit mehr oder weniger Sachkenntnis und Geschick dem seltsamen Fall ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Aber Gänsekiel wie Stahlfeder und Schreibmaschine haben an dieser Sache viel vergebliche Arbeit getan, weil sie oft nur zu ewiger Wiederholung überlieferter Irrtümer in Bewegung gesetzt wurden. Wenn selbst ausführliche Darstellungen das ganze Verhältnis, die Vorgänge und ihre Begründung voller Rätsel lassen, so ist es kein Wunder, daß in Abhandlungen, die unser Thema nur streifen, die alte Unklarheit herrscht, die herkömmlichen Fehler sich einnisten. In der Frankfurter Zeitung vom 21. Oktober 1908 (Nr. 293) konnte Karl Eugen Schmidt in seinem Aufsatz über „Campe und die französische Revolution" ganz in Übereinstimmung mit den landläufigen Darstellungen schreiben: „Wer der Freund Schillers in der französischen Nationalversammlung war und warum also der offenbar in Frankreich ganz unbekannte deutsche Dichter dieser Ehre gewürdigt wurde, wissen wir nicht, dagegen ist es nicht schwer, den Grund der Ehrung Campes ausfindig zu machen." Wie irrig oder wie wenig begründet alle diese Behauptungen sind, möge aus folgender Darstellung hervorgehen.

Zum Verständnis des ganzen Vorganges ist es notwendig, daran zu erinnern, daß in dem Vorschlag, Männer

des Auslandes durch Verleihung des französischen Bürgertitels zu ehren, die Idee der Universal-Republik zum Ausdruck kam. Schon am 10. Februar 1792, am Todestage Montesquieus, hatte Arbogast, Deputierter des Niederrheins (du Bas-Rhin), früher Straßburger Professor, in einer Sitzung des Comité d'Instruction publique den Wunsch geäußert, man solle „den Tugenden und den Talenten" (aux vertus et aux talents) ohne Unterschied der Nationalität gebührende Huldigungen darbringen; er hatte gefordert, daß die gesetzgebende Versammlung ausgeforscht werde über die Frage, „ob es nicht angemessen wäre, daß die Männer, welche sich um die Humanität verdient gemacht hätten, auf irgendeine Art durch die französische Nation geehrt würden," („s'il ne serait pas convenable que les hommes qui auraient mérité de l'humanité fussent honorés d'une manière quelconque par la nation française"). Die Gemüter waren also nicht unvorbereitet, als Marie Josef Chénier, der Verfasser zahlreicher Revolutionsdramen und ältere Bruder des begabten André Chénier, am 24. August 1792 mit mehreren Pariser citoyens vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung erschien und zuerst öffentlich mit dem bekannten Vorschlag (in Form einer Bittschrift) hervortrat, das französische Bürgerrecht an „die Wohltäter der Menschheit" zu übertragen. Der Vorsitzende der Versammlung, Delacroix, erläuterte die Petition mit einigen beifälligen, schwülstigen Worten; die folgende parlamentarische Erörterung aber ließ neben begeisterter Zustimmung auch warnende und zweifelnde Stimmen ertönen. Lange wogte der Streit der Meinungen hin und her. Besonders heftig war der Widerstand gegen die Forderung, daß die neuen Bürger kraft dieser Eigenschaft zu den parla-

mentarischen Körperschaften, insbesondere zu dem gerade entstehenden Nationalkonvent, wählbar sein sollten. Jedoch die Gegner des Antrags, Lasource, Bassire und Thuriot an ihrer Spitze, unterlagen der glühenden Beredsamkeit der feurigen Fürsprecher der Chénierschen Petition, unter denen Lamourette, Vergniaud, Habot, Fauchet und Guadet die unermüdlichsten waren. Das Gesuch der citoyens de Paris wurde zunächst grundsätzlich gutgeheißen und angenommen; nur die Namen derjenigen, denen man den Titel und das Recht französischer Bürger zuerkennen wollte, sollten noch festgestellt werden: diese Aufgabe überließ man dem Comité d'Instruction publique, welches denn auch sofort zur Erledigung schritt. Die Protokolle der Verhandlungen dieses Ausschusses sind uns leider nur bis zum 22. August 1792 erhalten; sie brechen also gerade vor den Tagen ab, die uns hier am meisten interessieren. Ein Vergleich der Chénierschen Vorschlagsliste aber mit der Liste des Ausschusses zeigt uns, daß einige Namen verworfen und neue dafür eingesetzt wurden, z. B. für Horne-Tooke und Robertson die Namen Pauw und Klopstock; aus welchen Gründe diese Änderungen vorgenommen wurden, wissen wir nicht. Mit der Abfassung und Begründung des Beschlusses wurde Guadet beauftragt, obwohl er dem Comité d'Instruction publique nicht angehörte; sein beredtes Eintreten für die Petition Chéniers hatte ihm diesen Vorzug verschafft. Das Dekret wurde nach dem Wortlaute des Berichterstatters Guadet von der gesetzgebenden Versammlung am 26. August angenommen „au nom de la Commission extraordinaire des douze (wozu Guadet seit dem 18. Juni gehörte) et du Comité d'Instruction publique réunis".

Bloß siebzehn Namen prangten auf der Vorschlagsliste des Komitees. Da hatte sich unmittelbar vor der Abstimmung ein Mitglied der Versammlung erhoben, um einen neuen, achtzehnten Namen, den Namen Schillers, vorzuschlagen. Wer war dieser Freund? Karl Eugen Schmidt hat, wie vor ihm alle anderen, nur den Wortlaut der amtlichen, handschriftlichen Protokolle zitiert, als er folgende Stelle übersetzte: „Un membre demande que le sieur Giller, publiciste allemand, soit compris dans la liste de ceux à qui l'on vient d'accorder le titre de citoyen français. Cette demande est adoptée." Den Namen des so lange unbekannt gebliebenen Mitglieds aber finden wir im Journal des débats et des décrets, wo es im Zusammenhang mit dem Dekret vom 26. August heißt: „Monsier Rulh (so!) a nommé un illustre publiciste allemand, et sur sa proposition l'Assemblée a décrété qu'il serait compris dans la liste." Dieser „Rulh" aber war niemand anders als der Elsässer Philipp Rühl, Deputierter des Niederrheins und früher langjähriger Vermögensverwalter des Fürsten von Leiningen zu Dürkheim in der Pfalz.

Über diesen merkwürdigen Mann besitzen wir eine tüchtige Monographie von M. A. Maurer (Straßburg, 1905). Freilich wird darin Rühls Eintreten für Schiller mit keinem Worte erwähnt. Was den elsässischen Deputierten im besonderen dazu bewogen hat, den deutschen Dichter denjenigen Männern zuzuzählen, „welche durch ihre Schriften und durch ihren Mut der Sache der Freiheit gedient und die Freiheit der Völker vorbereitet haben", können wir nur mutmaßen. Von Mannheim, dem Schauplatz der ersten Aufführung der „Räuber", nach Rühls langjähriger Wirkungs-

stätte, dem nahen Dürkheim, führten wohl mancherlei Verbindungsfäden. Die Familie der Dalberg war der der Leiningen benachbart und befreundet. Iffland, der zu Mannheim beliebte Schauspieler, war auch auf dem kleinen fürstlichen Gesellschafts-Theater zu Dürkheim ein gern gesehener Gast. Der Erbprinz Emich Karl war sein besonderer Gönner, und auch Schiller scheint von dieser Seite Unterstützung noch erwartet zu haben, nachdem er die Mannheimer Zeit längst hinter sich hatte. Wenigstens befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar ein (von J. Minor veröffentlicher) Brief des Koadjutors von Dalberg an Schiller vom 29. Oktober 1788, in dem er zur Förderung seiner Laufbahn an den „Herrn Erbprinzen von Leiningen" verwiesen wird, da dieser „zweifelsohne auch hierin die Pflicht der Freundschaft und der Dankbarkeit erfüllen" werde. Obwohl es mir beim Verfolgen dieser Spur nicht geglückt ist, bestimmte Ergebnisse zutage zu fördern, ist doch soviel klar: am Hofe des Fürsten von Leiningen war Schiller kein Fremder. An diesem Hofe aber war Rühl lange Jahre die einflußreichste Persönlichkeit. Keinesfalls darf aus der Tatsache, daß nach Rühls (mündlicher!) Auseinandersetzung der Name Schiller in den urkundlichen Protokollen, den handschriftlichen wie den gedruckten, zu „Giller" entstellt wurde, geschlossen werden, der Dichter sei in Frankreich „offenbar ganz unbekannt" gewesen und habe bloß dieser Namensentstellung wegen, mangels einer findigen Post, das Dekret erst nach Jahren erhalten. Entstellt wurden ja auch andere Namen, z. B. von Guadet in seinem Bericht Klopstock in Klopstack. Die Protokolle und Zeitungen wiederholten und vermehrten solche Entstellungen. Der Moniteur,

der fast alle Namen der neuen citoyens verstümmelt, macht aus dem Giller der Protokolle einen Gilleers; andere Journale bieten andere Varianten, wie in den „Etudes sur Schiller" (Paris, 1905), S. 5 bemerkt ist: l'Auditeur schreibt Gisler, le Thermomètre du jour meldet Gillers, der Patriote français Schyler. Bewahrten alle diese Formen ein gewisses germanisches Aussehen, so wurde durch ein Versehen in der Staatsdruckerei der Name endlich französiert: der „Giller" der Protokolle wurde zum „Gille" der amtlichen Aktenstücke, des an den Dichter selbst adressierten, von den republikanischen Würdenträgern unterzeichneten Dekrets und des Begleitschreibens vom 10. Oktober 1792. Daß aber nicht die falsche Schreibung des Namens die Ursache der verspäteten Zusendung gewesen sein kann, wie immer wieder angenommen worden ist, erhellt aus dem zweiten Begleitschreiben des Adjutanten Custines, des Straßburger citoyen A. Mayer, der unterm 29. (!) Februar 1793 richtig an Schiller adressiert hat.

Wenn man den Namen des Ernannten auf den Bureaux und in der Druckerei auch nicht zu schreiben wußte, so steht doch fest: eine gewisse Kenntnis seiner Werke war bereits in Frankreich verbreitet; freilich war diese höchst unklar und unvollkommen. Die literarisch Gebildeten konnten, wie ich im zweiten Bande meiner Schillerbiographie bereits dargelegt habe (S. 123 ff.), Schillers „Räuber" seit 1785 in der verkürzten und verflauten Übersetzung des Elsässers Friedel-Bonneville lesen. Dramen für die lebendige Bühne aus Deutschland zu holen, versagte den Franzosen ihre eitle Selbstgenügsamkeit; Stücke gar von der poetischen Kühnheit der Schillerschen Jugenddramen hätte unter dem alten

Regime weder der herrschende Geschmack, noch die wachsame Zensur vertragen. Und so lebte in den „Voleurs“ Friedel-Bonnevilles herzlich wenig von dem Sturmgeist der Schillerschen „Räuber“. Erst als die Revolution das Theater von seinen Fesseln befreite, als mit dem Entstehen neuer Bühnen der Bedarf an Stücken wuchs, die französische Dramatik aber, wie ein zeitgenössischer Berichterstatter sagt, vergebens sich mühte, „den beschränkten Kreis ihrer kalten, steifen, konventionellen Tragödie“ zu durchbrechen, um „à la hauteur de la révolution“ zu gelangen, da erst war man zu Anleihen bereit. Schillers freiheitglühende „Räuber“ schienen alle Elemente zu enthalten, die dem Geiste der neuen Zeit entsprachen. Was ihnen fehlte, um dem besonderen Geschmack des Pariser Publikums zu schmeicheln, das tat ihr Bearbeiter, La Martelière, mit kundiger Hand hinzu. Am 10. März 1782, fünf Monate vor der Verleihung des Bürgertitels, riß sein „Robert, chef de brigands“, ein Räuberhauptmann in Jakobinermütze, durch seine lärmende, den Gelüsten der Revolutionsschwärmer angepaßte Rhetorik das Publikum des Théâtre du Marais zu wütendem Beifall hin, in derselben Vorstadtbühne, wo acht Jahre vorher Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro“ durch Verhöhnung aller höfischen Drohnen einen großen Triumph gefeiert und dem Umsturz vorgearbeitet hatte. Das Machwerk La Martelières füllte monatelang das kleine Haus in der Rue St. Culture Cathérine, eroberte sich seit dem 3. April 1793 eine zweite Bühne, das Théâtre de la République, zog siegreich auch durch die Provinz und begleitete schließlich die französische Armee auf ihrem Triumphzuge durch die deutschen Lande; der deutsche Dichter aber, dessen Drama zu dieser Verball-

hornung hatte herhalten müssen, konnte nun den Sansculotten als einer der Ihrigen, als ein Herold und Bannerschwinger der Revolution gelten.

Es ist bemerkenswert, daß hinter jenem La Martelière eigentlich ein gut deutscher Name steckt: der Mann hieß von Haus aus Schwindenhammer und war im oberelsässischen Pfirt geboren, einem Städtchen, das in der früheren württembergischen Geschichte eine Rolle spielt. Von dort war nicht weit nach Montbéliard, dem altwürttembergischen Mömpelgard, zu dem Schiller durch die von dort stammenden Genossen seiner Stuttgarter Akademiezeit — man denke an Scharffenstein, Boigeol, Masson — von frühauf in persönlichen Beziehungen stand. Von diesen mochten sich leicht Fäden spinnen auch zu jenen Elsässern von der Art Rühls und La Martelières, die als Vermittler zwischen deutscher und französischer Kultur sowohl den Ruhm des Dichters der Räuber zu verbreiten als auch sein Freiheitspathos und seinen Tyrannenhaß für die Revolution auszunützen suchten. Dazu kamen die Bemühungen anderer Freunde und Verehrer Schillers, die ihm, wie aus sicheren Zeugnissen bekannt ist, unter der geistigen Auslese der französischen Nation eine Gemeinde warben. Den wärmsten und gewichtigsten Fürsprecher aber fand Schiller in dem freiheitsbegeisterten Tübinger Stiftler Karl Friedrich Reinhardt, den der Jugendfreund Conz dem Dichter der Räuber einst auf die Stuttgarter Stube geführt und den dann sein glühender Tatendrang gleichfalls aus dem engen schwäbischen Winkel heraus und mitten hinein in den Strudel der revolutionären Bewegung getrieben hatte. Schon in Bordeaux, wo er seine politische Laufbahn begonnen, hatte der schwäbische Magister,

gedrängt von deutschem Selbstgefühl, seine neuen Mitbürger über das merkwürdige Volk der Deutschen aufgeklärt, das, wie man gehört, eben sogar eine literarische Revolution vollzogen habe. Schillers Name war unter denen, die den französischen Literaturgrößen als ebenbürtig gegenübergestellt wurden. Von den Geschichtswerken des Landsmannes liebte und rühmte Reinhardt am meisten die Geschichte des Abfalls der Niederlande, weil er darin den „kühnen, freien Geist" zu spüren glaubte, der die revolutionäre Bewegung entfacht habe. Er war mit den Häuptern der zur Macht gelangenden Gironde politisch und persönlich aufs innigste verbunden und hatte sich dem vielgeltenden Abbé Sieyès, einem der philosophischen Begründer des neuen Zustandes, durch eine kurze Einführung in die Kantische Philosophie empfohlen. Sicherlich hatte der eifrige Schwabe seine politischen Freunde schon längst auch mit dem deutschen Dichter und Geschichtschreiber vertraut gemacht, dessen Erstlingswerk gerade in jenen Tagen durch die Revolutionsbühne in unmittelbare Beziehungen zu den Volksbestrebungen gebracht ward. Der philosophisch angehauchten Gironde, deren wortgewaltigste Redner jenen kosmopolitischen Vorschlag aufs feurigste befürworteten, dem Kreise der Intimen des hochgeschätzten schwäbischen Renegaten stand auch jener elsässische Abgeordnete nahe, dem Schiller die unerwartete Ehrung verdankte. Der Exmarquis Custine sollte auf seinem deutschen Feldzuge das von den Ministern Danton und Clavière unterzeichnete Ernennungsdekret nebst einem Schreiben Rolands vom 10. Oktober 1792 an seine Adresse bestellen. Aber die Aktenstücke blieben während der Kriegszeiten in Straßburg liegen. Erst über ein halbes Jahrzehnt später, am 1. März

1798, empfing „Monsieur Gille“ durch Vermittlung des Braunschweiger Pädagogen Campe sein Diplom, gleichsam „aus dem Reiche der Toten“, da alle jene Männer schon längst unter dem Fallbeil dahingesunken waren. Die Urkunde wurde, nachdem beglaubigte Abschrift für Schillers Kinder genommen worden war, auf des Herzogs Wunsch der fürstlichen Bibliothek überwiesen.

Schiller hatte von seiner Ernennung zum citoyen français bald danach aus den Zeitungen erfahren, insbesondere aus dem Moniteur universel, den er sich hielt. Und seitdem, so heißt es S. 127 des zweiten Bandes meiner Schiller-Biographie, „verfolgte er noch aufmerksamer als vorher die Begebenheiten in Frankreich. Der Krieg, den er geahnt hatte, war schon im April dieses Jahres den deutschen Mächten durch die girondistische Politik aufgedrungen worden und sollte nun zwei Jahrzehnte lang fast ohne Unterbrechung wüten ... Durch die widerstandslose Übergabe von Mainz an das Freikorps Custines wurden zugleich mit den Aussichten des Koadjutors von Dalberg Schillers eigene Zukunftspläne aufs empfindlichste berührt. Der Kurfürst war aus seiner Residenz entflohen; seine und seiner Nachfolger Herrschaft drohte völlig zusammenzubrechen, als die klubistischen Freiheitsschwärmer dort das Possenspiel einer rheinischen Republik in Szene setzten. Auch an diesem Zerrbilde der Freiheit konnte Schiller keinen Gefallen finden. Alle Schritte der Mainzer Volksbeglücker zeugten ihm mehr von einer lächerlichen Sucht, sich auffallend bemerkbar zu machen, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen Andersdenkende gar nicht reime. Daß deutsches Land an die kecken Eindringlinge verloren zu gehen drohte, dieser Gedanke konnte Schiller

so wenig wie seine Freunde schmerzlich bewegen: von national-politischen Erwägungen, von Staatsgesinnung und Einheitsempfindung war jenes an die Zerrüttung des heiligen römischen Reiches gewöhnte Geschlecht vorerst noch fern. Gerade für die Hochgesinnten und Weitherzigen stand nur die weltbürgerliche Allgemeinheit in Frage, der Fortschritt der gesamten Menschheit ... Körner ‚hoffte viel für die Franzosen von dem glücklichen Erfolge ihres Krieges': das Gefühl ihrer Stärke müssen ihnen ‚einen neuen moralischen Schwung geben'. Ähnlichen Erwartungen gab sich Schiller eine Zeitlang hin. Noch Ende November, als die ‚mainzischen Aspekte' für ihn sehr zweifelhaft zu werden schienen, hatte er an Körner geschrieben: ‚Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen.' Der Plan einer Reise nach Paris tauchte auf, und sowohl Wilhelm von Humboldt wie Schillers Schwägerin Karoline wollten ‚von der Partie' sein, nur hatte diese ‚keinen Glauben an die Dauer bei dem leichten, windigen Volke'."

Auch bei Schiller schwand bald der letzte Rest von Vertrauen, als er Parteihaß und Volkswut aufs neue zu wüsten Taten vereinigt sah. Sein menschliches Gefühl empörte sich über die Lüge und Vermessenheit, die in dem Prozeß gegen den unglücklichen Gefangenen im Temple, König Ludwig XVI., das große Wort führten. Das Bürgerdekret gab ihm ausdrücklich das Recht, mitzureden und mitzuhandeln' „bei dem großartigen Vernunftakt", der sich angeblich in Frankreich vollziehen sollte; der publiciste allemand, unbekannt mit den wahren Motiven und Leidenschaften der Revolutionäre, fühlte sich in seinem Gewissen gedrängt, einzugreifen. Er

entschloß sich, eine Denkschrift über die Streitsache des Königs zu schreiben: „Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug," schreibt er am 21. Dezember an Körner, „um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen." Nichts liegt ihm ferner, als die Sache des Volkes gegen die Fürsten preiszugeben; im Gegenteil, die Gelegenheit scheint ihm günstig, „einige wichtige Wahrheiten mehr" frei heraus zu sagen, kühn und klug zugleich. Und weil er die kühl besonnene Art des Freundes kennt, fügt er hinzu: „Vielleicht rätst Du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unsrer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein." Die Schrift sollte ins Französische übertragen und mit Hilfe des Herzogs von Weimar auch in Paris verbreitet werden. Schon war in dem Gothaer Zacharias Becker ein Übersetzer gewonnen, schon die Erscheinungsform der Schrift mit Göschen vereinbart, da wurde Schiller zuerst durch Unwohlsein in seiner Arbeit aufgehalten, dann von den Ereignissen überholt: am 21. Januar 1793 fiel das Haupt König Ludwigs als Opfer der jakobinischen Wut. Schiller war entsetzt und entrüstet über diese blutige Tyrannei der Freiheitshelden.

Voll Abscheu wandte er sich von diesen „elenden Schindersknechten" ab. Der deutsche Schriftsteller verzichtete fürderhin darauf, diese „richtungslosen Köpfe" durch politische Mahnungen zu beeinflussen; er wurde nicht gleichgültig gegen die großen Weltbegebenheiten und der Sache der Freiheit nicht untreu, aber er entsagte, wie aus einem Brief an Fischenich vom 20. März 1793 hervorgeht, dem „jugendlichen Kitzel, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen". Die folgenden Entwicklungen in Frankreich und die Beobachtung ihres Einflusses in Deutschland bestärkten ihn immer mehr in der Ansicht, daß die französische Revolution eine Wirkung der Leidenschaften, nicht ein Werk der Weisheit sei, die allein wahre Freiheit hervorbringen könne; die Republik, so sagte er voraus, werde ebenso schnell wieder aufhören, wie sie entstanden sei; die republikanische Verfassung werde in Anarchie übergehen, und früher oder später werde ein kräftiger Mann erscheinen, er möge kommen, woher er wolle, der die brausenden Wellen beschwören und sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen werde. Mit so sicherem Prophetenblicke sah der in der Menschheitsgeschichte bewanderte Historiker das Kommende voraus.

Der Rat, den Schiller später einmal (5. Mai 1795) dem Freunde Erhard gab, sich ganz und gar von dem Felde des „praktischen Kosmopolitismus" zurückzuziehen, um mit seinem Geiste in der Welt des Ideals zu leben und mit seinem Herzen sich „in den engeren Kreis der ihm zunächst liegenden Menschheit einzuschließen", dieser Rat ward nun die Richtschnur seines eigenen Lebens und Strebens. Indem er aber

die Absicht eines unmittelbaren publizistischen Eingreifens in die politische Entwicklung aufgibt und sich von den Machern der Revolution und ihrer blutigen Methode schaudernd abwendet, entzieht er sich nicht etwa, wie man gemeint hat, den öffentlichen Aufgaben durch eine Flucht in das Reich der Träume, sondern bahnt sich einen neuen Weg zur Wirkung auf die Menschheit, die ihre Unreife und innere Unfreiheit durch ihre politischen Handlungen so erschrecklich bloßgestellt hat. Was in Paris so jämmerlich mißlungen ist, der Aufbau einer Gesellschaft der Freien nach bloßen Gesetzen der Vernunft, dazu soll nun erst ein fester Grund gelegt werden, nicht durch Änderung dieses oder jenes Zustandes, nicht durch einzelne praktische Verbesserungen, sondern durch eine Umwandlung der Seelen von Grund aus, durch ästhetische Erziehung und Erhebung des unmündigen Menschengeschlechts. Diese Hinwendung zu einer neuen, großen Aufgabe entsprach Schillers innersten Neigungen und Fähigkeiten, sie lag auch ganz in der Richtung der kunst- und kulturphilosophischen Studien, die im Winter 1792/93 immer reicher und verheißungsvoller aufblühten.

Schillers Kulturideal in seinem Werden und Wesen

Zum 10. November 1909

Wiederum, zum dritten Male im letzten halben Jahrhundert, gibt ein Schiller-Gedenktag dem deutschen Volke Anlaß, dem Genius des Dichters dankbar zu huldigen. Zwei dieser Schillerfeste, das von 1859 und das von 1905, offenbarten aufs deutlichste, von wie verschiedenen Seiten her eine geniale Natur den wechselnden Generationen bedeutsam zu werden vermag; sie bezeichnen zugleich Gipfel- und Wendepunkte der Schiller-Wirkung, sie sind ein Abschluß und ein Anfang.

Die Säkularfeier von 1859, geboren aus dem unwiderstehlichen Drang des Volkes nach politischer Einheit und Freiheit, war ein politisches Nationalfest, sie war der Ausdruck einer alle Gemüter bewegenden nationalen Sehnsucht. Indem alle Glieder der zerrissenen und zerstreuten Nation im Namen des Dichters sich einig fühlten als Bürger eines idealen Staates, ward auch dessen Stellung als Nationaldichter besiegelt. Das war die Vollendung einer Entwicklung, die schon in den dreißiger Jahen mit dem Aufstreben des deutschen Bürgertums eingesetzt hatte. So mächtig aber war der Eindruck jener Feier, daß sie noch 1872 von Wilhelm Raabe in seinem „Dräumling" als die wahre Geburtsstunde der deutschen Einheit bezeichnet werden konnte. Eine neue Zeit freilich hatte begonnen, dessen war man gewiß. Aber mit der Erfüllung, die sie brachte, wuchs auch ein anderes Geschlecht heran, erfüllt

von neuen Anschauungen, Bedürfnissen und Bestrebungen. Die Ideale, als deren Hüter und Herold Schiller einst angesehen worden war, waren veraltet; wie die Schwärmerei für sie kam auch ihr Dichter, er, den das neue Geschlecht als einen biedern Wolkenkuckucksheimer zu betrachten sich gewöhnte, in Mißkredit. So wurde gerade die Begeisterung, die die Väter dem Namen und den Sentenzen Schillers entgegengebracht hatten, zur Hauptursache, daß die Söhne sich von ihm abwandten, daß die führenden Geister einer neuen Welt- und Lebensanschauung seine Weisheitssprüche mit abgegriffener Münze verglichen. Für den Dichter war durch solche Abkehr und Geringschätzung die Lebensfrage gestellt, ob er mehr und Tieferes zu bieten habe, als man in den Zeiten politischer Not und Sehnsucht hauptsächlich von ihm verlangt hatte, jetzt aber in gleicher Art und in demselben Maße weiter zu verlangen nicht mehr gedrungen war. Mit anderen Worten: Schiller mußte gegen einseitige Verehrer und oberflächliche Tadler seine Lebenskraft auch für ein neues, unter völlig veränderten Verhältnissen lebendes Geschlecht erst erweisen, dieses Geschlecht wieder zu ihm hingezogen, für ihn empfänglich gemacht werden.

Wie dies geschah, wie der lange Verkannte und Mißverstandene aus dem Bann einer falschen Idealität, empfindsamer Ansprüche und zäher Vorurteile, herkömmlicher Bewunderungsphrasen und verächtlicher Schlagworte errettet ward, dies auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Wir alle haben diesen Kampf um Schiller selbst erlebt und kennen die Mär, die einst umging, vom veralteten, überwundenen, toten Schiller. Während sie sich noch ausbreitete in der flachen Ebene, wo die Leichtgläubigen und rasch Bestimmbaren unter

den Gebildeten wohnen, waren die Arbeiter schon am Werk, auf ragender Höhe ein neues Schillerbild zu errichten, den Grund zu einer Neuerfassung und Neubelebung der Gesamtpersönlichkeit des Dichters zu legen. Die Zeit ward reif für eine Schillerrenaissance, und endlich, in den Maitagen des Jahres 1905, wurde durch das jubelnde Bekenntnis eines ganzen Volkes zu dem Wiedererstandenen auf offenem Markte besiegelt und bestätigt, was die Forscher vorher in stiller Stube erkannt und behauptet hatten: die Totenfeier gestaltete sich zu einer Siegesfeier des Helden, der mit der Macht des Geistes abermals den Widerstand der stumpfen Welt überwunden hatte.

Auch das ein Abschluß und ein Anfang! In das allgemeine Bewußtsein ist es seit jener Jahrhundertfeier tief eingeprägt, sollte es wenigstens sein, daß keiner mehr seine Schillerreife erweisen kann, indem er das Lebenswerk dieses gewaltigen Dichters und Sehers in lauter kleine geflügelte Worte und moralische Sentenzchen ausschlachtet; daß es vielmehr gilt, ihn in der Ganzheit und Einheit seines Wesens und Strebens und Wirkens, als Mensch und Denker und Dichter, zu verstehen und zu gewinnen. Und gerade da, wo die vorhergegangenen Geschlechter ihm an Verständnis so gut wie alles schuldig geblieben sind, müssen wir mit unserer Aneignungsarbeit einsetzen: als Verkündiger und Darsteller einer ästhetisch-tragischen Kultur, als Erzieher und Führer zu einer Kultur des persönlichen Lebens vermag er den jetzt Lebenden und allen, die nach ihnen kommen, noch unendlich viel zu sagen und zu deuten. Eine breite Strömung unserer Tage kommt ihm da entgegen, und sie könnte sich nur vertiefen und an Tragkraft gewinnen, wenn sie Schillers Gedanken in sich aufnähme.

Daß das Kulturideal, das der Sohn des 18. Jahrhunderts seinen Zeitgenossen und der Nachwelt aufgestellt hat, an Bedeutung nichts eingebüßt hat, ja daß es heute wohl noch „zeitgemäßer" ist als in den Tagen der französischen Revolution, wird sich aus der Darstellung seiner Entstehung und seines Wesens von selbst ergeben. Das Problem der Kultur und Erziehung ist für uns Bürger des 20. Jahrhunderts nicht weniger wichtig, fast noch „brennender" geworden, als für die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Im Zeitalter der Aufklärung und des Sturmes und Dranges freilich konnte, im Gegensatz zur vielgepriesenen „Jetztzeit", nichts so sehr auf die allgemeine Teilnahme rechnen wie gerade das Kultur- und Erziehungsthema. Namentlich Rousseau brachte mit seinem Erziehungsroman „Emil" (1762) die Seele seiner Zeitgenossen in lebhafte Mitschwingung, und gerade in Deutschland bemühten sich seitdem die edelsten und tüchtigsten Geister, große und kleine, mit leidenschaftlichem Eifer um die Lösung der Frage, wie für eine neue Zeit der neue Mensch herangebildet werden könnte. Im Jahrhundert des Spezialistentums, der Fachleute und der staatlichen Allfürsorge hat man sich eines Interesses entwöhnt, dem damals Dichter und Denker wie Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Fichte, Pestalozzi, um von anderen zu schweigen, ihre schöpferische Kraft zuwandten.

Von ihnen allen hat keiner das Wesentliche des Problems so scharf erfaßt und die Kulturaufgabe, wie sie dem Denken im 18. Jahrhundert erwachsen war, so gründlich, lebendig und überzeugend zu lösen unternommen, wie Schiller. Es galt die Versöhnung eines Zwiespaltes, der durch die moderne

Entwicklung nur immer größer zu werden drohte, den Ausgleich zwischen Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit, Mechanismus und innerem Sinne, wissenschaftlicher Erklärung der Lebenserscheinungen und gefühlsmäßiger Wertung des Lebens, zwischen äußeren Gütern und inneren Bedürfnissen; es galt die Wiederherstellung der durch das Leben selbst in Gegensätze auseinandergetriebenen Einheit. Für die Lösung des Problems war aber auch keiner gleich Schiller befähigt, weil es zugleich das Problem seiner eigenen geistigen Selbstentwickelung, seines Menschen- und Künstlertums war, weil die Antwort ihm aus persönlicher Erfahrung, aus innerstem Erleben zuwuchs. „Als geborener Dramatiker, in dem der Geist der Spaltung urwüchsig lebt" — ich entnehme diese Sätze dem zweiten Bande meiner Schiller-Biographie — „fühlt er in der Jugend schon mit besonderer Schärfe alle Gegensätze, die dem Denken sich aufdrängen, alle Widersprüche des Lebens, die ein leidenschaftliches Herz peinigen können. Sein kritisch-analytischer Verstand versucht sich früh an den schwierigsten und allgemeinsten Problemen der Philosophie. In zwei große Bezirke, Geist und Materie, sieht der junge Mediziner Welt und Leben auseinanderfallen; gewaltige Mächte, das empfindet er tief, Selbstsucht und Liebe streiten sich um die Menschenseele. Aber zwischen solchen Gegensätzen immer unbefriedigt zu schwanken, das duldet sein gesunder Lebenswille nicht; Getrenntes zu verschmelzen, Feindseliges zu versöhnen, dazu treibt ihn die große Sehnsucht der Künstlerseele, die Sehnsucht nach Harmonie. Darum läßt er, der Einheit seines eigenen Wesens tiefinnerlich gewiß, schon am Eingang seines Weges, als er (in seiner Probeschrift) dem innigen Zusammenhang der beiden Naturen

im Menschen nachspürt, die Frieden verheißende Idee der Einheit von Geist und Materie aufleuchten als Forderung an den zur Vollendung hinstrebenden Willen." Aber die Gegensätze, deren Versöhnung von dem jungen Denker theoretisch schon vorweggenommen ist, bekämpfen sich in seinem persönlichen Leben noch lange aufs heftigste. Von der beseligenden Harmonie, die seinem Schauen und Sehnen vorschwebt, ist seine Seele noch weit entfernt. Der mächtige Wille, der in ihm von Haus aus lebt, wird durch maßlose Leidenschaft des Empfindens noch übertönt, und diese reißt ihn fort in die Stürme seiner Jugend. So schwankt er zwischen stoischem Preis der Tugend und epikuräischem Drang nach Genuß, zwischen idealistischer Lebensfreudigkeit und materialistischer Verzweiflung, zwischen Welttrunkenheit und Weltgrauen. Von schmerzlichen Zweifeln und wilden Empörungen zeugt seine im Unmaß schmelzende Jugendlyrik, zeugen manche seiner ersten dramatischen Gestalten. Als er sich losreißen muß von der Heimat und sein Liebstes aufgibt, um sein Eigenstes, seinen Dichterberuf zu bewahren, geht er einem wechselvollen und schaffensreichen Leben entgegen, ohne daß der Zwiespalt seiner Seele ausgeglichen wäre. Aber auch das Beste, was in ihm ist, kann verloren gehen, wenn er das innere Gleichgewicht nicht findet, wenn er fortfährt, aus enttäuschtem jugendlichen Schwärmeridealismus gegen das Bestehende anzustürmen, in bloßer Verneinung zu beharren. Das Schicksal nimmt den Heimatlosen in eine harte Schule. Eine Wandlung beginnt, in der er doch sich selber, seinem Grundwesen, getreu bleibt. In allen Enttäuschungen des Lebens bleibt ihm das Vertrauen auf seinen inneren Beruf, der Glaube an den Wert und die Würde seiner Kunst.

Dieses Hochgefühl richtet ihn immer wieder auf und weist ihm, im Verein mit unerbittlich strenger Selbstkritik, ein erhabenes Ziel für sein Streben nach Selbstvollendung. Von einer träumerischen Welt- und Lebensanschauung, von der unsicher schweifenden Sehnsucht nach Freiheit und Glückseligkeit wendet er sich immer entschiedener festen, klar bestimmten Idealen zu; der Wille, die Welt zu richten, verwandelt sich in den Willen, den wahren Zielen der Menschheit zu dienen, an der Verwirklichung menschenwürdigerer und edlerer Zustände mitzuarbeiten. Nicht Niederreißen, sondern Aufbauen wird nun seine Losung — in Würdigung der historischen, der irdischen Bedingtheit aller menschlichen Verhältnisse. Dabei ringt sich aus dem wechselnden Fluß seiner Meinungen jener eine, früh erfaßte Gedanke stets aufs neue siegreich empor, die felsenfest allen Lebensstürmen und Zweifelswogen trotzende Überzeugung, daß eine Harmonie des sinnlichen und geistigen Menschen möglich sei und daß das Gefühl für das Schöne diesen „mittleren Zustand" bewirke, daß die Kunst den Menschen aus den einseitigen und zersplitternden Bestrebungen des Alltages in eine höhere Welt reiner Menschlichkeit hinaufzuführen vermöge.

Auch hier haben sich Gegensätze verschmolzen: Rousseaus rückwärts schauender Naturkultus hat sich mit Montesquieus vorwärts, auf die Segnungen aufsteigender Kultur hin deutender Lehre verbunden. Und ein Neues kommt hinzu: die Hinwendung zur Antike, die Begeisterung für das durch Winckelmann zu neuer Wirkung gerufene Menschheits- und Kunstideal. Eine dunkle Ahnung von den geistveredelnden Einflüssen eines „griechischen Himmels" hat schon den

jungen Dichterphilosophen erfüllt, nun glaubt er in der antiken Menschheit eine historische Verwirklichung seiner alten Sehnsucht und Harmonie zu schauen. Antike Kunst prangt vor ihm in ihrer „Naivität", aber er kann darum die „sentimentalische" moderne Kunst, seine eigene Art, nicht verleugnen. Ein neuer Zwiespalt entsteht aus dem Gefühl des Gegensatzes der entgötterten Gegenwart zu der harmonischen Schönheitswelt der Griechen. Aber das Bild der alten Welt wird dem um den Verlust des Kindheitsparadieses klagenden Dichter der „Götter Griechenlands" zum tröstlichen Symbol einer Idee, zu einer Rechtfertigung des idealen Strebens, das ihn selber bewegt: vor seinem Auge steht das Bild einer Menschheit, in der alle sinnlichen und geistigen Kräfte in freiem, schönem Gleichgewicht wirksam sind — diesem Ideal nachzueifern, wird immer mehr die Aufgabe seines Lebens und seiner Kunst. Aber dieses sein Leben und Wirken kann er gar nicht anders als in Beziehung zum Ganzen denken; der soziale Zug seiner Natur und alle Fragen nach dem Wesen und Wert seiner Kunst weisen ihn auch hin auf das Leben und die Entwicklung der Gesellschaft. Die ganze Gedankenbewegung des jungen Schiller findet in dem philosophischen Bekenntnisgedicht „Die Künstler" einen vorläufigen Abschluß: die Schönheit wird als Anfang, Ziel und Vollendung aller geistig-sittlichen Kultur verherrlicht, die Kunst in ihrer königlich unabhängigen Würde als freie Großmacht neben Moral und Wissenschaft eingesetzt. Eine doppelte Aufgabe, die sie ganz aus eigenen Mitteln erfüllen soll, ist der Kunst mit dem damit gegebenen Programm zugewiesen: Erziehung durch die Schönheit und zur Schönheit!

Nachdem Schiller so mit prophetischem Ungestüm sofort

nach dem äußersten Ziele seiner Daseinsaufgabe gegriffen hat, bereitet er sich durch vertiefte Selbstbildung auf ihre Durchführung vor. Denn der Dichter, so verkündigt bald der Rezensent der Bürgerschen Gedichte, kann uns nichts geben als seine Individualität. Darum muß diese es wert sein, „vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden"; der echte Künstler wird zuerst sich selbst vollenden, ehe er Vollendetes zu schaffen unternimmt. Veredelung, Läuterung, Vervollkommnung der dichterischen Persönlichkeit — diese Aufgabe steht fortan im Mittelpunkte von Schillers Lebensplan und seiner ästhetischen Forderungen. So „lebt" er seine Idee der persönlichen Kultur, ehe er sie wissenschaftlich begründet und als Heilsbotschaft den Menschen verkündet. Er verwirklicht an sich, was er zu lehren unternimmt; er stellt sich mit seiner ganzen Kraft in den Dienst seiner großen Gedanken. Daher ist es begreiflich, daß die Bedeutung seines innerlich erlebten Ideals nicht nur mit theoretischen Maßen bewertet werden kann.

Dem Dichterphilosophen auf allen Wegen seiner Persönlichkeitsentwicklung zu folgen, ist uns hier nicht möglich. Seit den „Künstlern" steht seine Aufgabe fest: was er dort aus ureigenstem Erlebnis dogmatisch verkündet hat, wird ihm jetzt zum Problem tief eindringenden Denkens; was er mit kühner Anschauung im ganzen erfaßt hat, muß er zergliedern und unterscheiden, begrifflich durchforschen und kritisch verstehen, um dann zu einer höheren Einheit der Gegensätze, zu einer geschlossenen Welt- und Lebensanschauung zu gelangen; dem ahnungsvollen Glauben soll die unerschütterliche Gewißheit der fest begründeten Erkenntnis gegeben werden. Mit dieser Absicht tritt Schiller in die Sphäre Kants. Der

Rüstkammer des Königsberger Weisen entnimmt er die begrifflichen Waffen, mit denen er sein neues Reich erkämpfen und behaupten will. Der Jünger eignet sich die Arbeit des Meisters in schöpferischer Weise an: jede neue Erkenntnis wird bei ihm Leben, weil sie sich mit Ideen verbindet, die schon früher in ihm vorbereitet waren; aus jeder frischen Verbindung geht eine neue Tat hervor: Werke, ästhetische Aufsätze, von denen jeder auf weitere Bildungen hinweist, sind die Urkunden von Schillers Selbsterklärung. Seine ganze Arbeit ist darauf gerichtet, der Philosophie realen Boden zu gewinnen, die theoretische Einsicht für das Leben nutzbar zu machen. Kants Freiheitslehre, die Schiller wie einen klaren Widerhall seines eigenen Glaubensbekenntnisses vernimmt, wird zur Grundlage aller seiner Untersuchungen. Mit dem Begriff der Schönheit als „Freiheit in der Erscheinung" schafft er sich ein Organ zur Erfassung nicht nur der natürlichen Gegenstände, sondern auch des Ästhetischen im sittlichen Leben. Die schöne Sinnenwelt wird zum Symbol freier, sich selbst bestimmender Persönlichkeit. „Jedes schöne Naturwesen außer mir ist ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei wie ich!" In dieser Art, das Schöne zum Sittlichen in Beziehung zu setzen und doch beiden Gebieten ihre volle Selbständigkeit zu wahren, darin liegt das Eigen- und Einzigartige der Schillerschen Denkweise schon in diesen grundlegenden Ausführungen.

Von hier aus faßt er die Schönheit, die Freiheit in der Erscheinung des ganzen Menschenlebens. Bei der Auseinandersetzung mit Kants Lehre vom sittlichen Bewußtsein und seinem drakonisch strengen Pflichtgebot entwickelt sich ihm eine neue ästhetische Anschauung des Lebens, sein Ideal des Men-

schentums, in dem sich „Anmut" und „Würde" als Spiegelungen der „schönen Seele" und des „erhabenen Charakters" vereinen. Für das Streben des einzelnen ist damit eine unendliche Aufgabe gefunden. Was aber für das Individuum gilt, hat Bedeutung auch für eine Gesamtheit von Menschen: es muß sich auch anwenden lassen auf das ganze Kulturleben in zielbewußt fördernder Entwicklung, bei der Erziehung des Menschengeschlechts.

Die Aufstellung eines Kulturideals aber hat Unzufriedenheit mit der bestehenden Kultur, hat Kulturkritik zur Voraussetzung. Schiller hat sich des öfteren über die Gesittung seiner Zeit ausgesprochen, ausführlich und zusammenhängend aber an der Stelle, wo er das ganze Problem erschöpfend behandelt: in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Er geht aus von dem Zeitereignis, das wie kein anderes der leidenschaftlichen Teilnahme der weitesten Kreise sicher ist, dem revolutionären Beginnen der Franzosen, den historisch gewordenen Naturstaat mit einem nach bloßen Gesetzen der Vernunft eingerichteten Staate zu vertauschen. Dieses Unternehmen scheint dem deutschen Dichter, dem Ehrenbürger der Republik, in den blutigen Greueln der Schreckensherrschaft kläglich gescheitert, ja seine Ausführung auf absehbare Zeit unmöglich: denn der große Moment fand ein zu kleines Geschlecht. Das Drama der Revolution hat allen, die sehen wollen, die zwei äußersten Enden des Verfalls deutlich offenbart: hier Verwilderung, dort Erschlaffung; „in den niederen Klassen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Bande der bürgerlichen Ordnung entfesseln ... auf der andern Seite geben uns die zivilisierten Klassen den Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters,

die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist." Das Bild dieser „Kultur", das Schiller weiter ausmalt, kommt zu packendster Anschauung durch Gegenüberstellung des leuchtenden Bildes der Griechenwelt. Dort waren Form und Fülle, Arbeit und Lebensfreude eins, Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft vereinigt. Erbärmlich hebt sich von dieser ungebrochenen Ganzheit der antiken Kultur die moderne Zersplitterung und Verkümmerung der Kräfte ab. Im Gegensatz zu der harmonischen Verschmelzung des ästhetischen, wissenschaftlichen, religiösen und staatlichen Lebens der alten Zeit zeigt die neuere nur Zerstückelung und Zerteilung der Lebensbetätigungen. Damals war jeder einzelne ein „Repräsentant seiner Zeit", heute muß man „von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen". „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch der Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft ... Der tote Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtnis leitet sicherer als Genie und Empfindung. Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste."

Ist es nicht, als seien diese Sätze eigens auf unsere Gegenwart gemünzt? Die seelische Not des Lohnarbeiters, des abgehetzten Geschäftsmannes, des Fachbureaukraten und des ganzen modernen Spezialistentums sind damit getroffen.

Und auch die andern Schäden, die Schiller schildert und beklagt, sind mit der zunehmenden Vermehrung und Differenzierung unserer Aufgaben, mit der wachsenden Verwicklung des Staats- und Gesellschaftslebens, mit der Anhäufung äußerer Güter nur größer geworden. Immer mehr geht die Entwicklung darauf hinaus, die Einseitigkeit und Zersplitterung durch außerordentliche Ausbildung der einzelnen Kräfte zu fördern, dem Leben die Einheit zu nehmen. Zwischen Überanstrengung und Betäubung verläuft unser rastloses Leben, Bildungswirren und Gärung auf allen Lebensgebieten charakterisieren unsere Zeit. Kurz, üppiger als je wuchern die Extreme, die Schiller bekämpft. Darum gilt unserer Zeit ebensogut wie dem Zeitalter Schillers seine Kulturkritik, uns aber auch das Ideal einer ästhetischen Kultur, dem er selber nachlebte und das er aus seiner „Menschheit" heraus aufgestellt hat.

Dieses Ideal ist das der Persönlichkeit im tiefen Sinne des Wortes. Wir sollen ganze Menschen, vollebendige Persönlichkeiten werden — dies ist das Ziel. Schiller kann und will auf den Glauben nicht verzichten, daß wir einer neuen Kultur entgegenzureifen vermögen, die allen Gewinn vieltausendjähriger Arbeit mit persönlicher Vollendung verbindet; einer Harmonie, die aus der höchsten Steigerung und Entfaltung der sinnlichen und geistigen Kräfte im Menschen hervorgehen, Herz und Kopf umschließen soll. So erscheint Persönlichkeit zu werden als eine Aufgabe, und alles Menschliche als in der Entwicklung begriffen nach einem unendlich fernen Ziele, das sich in höchstgearteten Individuen jeden Augenblick verwirklichen kann, allen aber auf mühseliger Lebenswanderung glückverheißend, segenspendend vorschweben soll. Hinführen aber zu diesem Ziel, erquicken auf diesem

Wege kann den Menschen allein die Kunst, die Schönheit, die hohe, wahre Kunst, die es nie bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen hat, auf einen augenblicklichen Rausch und Traum von Freiheit und Erlösung, sondern die uns wirklich frei macht und von aller irdischen Last und Pein erlöst. Der durch die wahre Kunst wiedergeborene Mensch ist, biblisch gesprochen, eine neue Kreatur, ein seliges Kind Gottes, ein Herr, der „alle Macht hat", wobei ihn „nichts gefangen nimmt". Wenn Schiller so die Kunst als gestaltende Lebens- und Kulturmacht offenbart, so versteht er darunter nicht etwa Flötenspiel oder Klavierklimpern, nicht Versschreiben oder Malübungen, nicht Außen- oder Innendekoration: künstlerisch zu empfinden und zu denken bedeutet bei ihm, wie Houston Stewart Chamberlain treffend bemerkt hat, eine den ganzen Menschen, das ganze Leben durchdringende Kraft, einen heimlichen, noch unverbrauchten Kraftvorrat, der sich auch dort, wo Kunst, Wissenschaft und Philosophie nicht unmittelbar beteiligt sind, befreiend, umschaffend, reinigend betätigen muß. Dieses schöpferische Vermögen soll der Mensch in sich entwickeln, das „Schöne", der künstlerische Sinn soll zugleich sein Zustand und seine Tat sein.

Wie Schiller den erzieherischen Beruf der Kunst, völkergeschichtlichen Erfahrungen zum Trotz, begründet, formuliert und in Zusammenhang mit allen großen Aufgaben der Kultur setzt, kann hier nicht näher verfolgt werden. Jedenfalls hat vor ihm niemand so klar die Kunst als ein selbständiges, in sich geschlossenes Reich erkannt, so fest dessen Grenzen und dessen Ausdehnung bestimmt, so tief die soziale und politische Funktion, die entwicklungsgeschichtliche Rolle des Schönen gewürdigt. Dies aber sei noch hervorgehoben: das Schillersche

Ideal ist weit entfernt von jeder lebensfremden ästhetischen Schwärmerei, von jedem Schwelgen in pflichtentfremdeter Kunstvergötterung. Vielmehr in allem Ernst und in aller Treue der Pflicht sollen wir ihm nachleben. „Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken", nicht den Menschen träge, schlaff und matt zu machen für die Aufgaben des Lebens, darf die Wirkung künstlerischen Genusses sein. Aber eine Freistatt soll die Kunst dem Menschen bieten, im Reiche des Ideals soll er sich ermutigen und stärken zu neuem Kampfe mit dem Leben. Um ihn zum Siege in diesem Kampfe zu rüsten, dazu bedarf es der Erweckung der höchsten geistigen Kraft im Menschen. Es gilt, ein Ende zu machen mit allen Bestrebungen, deren Zweck es nur ist, das wahre Antlitz der Dinge zu verhüllen: „Stirne gegen Stirne zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit mit den uns umlagernden Gefahren, nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns," ruft Schiller. Zu dieser Bekanntschaft aber mit der unentrinnbaren Notwendigkeit der Schicksalsentwicklung soll uns die tragische Kunst verhelfen. Jedoch nicht verzagen sollen wir bei dem „tragischen Aspekt" der Welt, sondern unserer Freiheit, unserer Geisteskraft inne werden und uns erheben zu tapferer Gegenwehr. Indem sich der Mensch freiwillig den Schicksalsgewalten unterwirft, entwaffnet er sie, indem er die Gottheit aufnimmt in seinen Willen, zwingt er sie herabzusteigen von ihrem Weltenthron. Das Unabänderliche in seine freie Tat zu verwandeln — das ist die höchste Lehre des Freiheitsdichters. Auch sie ist von ihm bewährt in den Kämpfen und Siegen seines Heldenlebens; von dieser höchsten Kraft des Menschenwesens künden die großen Gestalten seiner Tragödie.

Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken

I. Schiller und Kleist

Festrede zum Geburtstage des Dichters, gehalten im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. am 12. November 1911*

Wir leben in der Periode hundertjähriger Erinnerung an die zugleich erhabenste und unseligste Zeit der deutschen Geschichte. In rascher Folge haben sich im letzten Jahrzehnt die Feste gedrängt, die das Andenken der großen Dichter und Denker aus den Zeiten des deutschen Idealismus feierten; dazwischen fiel mancher Gedenktag zu Ehren der Männer und Helden, die vor hundert Jahren das Befreiungswerk vorbereiten halfen. Herrlichste Erinnerungen erfrischten da unser Bewußtsein, aber auch ernst mahnende Stimmen ertönten, trübe Bilder aus den Zeiten der tiefsten Erniedrigung traten vor unsere Seele. In den Jahren 1903 und 1904 gab die hundertste Wiederkehr der Todestage von Herder und Kant weiten gebildeten Kreisen Anlaß, sich darauf zu besinnen, wieviel auch unsere, mehr dem äußeren Wirken zugewandte Zeit den kulturschöpferischen Taten des ganz auf Innerlichkeit gestellten deutschen Idealismus zu verdanken

* Benutzte Literatur: Ferd. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (1908); derselbe, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815 (1906); Ad. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben (1875); Herm. v. Fischer, Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens (abgedr. in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum usw. 1905, I. Abt. XV, 6 S. 443 ff.; K. Lamprecht, Deutsche Geschichte Bd. 9 (1907); Heinr. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert Bd. 1 (1874); K. Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. (1905 ff. und 1909 ff.); derselbe, Schiller der Lebendige (1905).

hat. Diese Gedächtnistage waren wie geschaffen zur Vorbereitung auf das große Schillerjubiläum vom Mai 1905, jenes Totenfest, das die einzigartige Persönlichkeit des Dichters und Denkers dem vorwärtsschauenden und vorwärtsstrebenden Volke als wahrhaft Lebendigen zeigte. Der Schiller-Wiedererstehungsfeier folgte im Oktober 1906 der Tag, der an Preußens Zusammenbruch, an Deutschlands Fall vor hundert Jahren erinnerte, der schmerzliche Gedenktag von Jena. Welche Gegensätze, welch ungeheurer Schicksalsumschlag! Dort in Saal-Athen, im Herzen Deutschlands, dem alten Mittelpunkt des Geisteslebens und der Gewissensfreiheit, hatte sich eben noch die neue deutsche Kultur in mannigfachen Blüten stolz und prächtig entfaltet, und nun sank an derselben Stätte Preußen, der Staat Friedrichs des Großen, in den Staub — das letzte Bollwerk deutscher Unabhängigkeit. Es war für unser Volk aus hundertjährigem politischen Schlummer ein furchtbares Erwachen. Tief eingeprägt blieb ihm seit dieser Stunde die Lehre, daß auch das herrlichst aufragende Geistesbauwerk ohne die Tragpfeiler nationaler Freiheit und staatlicher Macht keinen dauernden Bestand habe, daß zu der geistigen Größe die politische Stärke hinzukommen müsse. Diese Lehre wurde von den Besten alsbald verstanden und gewürdigt, nicht am wenigsten von dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein, dem großen Erneuerer des preußischen Staates, dem die dankbare Erinnerung des deutschen Volkes im Jahre nach der Jena-Gedenkfeier huldigte. Dann kam im Jahre 1910 der hundertste Todestag der allzu früh dahingerafften Königin Luise, jener anmutsvollen fürstlichen Frau, die in den Zeiten der Not und der Schmach die Kraft einer Heldin bewahrt hatte, mit deren Hinscheiden allen Patrioten eine

unwiederbringliche Fülle von auferbauender Liebe entschwunden schien. Wie trostlos, hoffnungsarm und verzweiflungsvoll die deutsche Welt selbst starken Gemütern damals vorkam, daran wird uns aufs neue in wenigen Tagen der sich zum hundertsten Male jährende Todestag Heinrichs von Kleist erinnern, in dessen Werken die politische Leidenschaft und brennende Ungeduld der auf Befreiung Hoffenden ihren gewaltigsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat.

So zeigt sich dem rückwärts gewandten Blick in dem symbolischen Wechsel dieser bald herrlichen, bald trüben Gedenktage noch einmal das ganze Mißverhältnis, das vor hundert Jahren zwischen dem literarischen und politischen Leben unseres Volkes, zwischen den Großtaten der Dichter und Denker und der Ohnmacht des Staates bestand — ein Mißverhältnis, wie es wohl die Geschichte keiner anderen Nation aufweist. Es ist ein wunderbarer Gegensatz: dasselbe Geschlecht, das eine ganz einzige Hochblüte ästhetisch-idealistischer Kultur in unserem Vaterlande sah, erlebte auch den Verfall politisch-realer Macht und Kraft; derselbe Boden, der den stolzen Neubau deutscher Geistesbildung trug, wurde auch erschüttert durch den Zusammenbruch des längst morsch gewordenen Reiches. Unter seinen Trümmern schien selbst die Hoffnung auf staatliche Wiedergeburt für immer begraben, Kunst und Philosophie aber, die der Stolz der Nation gewesen waren, mußten nun der Schuld an dem tiefen Falle sich zeihen lassen. Der Reichsfreiherr vom Stein war überzeugt, und nach ihm haben viele die Anklage wiederholt, daß metaphysische Grübelei und ästhetische Kultur den Deutschen die politische Tatkraft geraubt und sie zum gemeinsinnigen Handeln untauglich gemacht hätten. Kein Zweifel: bei schwächeren Persönlichkeiten

hat damals wie zu allen Zeiten die einseitig übertriebene Hingabe an Kunst und Philosophie eine Einbuße praktischer Fähigkeiten und tätigen Gemeinsinnes herbeigeführt; nichtsdestoweniger aber ist es eine Tatsache, daß die schöpferischen Geister jener literarisch-künstlerischen Blütezeit mitten im Verfall des staatlichen Lebens das als Gefühl und Gedanken ausgebildet haben, was später, unter veränderten Umständen, als befreiende Tat zu wirken berufen war; gerade ihr Walten und Wirken half, die Verjüngung und Läuterung des politischen Lebens der Nation herbeizuführen. Wenn wir uns heute eines neuen, innigen Verhältnisses zum Staate und zum Vaterlande erfreuen, so müssen wir verstehen lernen und dankbar anerkennen, daß ohne die Arbeit der großen, aus dem achtzehnten Jahrhunderte stammenden Geister der Aufschwung des Nationalgefühls und die kräftige Erfassung der Wirklichkeit im neunzehnten Jahrhundert ganz unmöglich gewesen wären. Gewiß, die Dichter und Denker jener Zeit waren dem Staat entfremdet, fast alle freien Köpfe stellten sich feindselig zu ihm oder sie ignorierten ihn, weil sie darin nur eine Schranke oder ein notwendiges Übel erblickten. Aber während sie, weltbürgerlichen Gedanken und Träumen hingegeben, ganz nur der Ausbildung der freien Persönlichkeit lebten und die Volksgenossen zur Wahrung und Mehrung ihres Innersten und Eigensten ermahnten, entwickelten sie ein neues Selbstgefühl und erfüllten den Nationalgeist mit einem ganz neuen Inhalt. Nachdem man sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr von fremder Geistesherrschaft losgerungen hatte, erwuchs aus dem literarischen Wirken der schöpferischen Geister ein zunächst alle gebildeten Stände des zersplitterten Deutschlands umfassendes rein geistiges Zu-

sammengehörigkeitsgefühl, das stolze Bewußtsein, daß man einer großen, selbständigen Kulturnation angehöre. Von dieser, der neuerwachten Kulturnation, aber und dem ihr zugrundeliegenden geistigen Gemeinsamkeitsbewußtsein führen mancherlei Wege zum Staate und zum politischen Nationalbewußtsein hinüber.

Es war ein Entwicklungsgang, der sich an dem Leben keines der führenden Männer jener Zeit besser deutlich machen läßt als an dem Schillers, der seinem Volke voranschritt auf dem Wege von weltbürgerlicher Schwärmerei zur Volks- und Staatsgesinnung. Es war für sein Wesen und Werden nicht gleichgültig, daß er einem Stamme und Lande entsprossen war, in dem, genährt durch stolze Erinnerungen an vergangene Größe und durch gegenwärtige Sorgen um das gemeinsame Wohl, ein gewisser Sinn für politische Dinge auch in Zeiten dentschnationalen Tiefstandes erhalten geblieben war. Weder die Reichsstädter in den winzigen schwäbischen Republiken noch die Bewohner des Herzogtums Württemberg waren gegen die öffentliche Zustände jemals so gleichgültig geworden wie die Deutschen in den meisten anderen Teilen des Reiches. Die Anfänge einer politischen Publizistik sind auf diesem Boden auffallend reich. Aus Ulm stammte Thomas Abbt (1738—1766), der, begeistert von Friedrichs des Großen Taten, einen neuen historischen Ton „Vom Tode fürs Vaterland" (1761) anschlug und in dessen Schrift „Vom Verdienst" (1765) Schiller das echte Gold des Genies gefunden hat. Ein rechter Ritter der Aufklärung war der unstete Bothnanger Pfarrerssohn Ludwig Wekhrlin (1739–1792), der zur Zeit von Schillers Jugend von fremdem Boden aus unermüdlich den kleinstaatlichen Zopf zerzauste

und kecke journalistische Streifzüge auf das von der Bureaukratie als ihre Domäne behandelte soziale und politische Gebiet unternahm. Reichsstädtisch war auch der Schauplatz, den Wieland, damals Stadtschreiber von Biberach, für die Verspottung zeitgenössischen Abderitentums gefunden hat. Im Herzogtum Württemberg aber kam ein politisches Leben im Anschluß an die Kämpfe der Stände gegen fürstliche Willkür, besonders unter Herzog Karl Eugen, zu früher Blüte; der Streit für das „gute alte Recht" hielt das trotzige Selbstbewußtsein der württembergischen Schwaben in jahrhundertelanger Schulung und scharte immer wieder alle Widersacher der absoluten Fürstenmacht wie um ein heiliges Banner. Daher die große Zahl und Bedeutung politischer und staatsrechtlicher Werke, die Württemberg schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufweist. Als Johann Jakob Moser, der unbeugsame Vorkämpfer der landständischen Rechte, im Jahre 1759 zu fünfjähriger Kerkerhaft auf den Hohentwiel gebracht wurde, war er längst Deutschlands gepriesenster Staatsrechtslehrer. Sein Sohn und Mitarbeiter Friedrich Karl erreichte in dem nämlichen Jahre — es war Schillers Geburtsjahr — den Höhepunkt seiner staatswissenschaftlichen Schriftstellerei mit seinem nachher viel gefeierten Buche „Der Herr und der Diener"; derselbe ging in seinem Büchlein „Vom deutschen Nationalgeiste" (1765) den Spuren des alten Reichspatriotismus nach. Es ist auch kein Zufall, daß das Interesse für politische Entwicklung von einem geborenen Stuttgarter, dem Göttinger Professor Ludwig Timotheus Spittler, auf die Geschichtschreibung übertragen wurde; daß gerade schwäbischen Dichtern, wie dem Tübinger Oberamtmann Johann Ludwig Huber, dem mit Albrecht von Haller

befreundeten Eberhard Friedrich von Gemmingen, dem Herderverehrer Gottlob Hartmann und dem feurigen Klopstockjünger Johann Jakob Thill, ein ungewöhnlich starker Zug zum politischen Leben eigen war. Sie alle aber werden überragt durch Christian Daniel Schubart, der als Dichter und Schriftsteller und Musiker, Deklamator und Redner eine hinreißende Wirkung ausübte und auch auf den jungen Schiller den mächtigsten Einfluß gehabt hat: Recht und Freiheit, Vaterland und Deutschtum, Tugend und öffentliches Wohl machen das Pathos seines Dichtens und Wirkens wie das jener anderen Männer aus, und Durchdringung der Poesie mit Zeitgehalt blieb für die schwäbische Dichtung auch späterhin charakteristisch.

An diese Reihe schließt sich Schiller als der Größte an, als der geborene Dramatiker, dessen Blick auf die historische und soziale Welt, den handelnden Menschen des öffentlichen Lebens, auf der Menschheit große Gegenstände, die Kämpfe um Herrschaft und um Freiheit früh gerichtet ist. Vom ersten Tage seines Aufwachens offenbarte sich in fast erschreckender Weise diese herrschende Richtung und Kraft seines Geistes, die Macht eines Willens, der an sich selber die Wunden und Leiden erfahren hat, unter denen das despotisch geknechtete Volk seufzt. Weil der junge Dichter fühlte und erkannte, daß sein persönliches Geschick nur ein Teil und eine besondere Form des Leidens seiner Volksgenossen, der Not der Menschheit war, deshalb durfte er in den „Räubern" die Erlebnisse und Konflikte seines Helden zu sozialen, zu allgemeinen steigern. Aus einer Familiengeschichte, die ihm in den Weg gekommen ist, gestaltet er eine Menschheitstragödie, entfaltet er namens der beleidigten sittlichen Weltordnung eine ver-

nichtende Anklage gegen die verrotteten Zustände der Zeit, gegen die ewig wiederkehrenden Vergewaltigungen des Individuums durch drückend enge gesellschaftliche Verhältnisse. Damit aber gibt Schiller schon in seinem löwenmäßigen dramatischen Erstling dem Sehnen der Zeit nach einer neuen Welt gewaltigen Ausdruck: aus den Räubern leuchten die Zornaugen des deutschen Jugendidealismus, flammt der Protest eines im Mitgefühl für die Brüder aufs tiefste verletzten Gewissens. Wie sehr Schiller mit seinem überschäumenden Jugendwerk den Nerv seiner Zeit getroffen und zum Vibrieren gebracht hat, das beweist am besten der geschichtliche Gang jener Ereignisse, die sich ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen der „Räuber" auf den Straßen von Paris abgespielt haben: in Karl Moors Rache- und Richterplänen scheint die zur Anarchie führende Revolution mit ihrem Recht, ihrem Irrtum und ihrer verhängnisvollen Tragik vorweggenommen. Und wie hier, so lebt und webt der junge Dichter in allen seinen Jugenddramen mit seinem ganzen Herzen in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens; der handelnde Mensch, der wild um sich greift, der voll revolutionären Dranges sich selber ausleben und die arge Welt umkehren möchte, ist jedesmal sein erkorener Held. Der Ruf „in tyrannos" klingt in „Fiesko", dem republikanischen Trauerspiel, und in „Kabale und Liebe", dem ergreifenden Bilde verächtlicher Kleinstaaterei, noch mächtig nach. Furchtbarer konnte die politische Großmacht der Zeit, der Fürst mit seinen Höflingen und Schranzen, nicht gerichtet werden, als durch die Verachtung, mit der selbst die Mätresse den Despoten verschmäht. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, Schiller habe durch die Art, wie er den Musikus

Miller dem allmächtigen Minister entgegenstellte, das geduckte Bürgertum erst auf die Höhe der Tragödie erhoben, es zum Gefühle seiner Entwürdigung gebracht und zum Bewußtsein seiner Mannheit aufgerüttelt. Das Wort vom Männerstolz vor Königsthronen gehört auch hierher, jenes Wort, das mit dem jubelnden Hymnus an die Freude, dem Hohenliede schrankenlosen, Millionen umschlingenden Weltbürgertums, in die deutsche Welt drang.

Als Schiller seinen Freudenhymnus dichtete, war er aus dem Gären seiner Jugend zu größerer Ruhe und Klarheit schon durchgedrungen. Bittere Lebenserfahrungen, helfende Freundesliebe und fruchtbare Studien hatten ihm zu innerer Selbstbefreiung und Selbstklärung verholfen. Von der Kritik schritt er zum Aufbau, vom Angriff zur Verkündigung einer neuen Botschaft. Er erkannte immer klarer, daß mit zügelloser Freiheit dem einzelnen nicht geholfen sei, daß aus ihr stets wieder neue Willkür erwachse. Zur Freiheit muß Selbstzucht und Selbstbeschränkung hinzutreten, wenn die natürliche Individualität den Adel der Persönlichkeit empfangen will, wenn dauernde, auch für das Ganze nutzbringende Werte geschaffen werden sollen. Dazu aber — dieser Gedanke schob sich den radikalen Forderungen Schillers unter — dazu ist es notwendig, daß der Staat der Einzelperson Raum schaffe zu ihrer dem Sinne der neuen Zeit entsprechenden Entfaltung. Von wem aber konnte im Zeitalter des aufgeklärten, dem Volke wohlwollenden Despotismus die Erfüllung dieser Sehnsucht erwartet werden, wenn nicht vom Fürsten, dem irdischen, alles vermögenden Gotte? Von König Philipp fordert daher Posa, der edle Schwärmer, „Gedankenfreiheit", von ihm erwartet er die Herstellung

jenes Zustandes, der die volle Entwicklung der Einzelperson erlaube. Freie, schöne Menschlichkeit im Bürgerhause und auf Königsthronen, Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße — dies war das Ideal des von allgemeiner Völkerbeglückung weltbürgerlich schwärmenden Dichters. Seine allumfassende Menschenliebe greift hier auf das politische Gebiet über; sie will die Völker befreien, indem sie den Staat auf Menschenwürde zu begründen unternimmt — zwei Jahre vor der Erklärung der Menschenrechte in Frankreich. Der Don Karlos aber ward auch Schillers Abschiedslied von seiner Jugend und ihren Träumen, der Schwanengesang des austönenden 18. Jahrhunderts mit seinen weltbeglückenden Ideen, seiner Begeisterung für die ewigen Menschheitsrechte.

So sehen wir schon in dem jungen, noch ganz von kosmopolitischen Ideen erfüllten Dichter einen Führer des emporstrebenden Volkes, einen Vorkämpfer alles vorwärtsdrängenden Lebens. Aber es wäre grundfalsch, die Vorstellung von Schiller allein nach diesen Jugenddramen sich zu bilden, wie es häufig von denen geschieht, die in Schiller nur einen feurig pathetischen Parteigänger für die ewigen Menschheitsrechte sehen. Das Bild des Schwärmers paßt nicht zu dem Schiller, den wir aus seiner reifen Tragödie kennen. Zwischen dem Erscheinen des Don Karlos und der Vollendung des Wallenstein liegt ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren. In diese Zeit fällt die gewaltigste Lebenstat Schillers. Von Beifallsjubel umrauscht, vom Erfolg emporgetragen, hält er inne mitten auf seiner Bahn, um sich auf sich selbst zu besinnen: der große Läuterungsprozeß, der sich im Don Karlos angekündigt, soll vollzogen werden. Das tief innerliche Bedürfnis, einer Welt freier, sittlich sicherer, adliger und natür-

licher Menschen entgegenzuführen, leitet den Dichter auf einen langen, harten Weg der Selbstbildung, der ihn zur Kulturhöhe der Zeit führen soll. Bis dahin hat er, erst in revolutionärem Ansturm, dann mit reformatorischen Forderungen, das Heil von außen erwartet. Nun tritt eine völlige Wendung ein. Der Gedanke kehrt sich um: Entwickle in dir trotz aller hemmenden äußeren Verhältnisse jede menschliche Kraft, füge dich in das Notwendige still und fest, aber stelle in dir und nach deinen Kräften das vollkommene Bild der Menschheit dar, dann muß ja endlich aus der Selbstzucht starker, freier Persönlichkeiten die bessere Zeit hervorgehen. Schiller hat an sich selbst zuerst den heiligen Ernst bewiesen, den er von anderen verlangte; er hat das Ideal, das er aufstellte, selbst gelebt. In dieser selbstbildnerischen, selbstumschaffenden Arbeit eines Jahrzehnts hat er die Schranken seiner Natur und Bildung durchbrochen, hat der mit Not und Tod Ringende ein Beispiel der Selbstentsagung und Selbstbeherrschung ohnegleichen gegeben.

Zuerst lernte er durch seine geschichtlichen Studien und Arbeiten die großen Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft vorurteilslos erfassen; sein phantasievoller Idealismus reinigte sich unter der klärenden und beruhigenden Betrachtung der Wirklichkeiten des Lebens von allen schwärmerischen Elementen. Ganz anders als einst der Dichter des Fiesko erkannte der Verfasser der Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Krieges die großen Mächte des Völkerdaseins, die Ursache und Bedeutung der Geistesbewegungen und die historische Stellung der großen Persönlichkeiten. Nun ausgerüstet mit dem Sinn für die realen Kräfte, sah er das Menschenleben in seinen tatsächlichen Wur-

zeln und Bedürfnissen, aber auch in seinen idealen Möglichkeiten. In zahlreichen Stellen seiner Geschichtswerke bezeugt sich ein erstaunlicher realpolitischer Sinn, ja oft eine geradezu macchiavellistische Auffassung des staatlichen Lebens und Regiments, aber alle Erkenntnis der herben Wirklichkeiten und Notwendigkeiten des geschichtlichen Lebens vermochten seinen Glauben an den letzten Sieg des Guten und Göttlichen nicht zu erschüttern. Auf diesen Glauben zog er sich um so mehr zurück, je gewaltsamer der Sturm der erlebten Geschichte den Schleier zerriß, den der Dichter in schönem Wahn um seine Zeit geschlungen hatte. Mit dem ganzen Stolz der Aufklärung hatte er in seinen „Künstlern" die Größe der Zeit noch verherrlicht:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Der Gang der französischen Revolution zerstörte diesen Wahn; vor den blutigen Greueln der Schreckenszeit versanken alle goldenen Träume. Schiller brachte einem Volke, das die Ketten der Tyrannei abzuschütteln versuchte, gewiß seine besten Sympathien entgegen; er fühlte sich auch frei „von kleingeistigem Schauder vor Neuem und Ungewöhnlichem". Aber von Anfang an vermochte er in den überschwenglichen

Jubel des politisch harmlosen Geschlechts seiner Zeit nicht einzustimmen: das verheißungsvolle Morgenrot, das über dem Himmel von Frankreich aufging, konnte den nüchternen Blick des Historikers über die harten Tatsachen des geschichtlichen Lebens nicht hinwegtäuschen. Seine Ahnung, daß der große Moment ein kleines, unwürdiges Geschlecht finden werde, bestätigte sich: ein Volk, das in namenlosen Greueltaten den ersten Gebrauch von seiner Freiheit machte, schien ihm dieser nicht wert und nicht fähig. Jene Ideen von Menschenfreiheit und Völkerbeglückung, die einst Posa vor dem Throne Philipps ausgesprochen und die nun drüben in Frankreich zum Leben zu erwachen schienen, konnten von einer rohen, zügellosen Masse nicht zur Erfüllung gebracht werden. Voll Abscheu wandte sich Schiller, den die französische Nationalversammlung eben noch (am 26. August 1792) zum Ehrenbürger Frankreichs erkoren hatte, von den Königsmördern und Heiligtumsschändern ab. Wenn er während des Prozesses, den die Jakobiner dem unglücklichen König Ludwig XVI. machten, noch daran gedacht hatte, mit einer Denkschrift zugunsten des Gefangenen im Tempel einzugreifen, so verzichtete er nach dessen Hinrichtung (21. Januar 1793) völlig darauf, jene „richtungslosen Köpfe" zu beeinflussen. Mit prophetischem Blick schaute er voraus, daß die französische Republik — eine Wirkung der Leidenschaften, nicht ein Werk der Weisheit — ebenso schnell wieder aufhören werde, wie sie entstanden sei; die republikanische Verfassung werde in Anarchie übergehen, und früher oder später ein kräftiger Mann erscheinen, er möge kommen, woher er wolle, der die brausenden Wellen beschwören und sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen werde.

Wir dürfen die Sicherheit dieser Intuition bewundern, eine seltsame Erscheinung dabei aber nicht übersehen, eine Erscheinung, die uns Schiller wie alle seine Freunde noch völlig in nationaler Sorglosigkeit, in weltbürgerlichen Ideen befangen zeigt. Als die verheerende Flut der Revolution über die Grenzen des Reiches zu brechen begann und ein Stück deutschen Bodens nach dem andern wegriß, da erscholl weder aus der unverwüstlich gleichgültigen Masse noch aus dem Kreise der führenden Geister ein Schrei der Entrüstung über das, was wir heute als nationale Schmach empfinden würden. In ruheseliger Gelassenheit schaute man dem gewaltigen Schauspiel zu, wenigstens solange die Not einem nicht gerade auf dem Leibe brannte, solange man sich, etwa gleich Goethe, wohl geborgen fühlte in der inselgleich abgeschlossenen nordischen Masse. Im Oktober 1792 fiel die Reichsfestung Mainz in die Hände des Generals Custine. Gerade an diese Stadt hatte Schiller als Freund Dalbergs, des zukünftigen Mainzer Kurfürsten, längst besondere Hoffnungen geknüpft. Nun schmerzte es ihn, daß seine „mainzischen Aspekte" zweifelhaft wurden, aber gleich seinem Dresdener Freund Körner, dem Vater des Dichters, tröstete er sich in der Zuversicht, daß der kriegerische Erfolg und das Gefühl der Stärke den siegreichen Franzosen „einen neuen moralischen Schwung" geben werde. Auch Wilhelm v. Humboldt schwankte in ähnlicher Weise zwischen Enttäuschung alter Hoffnungen und neuen Erwartungen. Nur ungern hätte er die Franzosen geschlagen gesehen, denn, so schrieb er an Schiller: „Ein edler Enthusiasmus hat sich doch jetzt offenbar der ganzen Nation bemächtigt." Auch den Philosophen Fichte focht der Verlust deutschen Landes wenig an.

„Glaubt Ihr," so fragte er 1793 spöttisch, „daß dem deutschen Künstler und Landmann so viel daran liege, daß der lothringische und elsässische Künstler und Landmann seine Stadt und sein Dorf in den geographischen Lehrbüchern hinfüro in dem Kapitel vom deutschen Reiche finden?"

Alle diese Männer vergaßen die politischen Grenzen des Staates, sie wußten, daß es (in kulturellem Sinne) eine Deutschheit und eine Nationalität gebe, aber sie wollten davon nichts wissen, daß eine „Staatseinrichtung" auch eine „Nationalanstalt" sein könne. Wie das ganze an die Zerrüttung des Heiligen Römischen Reiches gewöhnte Geschlecht jener Tage, waren auch seine Größten von nationalpolitischen Erwägungen, von Staatsgesinnung und Einheitsempfindung noch fern. Um diese zu entwickeln, mußten erst neue Geistesbewegungen und noch größere Erschütterungen des Vaterlandes kommen. Einstweilen stand gerade für die Hochgesinnten und Weitherzigen nur die weltbürgerliche Allgemeinheit in Frage, das Wohl und Wehe, der Rückgang oder Fortschritt der gesamten Menschheit. Der letztere aber erschien aufs innigste verknüpft mit der Erziehung und Bildung des Individuums zu wahrer Humanität.

In Frankreich war der Revolution mit ihrem Umsturz alles Bestehenden der Versuch mißlungen, den Staat der Not durch den Staat der Vernunft zu ersetzen. Er hatte nach Schillers Ansicht mißlingen müssen, weil er verfrüht war. Dem „praktischen Kosmopolitismus" wurde dieser durch solche Erfahrungen entfremdet. Indem er nun die Absicht eines unmittelbaren publizistischen Eingreifens in die politische Entwicklung aufgab, entzog er sich aber nicht, wie man gemeint hat, dem Leben und den öffentlichen Aufgaben durch eine

Flucht ins Reich der Träume; sein nie ermüdender, niemals verzagender Geist nahm vielmehr den Kampf mit der Welt von einer anderen Seite auf, er bahnte sich einen neuen Weg zur Wirkung auf die Menschheit, die ihre Unreife und innere Unfreiheit durch ihre politischen Handlungen so erschrecklich bloßgestellt hatte. Der Bau einer wahren politischen Freiheit bleibt ihm „das heiligste der Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur, aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann". Eine Umwandlung der Seelen von Grund aus, eine Erziehung der Bruchstücksmenschen zu ganzen, vollen Persönlichkeiten muß der Errichtung des neuen Staates vorausgehen, da dieser nur aus einer Gesellschaft von Individuen hervorzugehen vermag, von denen jedes zu voller Selbstbeherrschung durchgebildet und darum der Mitherrschaft würdig ist. Politische Freiheit also ist das große Ziel, aber mit bloßer politischer Freiheit wird es nicht getan sein; dazu muß eine entsprechende soziale Ordnung kommen. „Der Mensch", sagt Schiller, „ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll."

Es würde zu weit führen, wollten wir auch das Mittel prüfen, mit dem Schiller das Zeitalter aus seiner Verderbnis herausführen zu können glaubte. Dies war bekanntlich die ästhetische Erziehung des Menschen, ein Thema, das er in Briefen entwickelt hat, die die Summe seiner Existenz und

die tiefsten Ergebnisse seiner jahrelangen philosophen Studien enthalten. Niemend hat die Gefahren einer ästhetischen Erziehung weniger verkannt als Schiller; handelt doch davon eine besondere Schrift. Der Wert seiner Entdeckung bleibt ewig unverlierbar: die Vollendung des Menschen wird niemals durch einseitige Entwicklung einer Kraft, eines Triebes erreicht werden, sondern nur durch möglichste Hebung des gesamten Menschenwesens. Schiller lehrt, was er selbst erlebt hat, als ein reifer Mann, der die harte Selbstverständlichkeit der Dinge, aber auch die hohen Ziele und Möglichkeiten eines starken Willens kennt: das ideale Leit- und Gegenbild des vollen und ganzen Menschen, das er gegenüber allen Verkümmerungen des modernen Lebens aufstellt, steht in vollem Einklang mit seinem eigenen, zu solcher Höhe hinaufgeläuterten Wesen. Es ist ein aristokratisches Ideal, aristokratisch nicht im Sinne von Stand, Geburt und Reichtum, von Vorurteilen und selbstsüchtigen Interessen, sondern im Sinne adelnder Arbeit und inneren Wertes, die sich den ärmlichsten und schwierigsten Verhältnissen zum Trotz durchsetzen können. Dieser Idealismus ist also auch im edelsten Sinn demokratisch; er ist auch seinem innersten Wesen nach politisch, wie der ihm entspringende Erziehungsgedanke, da er nicht Schöngeister, sondern vollkommene Bürger des Staates heranbilden will. Allen, die das heilige Feuer dieses Idealismus hüteten und schürten, nicht am wenigsten Schiller, haben wir (nach einem Worte Heinrich v. Treitschkes) es zu verdanken, „daß es noch immer ein Deutschland gab, als das Deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung der freien Persön-

lichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor".

Diesen Staat freilich konnte der Sohn einer Zeit, deren Bürger zu wirklicher politischer Tätigkeit noch nicht berufen waren, nicht erschauen und nicht beschreiben. Vorerst war es genug, daß er die einzelnen zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit erzog, daß er freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen an den Dienst der Idee und Aufgehen des Einzelwillens im großen Ganzen forderte. In den „Räubern" hatte der Dichter Gewalt gegen Willkür gesetzt und die verderbte Gesellschaft dem stürmischen Freiheitsbegehren seines großen Verbrechers geopfert; Marquis Posa, der das Jahrhundert seinem Ideal nicht reif gefunden, hatte sich auf sich selbst und die kommenden Geschlechter zurückgezogen; nun aber wollte der reife Denker, im Gefühl inniger Verbundenheit mit der Gegenwart, dahin wirken, daß das „Jahrhundert" sofort selbst die Arbeit der Selbstzucht in Angriff nehme, daß es die Verwirklichung der Idee versuche, selbst wenn damit „eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert" gegeben wäre. Von schwärmendem Schweifen in unbegrenzt wogenden Gefühlsweiten war so der Weg gefunden zur sittlich geordneten Realität, zur Erkenntnis bestimmter Ziele und Zwecke, deren Erfüllung entschlossene Tatkraft und männliche Begeisterung erheischten. Wie früher schon der Historiker, so führte nun auch der zum Drama zurückkehrende Dichter die Mitlebenden auf die großen Schauplätze geschichtlicher Taten und Manneskämpfe, erwies er ihnen die Großpolitik der Völker als einen vollwertigen Gegenstand des poetischen Bewußtseins, und gewöhnte so das im Kleinlichen lebende Volk, dem großen Atem der Geschichte

zu stehen. Selber festgewurzelt im deutschen Boden, in der Enge kleiner Dorfstädte lebend, über Mitteldeutschland kaum hinausgekommen, durchwanderte er mit kühner Phantasie die Weiten der Erde und der Weltgeschichte; wie ein Eroberer überflog sein Geist die Schranken der Nationen, deren Ringen er durchprobte, und tauchte „auf des Denkers freigegebenen Bahnen" in den Kreis der ganzen Welt hinein. Er sah die Händel und Geschicke der Völker mit dem Seherblick, der alles weiß, was auf Erden geschieht, und weitete so auch den verengten Horizont eines Volkes, dem schon bald große Aufgaben gestellt werden sollten. Er lebte als prophetisch mahnende, zu hohen Zielen treibende Stimme im lebendigen Teil seines Volkes, und was als dunkle Ahnung in der Volksseele webte und strömte, das schaute sein heller Blick voraus; was aus trüber Gärung zur Klarheit rang, das hat dieser Gewissenskündiger oft zu leuchtendem Ausdruck gebracht. Schon in seinen Jugenddichtungen kam, wie wir gesehen haben, diese Empfänglichkeit Schillers für das keimende Leben der Zeit zu überraschender Geltung. Wie eine Vorahnung kommender Schicksale und Heldentaten klingen uns seine Worte in der Einleitung zur Geschichte des Abfalls der Niederlande: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist auch unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Taten rufen." Auch im Wallenstein atmet der Geist der Zeit, auch er ist ein prophetisches Werk und wurde als solches von den Hellhörigen unter den Zeitgenossen (z. B. Charlotte von Kalb) empfunden. Das kampfbewegte Ende des 18. Jahrhunderts — der dämonische Korse, „des Lagers Abgott und der Länder

Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn, der, von der Zeiten Gunst emporgetragen, der Ehre höchste Staffel rasch erstieg und, ungesättigt immer weiterstrebend, der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel" — dies alles spiegelt sich deutlich im Wallenstein. Wenn solche Vorausdeutungen auch zufällig scheinen und auf bewußtes Streben nicht zurückzuführen sind, so entspringen sie doch den tiefsten Quellen, einem ahnungsvollen Erfassen der in der Zeitgeschichte wirkenden Kräfte. Diesem historisch-politischen Sinn aber, der so scharfe Witterung für die allen Bewegungen zugrunde liegenden Kräfte besaß, konnte es auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß unter den Mächten, die alles Menschsein und Menschwerden bedingen, keine stärker ist als das Volkstum; daß in ihm wie in dem edlen Selbstgefühl der Nationen der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen; daß jeder einzelne mit ehernen, naturhaften Banden an ein bestimmtes Volk gebunden und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist; daß der Adel freier Menschenbildung nur in einem freien Volke erblühen kann und daß nur aus der kräftig gewahrten und entwickelten Eigenheit der Völker, auf dem Grunde der Natur, die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker ihrer Verwirklichung entgegenzureifen vermag.

Wie wurde nun der Vaterlandsgedanke, die nationale Idee in dem Dichter wieder lebendig, der, gleich den Besten und Größten seiner Zeit, dem Ideal eines schrankenlosen Weltbürgertums lange ausschließlich gehuldigt hatte, dem so etwas wie Nationalstolz als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschienen war? In dem Gemeinzustande des in Hunderte von „Vaterländern" und Zufallsstaaten zerrissenen Heiligen Römischen Reiches war nichts ge-

geben, was dem Drang ins Weltbürgerlich-Weite nachhaltig hätte als Gegengewicht dienen können. Wie so oft das nationaldeutsche Empfinden auch noch unserer Tage, wurzelte auch Schillers wachsendes Gefühl für die alle Deutschen umfassende Nation in einem starken stammheitlichen Bewußtsein, in einer angeborenen natürlichen Liebe zur engeren Heimat. Der einem altwürttembergischen Geschlechte Entsprossene ist immer ein guter Schwabe gewesen, voll treuer Anhänglichkeit an sein Schwabenland und dessen, wie er sagt, „gutartige und kraftvolle Rasse". „Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwab, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig", schrieb er im Juli 1793 an seinen Freund Körner. Gerade über dieses engere Vaterland aber flutete seit der Mitte der neunziger Jahre immer gewaltiger die Verheerung dahin, und die Sorge um das geliebte Heimatland ließ nun das Herz Schillers nicht mehr zur Ruhe kommen. War der deutsche Schriftsteller unter dem Eindruck der revolutionären Entartung in Frankreich, durch den Gegensatz romanischen Wesens zum Bewußtsein und zur Aussprache seiner germanisch-innerlichen Auffassung großer Kulturfragen gedrängt worden, so wurde nun aus dem Grunde seiner unverwüstlich deutschen Persönlichkeit in einer Kreuzung von Freiheitsbewußtsein, politisch-historischer Erkenntnis und Heimatgefühl der Vaterlandsgedanke neugeboren. Schon 1788 war Schiller zu seiner Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis deshalb bewogen worden, weil ihn die große sittliche Idee freiwilliger Aufopferung für das Vaterland zu der Heldin hinzog, und die Worte des der Heimat beraubten Königssohnes Polynices: „Zum Vaterland fühlt jeder sich gezogen" hatten bei

der Lektüre der Phönizierinnen in dem Herzen des Flüchtlings einen schmerzvollen Widerhall gefunden. Aus eigenem Erleben erklingt der neue Ton der Vaterlandsliebe bei Schiller zuerst in einem Gedicht, das wir als ein Erzeugnis seiner wieder mächtiger sich regenden Liebe zur engeren Heimat ansehen dürfen, im Spaziergang:

> Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schlägt in tausend
> Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
> Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
> Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Und immer mehr erfüllte sich der Freiheitsdichter, während sein Geist ganz auf die vergangene historische Welt gerichtet war, mit dem Pathos der gegenwärtigen Ereignisse, die schicksalsgewaltig über Völkerleid und Völkergröße entschieden. Die Arbeit am Wallenstein schärfte Schillers Blick auch für das verwandte Treiben seiner Zeit. In der vorgestellten Welt seiner Dichtung wird der Vaterlandsgedanke lebendig. Der vaterländische Ton erklingt im Prolog zum Wallenstein, er macht sich geltend im Gewissen des Helden selbst, der nicht von sich sagen lassen möchte, daß er „Deutschland zerstücket hab', verraten an den Fremdling", er glüht auf im Lied von der Glocke und wächst in der Jungfrau von Orleans flutend an zu einem Hochgesang auf Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre. Jedem vertraut sind die Verse, in denen zum ersten Male eine stolze Empörung und ein heiliger Zorn hervorbrechen, schlagende Worte, die mit Wucht an den verschütteten Quell nationalen Empfindens pochen, die ein gesunkenes, zersplittertes Volk zum Gefühl seiner Kraft und Ehre wieder aufrichten. Diesem wirkungsvollen Bild der aus ungebrochenem Volkstum erwachsenden Erlösungskraft

liegt sicherlich keinerlei Tendenz zugrunde, keine bewußte Absicht des Dichters, seinen Zeitgenossen etwa eine patriotische Lehre zu geben. Sein Ziel ist die ästhetische Empfindung, die Wirkung auf das Gemüt durch Darstellung großer, erhebender Ereignisse. Aus der Stimmung, die Schillers Werk hat Schaffen helfen, ist später dem deutschen Volk ein neues, besseres Selbstbewußtsein gereift. Wie die Jungfrau selbst aus dem Staube leichtfertigen Hohnes, den Dichter wie Voltaire über sie ausgeschüttet, emporgerichtet ward, so ward auch der Vaterlandsgedanke, den sie verkörpert, aus der Nacht der Vergessenheit wieder ans Licht gehoben. Gottgewollt und der Natur entsprechend, wie das jungfräuliche Heldenwerk, das lernte man dann verstehen, ist auch die scharf begrenzte Eigenart der Völker, und heiligstes Recht und höchste Pflicht einer Nation ist der Kampf für Volkstum und Vaterland, für den Boden, auf dem allein die Kraft der freien Persönlichkeit und die Ernte der allgemeinen Menschheit reifen kann.

Damit ist aber der Kreis von Schillers politischem Vorstellen und Empfinden noch nicht völlig umschrieben. Wir besitzen unter seinen dramatischen Entwürfen den Plan zu einem Themistokles; da findet sich zur Bezeichnung der Stimmung, in die diese Tragödie getaucht werden soll, der Satz: „Inniges Bürgergefühl gegenüber einem ruhmvoll wachsenden Staat, Begeisterung für das öffentliche Leben." Ganz unmittelbar ist da also die Absicht des Dichters ausgesprochen, eine politische Existenz zu gestalten, die zu allen weltbürgerlichen Träumen in schneidendem Widerspruche steht: der nationale Gedanke erscheint als der Träger und Inbegriff alles menschlich Wertvollen, die bürgerliche Gemeinschaft als berechtigt, jede Kraft und alle Liebe des einzelnen für sich in Anspruch

zu nehmen. Dem überschwellenden Tatendrang der ehrgeizigen Persönlichkeit wird damit ein Ziel gewiesen, das den Deutschen jener Tage ganz aus dem Bewußtsein geschwunden war. Die Freude am Staat, die Leidenschaft mannhaften Wirkens für die Volksgenossenschaft soll verherrlicht werden, ein Glück also und eine Tugend, zu deren vollwertiger Erkenntnis die in politischen Jahrhundertschlummer Versunkenen erst durch den Druck der Fremdherrschaft und den Donner der Freiheitskriege aufgeweckt worden sind.

Was in diesem Entwurfe nur geplant ist, hat in Schillers letztem vollendeten Drama, im Wilhelm Tell, seine Ausführung gefunden. Hier erleben wir, wie zersplitterte Volksteile zum einheitlichen Volke werden, wie ein von außen und innen bedrücktes Naturvolk zum Selbstbewußtsein erwacht und zur Selbstbefreiung schreitet, voll Demut vor den waltenden Gesetzen, erfüllt von Ehrfurcht vor dem Gewordenen und aufglühend in freudigem Opferwillen für das gemeinsame Heil. Der Akt politischer Befreiung ist zugleich eine Tat sittlicher Selbstbeherrschung — dieses Volk ist reif für den lebendigen Anteil am Staate, es hat sich aus eigener Kraft, im verantwortungsvollen Bewußtsein seiner Pflichten und Rechte, zur Würde freien Bürgertums erhoben. Mit dem Erwachen des Volkstums aber, das sich selbst seine Freiheit schafft, nimmt der Freiheitsgedanke auch die entschieden nationale Wendung. Daher der Mahnruf: „Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, ... hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!"

Daß auch in dem Dichter selbst, nicht bloß in seinen Dichtungen während der letzten Lebensjahre eine neue, deutsche, nationale Gesinnung lebendig geworden ist, dafür besitzen wir mancherlei Zeugnisse. Seinem Stolz auf die Würde der

deutschen Kunst, auf die Selbständigkeit der deutschen Dichtung gab er gerade in den Zeiten des vaterländischen Niederganges in manchen Versen Ausdruck; durch den Verkehr mit Ausländern, wie Frau von Staël, fühlte er sich stets aufs neue in seiner Deutschheit bestärkt. Zu Napoleon stand Schiller anders als Goethe, der in dem Feinde des Vaterlandes nur die geniale Persönlichkeit sah. Als alle Welt dem Zauber des siegreichen jungen Heerführers sich gefangen gab, ließ sich Schiller von dem neuen Gestirn nicht blenden. „Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider", war und blieb sein Urteil trotz seines Versuches, sich für den „Helden der Zeit" irgendwie zu interessieren. Die Folgezeit hat dem Mißtrauen Schillers nur zu recht gegeben. Er selbst zwar sollte die schlimmsten Zeiten nicht mehr erleben, aber er sah noch den „republikanischen Helden" nach Krone und Purpur greifen, er sah ihn zum allesbeherrschenden Tyrannen sich auswachsen und erlebte die entscheidenden Akte in dem jammervollen Drama deutscher Selbstzerstörung und Selbstentwürdigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Gerade aus diesen Zeiten besitzen wir von Schiller ein merkwürdiges Schriftstück, das dafür zeugt, daß ihm auch im politischen Jammer seines Volkes, trotz des Zusammenbruchs einer tausendjährigen Welt, der Glaube an die Würde deutschen Wesens, an die große Bestimmung der Nation nicht abhanden gekommen ist. Ja, je tiefer diese gesunken scheint, desto siegesgewisser erhebt sich des Dichters Zuversicht; selbst am Grabe des Reiches pflanzt er die Hoffnung noch auf:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn.

Auf die Frage: „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen — darf er sich fühlen und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?“ — auf diese Frage antwortet Schiller voll stolzen Vertrauens auf die noch schlummernden Volkskräfte: „Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampfe hervor, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich [man vergesse nicht: es war das alte, heilige römische, zersetzte und zerfetzte Reich] und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt im Charakter der Nation. Dieses Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus.“ Indem er die bedrückten Brüder an das erinnert, was ihr Volk in guten Tagen geleistet:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach,

indem er sie stolz macht darauf, daß vor allem in ihrer Sprache das Tiefste und Flüchtigste, Geist und Seele, ausgedrückt seien, richtet er die Gedemütigten auf. „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen,“ ruft er den Deutschen stolz tröstend zu, „die Zukunft Europas liegt in Deutschland!“ Er warf den kühnen Gedanken hin:

Des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,

und setzt erklärend hinzu: „So wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit. ... Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte; doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden. Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen." Darum:

Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Der des Briten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz.

In diesen Mahnrufen zur „Deutschheit" ist nichts von ängstlich sich abschließender Beschränktheit. Die vaterländische Idee vereint sich vielmehr im Bewußtsein Schillers trefflich mit allumfassendem Bildungsstreben. Die Kluft zwischen dem nationalen Patriotismus und dem weltbürgerlichen Humanitätsgedanken löst sich in der erhabenen Gleichung, daß die deutsche Nation die eigentliche Menschheitsnation sei. Denn: das ist eben des Deutschen hoher Beruf, in völkisch bedingter, persönlicher Kultur zugleich das Ideal des Weltbürgertums zu erfüllen, den reinsten Spiegel der Menschheit zu bilden. Darum soll er nichts von allem, was menschlich gut und schön ist, von sich fern halten, sondern das Beste und Erhabenste von fremden Völkern empfänglichen Geistes sich aneignen. Dann wird seine Kultur die Entwicklungen aller anderen Nationen in sich einschließen, dann wird sie sein wie ein mächtiger Baum, festgewurzelt,

im Kern gesund, mit breit ausladender, in die Lüfte reichender Krone.

Ein Zug in diesem Glaubensbekenntnis könnte uns, die wir in ein festgefügtes nationales Staatswesen hineingeboren sind, wie eine Vermessenheit oder wie ein bloßer Irrtum anmuten: es ist der Gedanke, der auch in dem Xenion „Deutscher Nationalcharakter" ausgedrückt ist:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!

Was uns ein Irrtum scheint, der Gedanke, daß die Kultur und der Charakter einer Nation unabhängig seien von ihren politischen Schicksalen, war für die Großen jener Zeit, für Goethe so gut wie für Schiller, für Fichte nicht minder als für Wilhelm v. Humboldt, für diese beiden wenigstens in den Jahren vor 1806, eine Wahrheit von religiöser Kraft. Jene Geister mußten eben ganz in der Höhe leben, einmal befreit von dem Drucke der störenden Wirklichkeit, um jenen Gemüts- und Geistesschatz ausbilden zu können, der für die folgenden, der Wirklichkeit wieder zugedrängten Geschlechter eine unversiegliche Quelle der Verjüngung werden sollte. Jener Mangel war eine notwendige Voraussetzung der Arbeit des klassischen Zeitalters: das Individuum „mußte", wie Friedrich Meinecke in seiner Schrift „Das Zeitalter der deutschen Erhebung" sagt, „erst in sich ausgeweitet und geschmeidig gemacht werden, um das reale Leben in der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und seiner Anforderungen in sich aufnehmen und bewältigen zu können."

Daß Schiller übrigens, gleich Fichte und Wilhelm v. Humboldt, den Weg zum konkreten Staate gefunden, daß er die Notwendigkeit einer neuen, festen Staatsform für den Dauer-

bestand der idealen Güter unter der wachsenden Not der Fremdherrschaft erkannt und bekannt hätte, dafür bürgt uns sein realpolitischer Geschichtsblick, sein männlicher Sinn, seine im Tell und in anderen poetischen Bekenntnissen bewährte Gesinnung. Er wäre der erste gewesen, der von der Knechtschaft zur Freiheit, vom ohnmächtigen Gewährenlassen und vom schlaffen Dulden zum Wollen und zur Tat mit Einsetzung aller Kräfte gerufen hätte. Als im August 1813 Schillers Söhne an dem großen Befreiungskampfe teilzunehmen zauderten, da schrieb Frau Karoline v. Humboldt an ihren Gatten, der sich in den Jahren der Not vom Weltbürger zum Patrioten, vom beschaulichen Selbstbildner zum handelnden Staatsmann entwickelt hatte: „Der Vater dieser jungen Leute wäre selbst mitgegangen, lebte er noch und hätte einen Rest von Gesundheit."

Doch, wie dem auch sei: der Geist Schillers blieb lebendig und beseelte ein junges Geschlecht von Sängern und Helden mit der Kraft des Widerstandes, des Selbstvertrauens und des Opferwillens. Die patriotische Poesie, die bald nach des Dichters Tod, im Jahre 1806, wieder erwachte und mit der wachsenden Not brausend anschwoll, erklang im Tone Schillerschen Aufschwunges, sie nahm wieder teil an den großen, allgemeinen vaterländischen Bewegungen. Allen voran aber, an dichterischer Kraft und gewaltiger Leidenschaft die ganze Schar überragend, stürmte ein Einziger, Eigener und Einsamer, — Heinrich von Kleist. In seinem kurzen Leben drängt sich noch einmal die ganze Entwicklung vom schwärmenden Weltbürgertum zum leidenschaftlichen Erfassen des Vaterlandsgedankens zusammen, und in seinem Schaffen strahlt der leidenschaftlich durchlebte Konflikt zwischen den

Rechten der einzelnen Persönlichkeit und den Forderungen des Staates wider. Der junge Kleist hat so leidenschaftlich, wie nur irgendein Stürmer und Dränger der vorhergehenden Generation, alle Rousseaustimmungen, die Sehnsucht nach Natur und Freiheit, durchlebt, sich als Weltbürger gefühlt und unter den Fesseln des Herkommens gelitten. Mit seiner ganzen heißen Seele rang er nach Wahrheit, war er auf Bildung, auf Entwickelung und Vervollkommnung der eigenen Seele bedacht. Aber die Idee des Volkstums und ihr Recht, das Vaterlandsgefühl und der Staatsgedanke, alles das, was Schiller nur allmählich und oft nur ahnungsweise erfaßt hatte, was Gelehrte wie Arndt und Fichte auf den weiten Umwegen des Nachdenkens sich erobern mußten, das besaß dieser Sprößling eines alten brandenburgischen Soldatengeschlechts im tiefsten Grunde seines Gemütes von Haus aus. Schon 1805, als noch alles in trügerischer Sicherheit sich wiegte, fühlte er mit Schmerz und Ingrimm das Unglück des Vaterlandes voraus, und er liebte dieses Vaterland, weil es sein Vaterland war. Aber selbst nach dem Zusammenbruch, als er so schwer wie nur irgendeiner unter der Schmach Preußens litt, erschienen ihm Kunst und Leben noch als zwei entgegengesetzte Pole. Seine Dramen „Amphithryon", „Der zerbrochene Krug" und „Penthesilea" sind von jedem politischen Pathos noch völlig unberührt. Da, auf einmal, als die politische Gärung in Deutschland und Österreich durch die spanische Erhebung einen mächtigen Anstoß erhalten hatte, sprang Kleist mit seiner „Hermannsschlacht" auf die politische Bühne, mit jener Tragödie des Feindeshasses und der Vaterlandsliebe, in der das lebendigste Zeitempfinden mit poetischer Gestaltungskraft den innigsten

Bund geschlossen hat. Der Dichter wird zum Agitator und Propheten, ohne irgendwie auf die Würde des Künstlers zu verzichten. Wie ein Volk sich befreit von aufgedrungener Fremdherrschaft, das ist, wie von Schillers Tell, das Thema der Hermannsschlacht, deren Held freilich von ganz anderen Leidenschaften bewegt ist als der Schillersche. Der willensstarke, zielbewußte, mit allen Mitteln das vaterländische Heil erstrebende Realpolitiker der modernen Zeit ist da schon vorgebildet. Und das Thema der Hermannsschlacht wird dann variiert in einer Reihe von Liedern und Schriften, unter denen die gewaltige Hymne „Germania an ihre Kinder" an elementarem Pathos der Rache und des Hasses alle anderen übertrifft. Für die Form dieser Ode ist Schillers Lied „An die Freude" das Vorbild gewesen, jener Hymnus, in dem der feuertrunkene Weltbürger die Millionen liebend umschlingt. Kleist aber läßt die Empfindungen seiner Volksgenossen alle in einem mächtig flutenden Strome zusammenschmelzen: das Vaterland und nur das Vaterland — dafür gilt es zu leben und zu sterben in dem Kriege gegen den verhaßten Überwinder. Und schließlich erscheint als das letzte Ergebnis der Selbsterziehung Kleists, „wie ein ergreifendes Symbol großer historischer Wandlungen", das reifste Drama des Dichters, sein „Prinz von Homburg": zwischen Gesetz und Willkür, zwischen Staatsgebot und persönlichem Gefühl erhebt sich der alte Widerstreit, aber der Träumer, der da zum Manne reift, wird auch aus einem bloß instinktiv und blind Gehorchenden ein seiner selbst sicherer Diener des Staatsgebotes. Die Sehnsucht aller aber nach der Befreiung Preußens von der Fremdherrschaft löst sich in das Wort: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

So stellte der zum Patrioten gewandelte Kosmopolit seine Muse ganz in den Dienst des mit voller Bewußtheit erfaßten nationalen Gedankens. Vom Weltbürgertum zum Vaterland war der letzte entscheidende Schritt getan, von Rousseau zu Bismarck war die Bahn eingeschlagen. Daß aber in Kleist, diesem preußischsten aller deutschen Dichter, dem Verherrlicher brandenburgischen Soldatengeistes und Waffenruhms, zugleich der freie Geist der deutschen Bildung, das große Erbe der idealistischen Zeit, lebendig war, erscheint uns heute wie ein glückverheißendes Symbol. Die beiden Mächte der deutschen Geschichte, aus deren gegenseitiger Ergänzung und Durchdringung schließlich der deutsche Staat hervorgehen sollte, feierten in der Gestalt Kleists zum ersten Male eine herrliche Allianz. Unter seinen Zeitgenossen stand er, ein Zufrühgekommener, einsam und unverstanden. Allmählich nur, aber um so fester hat sich seine Bedeutung ins Bewußtsein der Nation eingeprägt. Uns ist es heute gewiß: wenn wir Schiller danken für alles, was er unserem Volke auf dessen Werdegang zur Nation bedeutet hat, so dürfen wir des eigenwilligen Jüngeren nicht vergessen, dessen mächtige Dichterseele kein glühenderes Verlangen trug, als dem Staate und der Nation sich darzubringen. Kleist fiel, wenn auch von eigener Hand, als ein Opfer im Vorkampfe für Vaterlandsgröße und Vaterlandsfreiheit.

II. Wilhelm und Karoline von Humboldt

Die Umkehrung von weltbürgerlichem zu nationalem Idealismus war das große, wunderbare Erlebnis der deutschen Volksseele um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. In Schillers Entwicklungsgang haben wir das

Werden eines neuen, aus geistig-kulturellen Quellen genährten Gemeinsamkeitsbewußtseins, sich spiegeln sehen. Den ganzen Weg aber vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken, vom Reiche der Ideen zur Welt des politischen Handelns und Gestaltens, vom deutschgesinnten Kosmopoliten zum nationalen Staatsmann zurückzulegen, war einem Manne beschieden, der, wie kein anderer, das höchste Glück und den reinsten Genuß in der freien Entfaltung der inneren Welt, im Erkennen und Austausch der „Ideen" gefunden hatte: Wilhelm von Humboldt. Für eine politische Laufbahn schien Humboldt weder durch seine Anlagen und Neigungen noch durch seinen Bildungsgang berufen zu sein. Ganz auf Innerlichkeit gestellt, schien er von der Natur zu einem beschaulichen Dasein in sich bestimmt, war er nur um Erhaltung und Ausbildung seiner Individualität bemüht, deren Wesenskern in einer innigen Durchdringung der Verstandes- und Gefühlskräfte bestand. Unter den Einflüssen der Berliner Aufklärung, einer kühlen und trockenen Verstandeskultur, herangewachsen, war der weiche, träumerische, zu romantischer Schwärmerei neigende Jüngling in anregende Berührung mit empfindsamen Kreisen geraten, jener Gefühlsbewegung, die zu der nüchternen Verständigkeit den Gegensatz und die Ergänzung bildete. Aus der Berliner Atmosphäre mit ihren verkümmernden Entwicklungsbedingungen retteten ihn Universitätsstudium, Reisen, Freundschaften, aber weit mehr noch der Liebesbund mit einem gleichgestimmten und doch ihn ergänzenden weiblichen Wesen, mit Karoline von Dacheröden. Was diese beiden Menschen in einer fast vierzigjährigen Ehe einander geworden sind, wie sie sich gegenseitig stützten, hoben und förderten in hochgestimmter, auf unerschöpfliches

Nehmen und Geben gestellter Liebe, das haben sie früh und spät in wunderbaren Ausdrücken der Dankbarkeit bekannt. Schon als Braut und noch stärker nach der Verheiratung, die am 29. Juni 1791 stattfand, fühlte Karoline, daß sie in den Kreis einer unermeßlichen geistigen Existenz eingetreten sei, und Humboldt spürte, daß ihm durch die geliebte Frau die Rettung seiner Individualität zuteil geworden sei. Er machte, wie er einmal schrieb, auf Talente, Wissen, Gelehrsamkeit keinen Anspruch, aber „auf den Vorzug, Mensch und gebildeter Mensch zu sein". Diesen Grundzug seines Wesens hatte Karoline mit dem Scharfblick der Liebe, mit der Sicherheit des wahlverwandten Genius erfaßt: sie erkannte die Fülle seiner entgegengesetzten Gaben und Neigungen, seine vielseitige Empfänglichkeit für alle möglichen geistigen Strömungen und Erscheinungen, aber auch sein unbeirrbares Streben, alles Erlebte und Erkannte zu harmonischer Klarheit und Einheit in seiner Persönlichkeit auszugleichen. Darum paßte sie sich in beseligender Hingabe ganz seinen geistigen und seelischen Bedürfnissen an und suchte, ihn in beglückender Verschmelzung ihres eigenen inneren Lebens mit dem seinen zur Höhe seines Selbst emporzuleiten. Da der Geliebte, noch in der Brautzeit, sich bewußt ward, daß die Fesselung durch einen äußeren bestimmten Beruf ihm die Erfüllung seiner eigentlichen höheren Aufgabe unmöglich mache, sprach sie zuerst, seinen geheimsten Wünschen zart begegnend, den Gedanken aus, er möge zunächst auf eine amtliche Laufbahn verzichten. Und so zog er sich nach kurzer Tätigkeit als Referendar am Berliner Kammergericht ins Privatleben, in die Einsamkeit von Burg-Örner und Auleben, zweier Güter des Vaters v. Dacheröden, zurück, um an der Seite der

jungen Gattin ganz der eigenen Ausbildung und Vertiefung zu leben. Auf Wirkung „ins Große und Ganze" wollte er damit nicht für immer verzichten; aber eine solche Wirkung schien ihm nur dann möglich und wertvoll, wenn einer vorher sich selbst zum Kunstwerk, zum Quell lebendiger Kraft gemacht habe. Sein Plan ist ihm aufs wunderbarste gelungen. Unter geschichtlich-politischen, philosophischen und ästhetisch-philologischen Studien und Arbeiten, im Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten, wie Friedrich August Wolf und Dalberg, als Vertrauter Schillers und als Freund Goethes, auf kleinen und großen Reisen genügte er jenem reinsten und tiefsten Bedürfnis seiner Seele. Schließlich aber, als er aus Spanien und Paris nach fünfjährigem Reiseleben mit reicher Ausbeute in das tätige Getriebe der Heimat zurückgekehrt war, erwachte doch auch in ihm wieder die Sehnsucht nach einer festen Berufstätigkeit, nach einer solchen freilich, die ihm neben dem wohltätigen Zwang geregelter Arbeit genug Freiheit ließ, seiner Selbstvollendung weiter zu leben. Das Glück war dem vom Schicksal Begünstigten auch hierin hold: in dem Augenblicke, da er ernstlich den Plan einer Rückkehr in den Staatsdienst erwog, war eine Stelle frei, die einzig unter allen seine Neigungen und Wünsche zu befriedigen geeignet war: der Gesandtschaftsposten in Rom. In Italien zu reisen, in Rom zu leben, war schon lange Humboldts sehnlichster Wunsch, und so nahm er mit Freuden die ihm angebotene untergeordnete diplomatische Stellung an. Am 25. November 1802 fuhr er mit den Seinen durch die Porta del Popolo in die Stadt ein, die alles Beste seines Wesens zur Blüte und Reife bringen sollte. Sein Posten gefiel ihm, weil er dadurch mit der Welt des Handelns und der Wirk-

lichkeiten in Berührung kam, ohne der Welt der Ideen und der Dichtung entzogen zu werden. Rom ergriff und befriedigte alle Seiten seines Wesens, seinen Hang zu intellektueller Beschaulichkeit wie seine geschichts- und sprachphilosophischen Neigungen, seine Liebe zur griechischen Menschheit und Kunst, seinen Sinn für bedeutende Persönlichkeiten wie für stimmungsvolle Naturbilder. In der ewigen Stadt sah der Sinnende den Mittelpunkt der alten und neuen Welt, einen Spiegel der Weltgeschichte und des in dieser waltenden göttlichen Geistes. Rom mit seinen melancholischen Trümmern entzückte und fesselte den von der Nichtigkeit aller irdischen Wirklichkeit tief Überzeugten so sehr, daß er hoffte, an dieser Stätte seine Tage beschließen zu können. Leben und Tod vereinigten sich, den ästhetischen Idealisten in dieser Stimmung und Gesinnung zu bestärken. Humboldts schlichtes Heim im Palazzo Tornati ward der gastliche Sammel- und Mittelpunkt eines geistig und künstlerisch reichen Kreises, in dem sich seine Gattin Karoline, die Anmutige und Liebreiche, aufmunternd und anregend, aufrichtend und fördernd bewegte. Da kamen und gingen fürstliche und andre hochgeborene, berühmte und interessante Gäste; da fanden Gelehrte und Künstler, Diplomaten und Reisende gastliche Aufnahme und geistvollen Gedankenaustausch. Vor allem Bildhauer und Maler, wie Thorwaldsen, Rauch, Schick und andere, erfuhren von dem preußischen Gesandten und seiner Frau viele Beweise verständnisinniger, hilfsbereiter Fürsorge, unermüdlicher Teilnahme an ihrem Streben und Schaffen, an ihren Leiden und Freuden, an ihren alltäglichen Sorgen und außerordentlichen Triumphen. Was die beiden für ihre lieben Künstler taten, empfanden sie nicht als schweres Opfer; denn ihnen

selbst war solche Hingabe die Quelle reinster Freuden und edelster Genüsse. Dieselbe Stätte aber, die sie in den Wonnen der Schönheit schwelgen ließ, die ihnen die reichste Lebensfülle bot, bereitete ihnen durch häusliches Leid, durch herbe Verluste auch schier unverwindliche und doch heiligende Schmerzen. Auf dem römischen Friedhof bei der Pyramide des Cestius ruhten seit der Mitte des August 1803 die sterblichen Überreste ihres lieblichsten und geliebtesten Sohnes Wilhelm und ihnen zur Seite die des im zartesten Alter im November 1807 verstorbenen Sohnes Gustav. Durch die stille Ruhestätte seiner Kinder fand sich Humboldt nur um so mehr an den römischen Boden mit seiner sanften Melancholie gefesselt, wo selbst Pein und Leid ihre niederziehende Schwere zu verlieren schienen. Nichts zog ihn in die Heimat zurück. Denn auch Schiller, dem er sich verwandt und verbunden gefühlt wie keinem sonst, Schiller, der einzige, der Humboldts sehnende Gedanken von den Ufern des Tibers nach den Ufern der Saale und der Ilm zu lenken vermocht hatte, war seit dem 9. Mai 1805 tot.

„Rom mit Willen nie wieder zu verlassen", das war Humboldts Entschluß, wie er den Freunden im Vaterlande wiederholt ankündigte. Ein stilles häusliches Glück in arbeitsreicher Muße auf seinem politisch nicht stark belasteten Posten war alles, was er für sich wünschte; ein Ruheplätzchen an der Cestiuspyramide neben dem Liebling seines Herzens bildete das letzte Ziel seiner Hoffnungen. Die Stürme, die unterdessen verheerend über Deutschland dahinbrausten, Österreich niederbeugten, das Reich auflösten, vermochten ihn nicht sonderlich zu erschüttern; selbst das Wetter, das sich über dem preußischen Staat zusammenzog, konnte das Herz des

im erhabenen Reiche der Ideen Lebenden zunächst nur zu wehmütiger Resignation stimmen. Seine Wünsche für sein bedrohtes Vaterland erhoben sich lange nicht höher als auf die Wiederherstellung des Friedens; das Schicksal des gefährdeten preußischen Staates schien dem kühlen Beschauer im Hinblick auf die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht allzu bedeutungsschwer. Obwohl ihn die Kunde von der Niederlage bei Jena mit niederschmetternder Wucht traf, so glaubte er noch im August 1807, sich über das Unglück hinwegsetzen zu können mit dem Gedanken, daß es „unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen Geschichte" von untergeordnetem Interesse sei, ob ein politisches Gebilde so oder so bestehe. Seinen Trost aber fand er bei den Alten und „in diesem schönen, süßen melancholischen Lande". Und doch war und empfand Humboldt deutsch mit jeder Faser seines Wesens. Er liebte deutsche Art und Kunst, deutsche Sprache und Kultur, er war von Stolz erfüllt auf deutschen Geist und deutsche Denkweise. Gerade der Aufenthalt im Auslande hatte in ihm diese „Deutschheit" gestärkt, und die vergleichende Betrachtung des fremden Wesens hatte ihm den Blick geschärft für das eigne Volkstum, so daß es ihm in seinen Eigenheiten, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen, deutlicher hervortrat. Gleichwohl war seine Anhänglichkeit an deutsche Art die des Weltbürgers geblieben, dem sein Mangel an Staatssinn und nationalpolitischem Bewußtsein erlaubte, sich, selbst in Zeiten vaterländischer Not, als unparteiischen Beurteiler der übrigen Völker und als Vermittler zwischen den Kulturen der alten und der neuen Welt zu fühlen. Eine Vaterlandsliebe in unserm heutigen Sinne, eine gefestete Volks- und Staatsgesinnung hatte Humboldt nicht, konnte

sie ebensowenig haben wie die besten seiner Zeitgenossen. Denn in dem Gemeinzustande des in Hunderte von „Vaterländern" zerrissenen Heiligen Römischen Reiches war nichts gegeben, was jenem Drang ins Weltbürgerlich-Weite nachhaltig hätte als Gegengewicht dienen können. Ein deutscher Staat war nicht vorhanden; das von einem Wöllner regierte Preußen aber, das Preußen, in dem Rosenkreuzer und Geisterbanner ihr Wesen trieben, hatte in dem jungen Humboldt den politischen Sinn nicht zu wecken vermocht, sondern ihn nur mit Abscheu vor zahlreichen staatlichen Einrichtungen erfüllt. Den weltbürgerlich gesinnten Deutschen zum staats- und nationalbewußten Preußen, zum praktischen Staatsmann zu wandeln, dazu bedurfte es des vollen Zusammenbruchs des Vaterlandes. Mußte mit dem Staate nicht auch die Geisteskultur, deren Schutz und Schirm jener gewesen war, der Vernichtung anheimfallen? Wo blieb das Idealreich, wenn die Stätten, auf denen es sich erhoben, zertrümmert waren, wenn die Menschen, die es erbaut, geknechtet am Boden lagen? Aus solchen Fragen wuchsen neue Erkenntnisse und mit diesen der Drang, in energischer, aufopfernder Arbeit dem sinkenden Staate wieder emporzuhelfen. Und so mußte sich Humboldt in der Reife seiner Bildung entschließen, den Wert seiner Ideale durch die Tat zu erproben und den Gewinn seines scheinbar nur auf Selbstgenuß angelegten Strebens für den Staat nutzbar zu machen. Es galt, im Sinne von Schillers Theorie der ästhetischen Briefe in einem großen Beispiel den Beweis zu führen, daß die Bildung durch das Schöne, ernstlich, gewissenhaft und mit vollem Glauben ergriffen, zu der Tatkraft und Sittlichkeit endlich doch zurückführe, die sie zu untergraben drohte.

Was der weltbürgerliche Humanismus gesät hatte, sollte der „Deutschheit", dem eigenen Volk zum Segen heranreifen. Mit einem Wort: Die Weimarer Ideale sollten lebenzeugend in die Wirklichkeit hineingebaut werden.

Freilich, nicht ganz ohne Kampf sollte der Übergang aus der freier Selbstbildung gewidmeten Muße in die strenggebundene Amtstätigkeit erfolgen. „Rom aufzugeben", so hatte einst Humboldts ausgezeichneter Biograph Rudolf Haym gemeint, „kostete ihn kaum einen Entschluß." Aber neue Dokumente, die erst vor kurzer Zeit ins Leben getreten sind, untrügliche Selbstzeugnisse, haben uns anders belehrt: es ist das von einer Enkelin des Ehepaares, Anna von Sydow, herausgegebene (auf sieben Bände berechnete) Werk: „Wilhelm und Karoline v. Humboldt in ihren Briefen" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Dieser Briefwechsel, der im dritten Bande am Tage nach der schmerzlichen Trennung von Rom wieder einsetzt, fügt zu den Vorgängen und Krisen die persönlichen Stimmungsfarben hinzu, gibt zu dem Text der Entschlüsse und Taten gleichsam die musikalische Begleitung. Mit herbem Trennungsschmerz tat Humboldt „den großen Schritt über den Ponte Molle", als er am 14. Oktober 1808, begleitet von seinem kränkelnden Sohne Theodor, in Privatangelegenheiten nach Deutschland reiste. In vier Monaten spätestens gedachte er wieder in Rom zu sein, aber Schmerz und Sehnsucht wuchsen, je weiter er sich von der Stadt herbsüßer Erinnerung entfernte und je mehr die Hoffnung auf baldige Rückkehr schwand. Aus der Fülle des Lebens fühlte er sich aber um so mehr herausgerissen und wie an eine öde, winterliche Küste verschlagen, als er der belebenden Wärme und Nähe des einzigen Wesens entbehren mußte, dem er

sich rückhaltlos hinzugeben gewohnt war, dem er den unentbehrlichen Genuß eines ideenreichen Gespräches alltäglich verdankt hatte: seiner Frau. Solche Gefühle begleiteten ihn auf der Reise durch Italien, deren Hauptstation Venedig war; sie begleiteten ihn über die Alpen und in das deutsche Land hinein. „Ach, es wird mir unendlich schwer werden," heißt es in einem Briefe aus der Lagunenstadt, „Dich alle die langen, langen Monate zu entbehren. Du warst immer so gut und so lieb und erheitertest mir jeden Augenblick. Wenn ich Dir amüsant schien, war es erst, weil Du mich froh machtest. Aber die schöne Zeit wird ja wiederkommen, und mein liebster Gedanke auf meiner ganzen bisherigen Reise ist immer der gewesen, wie viel schneller ich reisen werde, um Dich noch vor Deiner [im April 1809 zu erwartenden] Niederkunft zu finden." Als er in München, im geselligen Hause des altbefreundeten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi Rast macht, drängt ihn der Anblick deutscher Frauen und das Gefühl für die eigene Gattin zu einem Vergleich mit der von den Münchener Freunden vielbewunderten Frau von Staël: diese erscheint ihm „nicht innerlich, nicht natürlich und nicht idealisch genug", um ihr Werk „Über Deutschland" gebührend schreiben zu können; Karoline aber, erfüllt von reinstem Liebesvermögen und fähig, eine Sache bloß um ihrer selbst willen zu tun und zu umfassen, steht vor ihm als der Inbegriff der Deutschheit: „Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes deutsch Du bist, und wie sich in Dir klar und bestimmt zeichnet, was die Grundlage des Besten und Höchsten in unserem Denken und Empfinden ist. Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form

in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir." Aber in München fällt ihm bei jeder neuen Begegnung mit interessanten Menschen auch ein: „Das ist keines Römers Schritt!" Der junge Kronprinz von Bayern, der nachmalige König Ludwig I., gewinnt sein Herz durch die rührende Liebe, den Enthusiasmus, womit er an Rom hängt. Und so werden alle Personen und Örtlichkeiten, zu denen sein Herz ihn führt, von Humboldt mit den Römern und Rom verglichen. In diesem Heimweh nach der Stadt, die ihm die fruchtbarsten und reichsten Stimmungen gebracht hatte, offenbarte sich die Scheu des Mannes vor einem Bruch mit seinem ganzen bisherigen Leben, mit seinem Bildungsideal, das von ihm forderte, sein Wesen zur höchsten Stufe der ihm erreichbaren Vollkommenheit emporzuläutern.

Von München reiste Humboldt über Landshut, Nürnberg und Bamberg nach Thüringen. Am 11. November war er in Erfurt, „gerade vier Wochen nach der traurigen Abreise aus Rom" und nach dem Ablauf des Erfurter Kongresses, der die Fürsten und Geistesheroen Deutschlands zu den Füßen des korsischen Emporkömmlings versammelt hatte. Im Hause seines Schwiegervaters fand Humboldt lästige französische Einquartierung, deren Ansprüche dem an die „Gesandtschaftsgröße" seines Papas gewöhnten kleinen Theodor gar nicht gefallen wollten. Auf jenen, den Vater, aber stürmten nun schlimme Sorgen ein; was er in München bei Jacobi schon gerüchtweise vernommen hatte, wurde ihm nun bestätigt: Die Gesandtschaft Preußens in dem von französischen Truppen besetzten, mit Umwälzungen bedrohten Rom sollte eingehen, der Gesandte selbst in der von Stein neugebildeten Regierung

als Leiter der Abteilung für Kultus und Unterricht verwendet werden. „Durch den Aufenthalt in Rom", so schreibt er aus Erfurt angesichts der neuen staatsmännischen Aufgaben, „bin ich viel bestimmter geworden, und alles hat sich klarer und reiner in mir geschieden; ich habe mehr gelernt, fest zu wollen oder rein aufzugeben, und bin dadurch ruhiger und glücklicher in mir und milder, als ich sonst oft war, gegen andre geworden.... Allein dennoch leugne ich nicht, daß ich mich vor der Möglichkeit, dauernd hier bleiben zu müssen, fürchte. Könnte ich ein, zwei Jahre eine bedeutende Tätigkeit ausüben und dann dorthin zu Dir zurückkehren, so finge ich es mit Mut an. Aber wenn das Handeln keine Wichtigkeit hat, ... wenn nur das Hinrinnen des Lebens, wie es mit uns in Rom war, das eigentlich Bedeutende ist, dann ist es schrecklich, das schönere, ja das einzig schöne Element gekannt und genossen zu haben und nun zu entbehren." Hier spricht Humboldt es selbst aus: Das Handeln hatte für diesen Idealisten kein ursprüngliches Interesse, es galt ihm als etwas Untergeordnetes gegenüber der Stimmung und der Beschaffenheit des Innern! Ihm fehlte die Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, die Freude an aufregender Arbeit und an äußern Erfolgen, der glühende Ehrgeiz, die unmittelbare Begierde des Tatmenschen, in den Lauf der Dinge frisch und derb einzugreifen. Von Natur mehr zur Betrachtung geneigt, hatte er sich jeden „einseitigen Eifer" abgewöhnt und sich mehr im Überschauen des vielgestaltigen Lebens geübt als an der Beseitigung seiner Gebrechen versucht. Er wußte aber genau, daß einer nicht „zugleich Schauspieler und Zuschauer sein kann". Bei solchen Zweifeln, die aus der Klarheit seines Selbstbewußtseins geboren wurden, mußte

Humboldt sich fragen, ob das, was er dem Gemeinwesen zu leisten imstande wäre, das Aufgeben seiner eigentlichen Existenz, das Opfer seines Strebens nach individueller Vervollkommnung wert sein würde.

In Weimar endlich, wo er Weihnachten 1808 mit Goethe zubrachte, erreichte Humboldt der amtliche Ruf. Nun galt es die letzte Entscheidung. Sollte er seiner Neigung, seinem persönlichen Glücksbedürfnis folgen, die zur Ablehnung drängten? Aber derselbe Idealismus, der den Zaudernden in den Konflikt gestürzt, führte ihn auch zum Siege. Am Grabe Schillers, des „größten und schönsten Menschen", den Humboldt je gekannt zu haben gesteht, muß ihn wie ein bestärkender Hauch der Gedanke angeweht haben, daß selbst inmitten des äußersten Verfalls die Hoffnung nicht sinken dürfe, daß nur fröhliche Zuversicht und unerschütterlicher Glaube an die inneren Kräfte den Staat zu retten vermöchten. Der schmerzliche Blick auf die tragischen Zustände des Vaterlandes forderte seine Widerstandskraft, sein Vertrauen auf das „immer siegende Gute" heraus; die überall sich offenbarende Unsicherheit wurde ihm zum Beweggrund, „mutiger zu streben", „sich mehr zu fühlen" und diese tapfere Gesinnung verbreiten zu helfen. In seiner politischen Jugendschrift, den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", hatte er den Staat für ein notwendiges Übel erklärt; nun erkannte er den Staat als den einzigen Ort der Rettung und ward sich seiner unlöslichen Zugehörigkeit zum Staate im Innersten bewußt. Vor kurzer Zeit noch war ihm das Schicksal Preußens wie andere Dinge ein Gegenstand kühler Betrachtung gewesen, wenige Wochen im Vaterland hatten

genügt, um ihm jede Gleichgültigkeit gegen dessen Wohl und Wehe als ehrlos erscheinen zu lassen. Bald lautete die Frage für ihn nicht mehr, ob er wirken müsse, sondern ob die Umstände ihm erlaubten, Nützliches zu wirken. „Mangel an Vaterlandsliebe, Verlassen der Unglücklichen", Teilnahmlosigkeit „an der jetzigen in hohem Grade sorgenvollen Lage" wollte er sich unter keiner Bedingung nachsagen lassen. Gewiß, er fühlte sich dem ihm angebotenen Amte noch immer nicht recht gewachsen, und Kultusleiter zu sein, „Gelehrte zu dirigieren", schien ihm „nicht viel besser als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben", aber das alles konnte nicht den Ausschlag geben. „Man tut im Leben", so bekennt er, „oft etwas andres als das, wozu man ursprünglich berufen war, und wirkt oft schon durch seine bloße Gegenwart. Ich werde also vorzüglich meine Aufmerksamkeit darauf richten, ob man in der Tat Vertrauen auf mich setzt, ob dem Könige, seiner Umgebung an meinem Bleiben gelegen ist. Ist es das, so nehme ich an." Zur Annahme wurde Humboldt von vielen Seiten ermuntert. Goethes alter Freund Karl Ludwig von Knebel z. B. sprach sich entschieden dafür aus. „Er verlangte absolut, daß ich die neue Stelle unbedingt und sogleich annehmen sollte, und nannte das Gegenteil ganz unpatriotisch und egoistisch. . . . Die Menschen tun jetzt, als wenn niemand in Preußen mehr ohne mich lesen lernen könnte." Und als er das Amt wirklich übernahm, priesen alle, die ihn kannten, den Entschluß. Humboldt sah sich bei seiner Ankunft in Berlin „mit großer Glorie aufgenommen" und empfing Beweise allgemeinen Vertrauens. „Meine Stube", so meldete er nach Rom, „ist bis jetzt nur leer geworden, wenn ich zugeschlossen habe. Es ist nur

eine Stimme, daß man niemand anders als mich will, Wolf [der berühmte Philolog] und andre drohen öffentlich, wegzugehen, wenn ich wirklich nicht bleibe. Einige Schulen haben mich schriftlich ausdrücklich gebeten, anzunehmen. Ja, man ist noch mehr und sogar mit Vorwürfen in mich gedrungen." Allmählich gewann Humboldt die beruhigende Überzeugung, daß er zu dem Amt doch fähiger sei als die meisten. Alle Freunde bestätigten es ihm, und Goethe urteilte aus der Ferne, in der jetzigen Lage des preußischen Staates hätte kein Mann gefunden werden können, der sich zur Restauration so gut geschickt hätte wie Humboldt. Der Oberpräsident von Schön aber schrieb in sein Tagebuch, als der neue Kultusleiter nach Königsberg kam: „Lichtpunkt in der Finsternis!" Der also Begrüßte fühlte sich gehoben auch durch die wachsende Vaterlandsliebe, die sich bei allen Ständen und Lebensaltern, bei Männern und Frauen in tätigem Opferwillen bekundete. Kein Wunder, daß auch dem seither weltbürgerlich gesinnten Manne das deutsche Herz wärmer und wärmer ward, bis er eines Tags tief ergriffen der Lebensgefährtin schrieb: „Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland."

Mit seinem Selbstvertrauen wuchs auch Humboldts zuversichtliche Freude an seinem Werke. Sein hoher Idealismus befähigte ihn, die im Volke schlummernden sittlichen Kräfte zu wecken und auszubilden. Trotz der geschwächten Mittel des Staates, in einer Zeit bitterster Not wagte er es, große Opfer zu fordern für Bildung und Wissenschaft, für die geistige und sittliche Hebung der Jugend, weil darauf allein nach seiner Überzeugung die politische Wiedergeburt und der kulturelle Fortschritt des Ganzen gegründet werden

konnten. „Die Geldnot ist entsetzlich", heißt es im Briefe vom 4. März 1809. „Die meisten Leute nehmen Geld zu 15 Prozent auf. Ich für die Schulen verzweifle dennoch nicht. Ich habe einen großen Plan, die Schulen bloß von der Nation besolden zu lassen. Die ist doch zu kleinen Abgaben noch so arm nicht, und man bekommt so einen Fonds, den selbst ein Feind einmal respektiert. Allein alle bisherigen kleinen Ansichten werden sich dagegensetzen, und ich werde viel Widerspruch finden." Nach Humboldts ursprünglicher, leider nicht verwirklichter Idee sollte das Unterrichtswesen so organisiert werden, daß es „von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und alles ineinandergriffe". Mit Reformen im einzelnen wollte dieser „Chef der Gelehrsamkeit", wie ihn Niebuhr nannte, sich nicht abgeben; für „Stück- und Flickwerk" war der Mann, der selbst nach Ganzheit und Harmonie in seinem persönlichen Leben strebte, nicht zu haben. Von Grund aus sollte die Nation erneuert, „das Volk", nach Humboldts Worten in dem Briefe vom 26. Mai 1809, „grundenergisch und der höhere Teil sehr erleuchtet werden". Von seiner Sorge für das Elementarerziehungswesen legen die Briefe wiederholt Zeugnis ab. Sie bezeugen uns vor allem, daß er nicht bloß „als Glanzpartie und des Aufsehens wegen", wie man dem Freiherrn vom Stein berichtete, sondern aus lebendigstem Anteil und aus inniger Überzeugung die Erziehung der unteren Stände betrieb. „Was ich tue," so schreibt er der Gattin, „gewinne ich lieb und erweckt mein Interesse, und führt mich auch in mir weiter fort." Nach Pestalozzischen Grundsätzen sollte dabei verfahren, von innen heraus, nicht von außen her das Kind gebildet werden. Um die neue Methode zu er-

proben, übergab Humboldt seinen eigenen Sohn Theodor der nach Pestalozzi verfahrenden Plamannschen Lehranstalt. Später mußte der Knabe das Friedrich-Werdersche Gymnasium besuchen, weil es seinen Kenntnissen und seinem Alter angemessener erschien. Sonntags war er mit seinen Kameraden zu Gast beim Vater, der seine helle Freude an den Kindern hatte. „Sie sind mit Leib und Seele in ihrer Schule," so lesen wir in dem Briefe vom 24. April 1810, „haben da ihre Intrigen, ihren Ehrgeiz, ihre Freund- und Feindschaften, wie andre im Staat, es ist durchaus ein andres und besseres Leben als bei einem einzelnen Hofmeister im Hause." Der vornehme Mann, der selbst niemals eine öffentliche Schule besucht hatte, lernte jetzt erst den Wert gemeinsamer Erziehung schätzen. „Theodor bringt mir Kürschner-, Schneider- und Krämersöhne zu Tisch, die aber recht anständig sind, und es ist gar nicht übel, daß er sich früh an einen gewissen Volkssinn gewöhnt." Auch durch häufige Besuche der Schulen machte sich Humboldt mit der Sache vertraut. „Ich bringe jetzt manchmal ganze Vormittage in bloßen Elementarschulen zu", so berichtet er aus Königsberg schon im Juni 1809. „Bisher taten das die Minister nicht und blieben der Sache, und die Sache ihnen fremd. Ich komme, ohne daß man es weiß, die Lehrer bleiben in Furcht, wenn sie schlecht sind, da ich, wie noch heute bei einem, der keinen Vers im Homer richtig übersetzte, mitfrage und korrigiere, und finden sich durch den Anteil erfreut, wo sie gut sind. Dann ist's immer amüsanter als Akten lesen. Man hört doch schöne Töne; höre ich freilich, daß die armen Jungens in einer dunklen, jämmerlichen Stube (die Schulhäuser sind hier fürchterlich!) vom Soracte

und Tiber lesen, so wird mir wunderbar zumute, daß ich ehemals da sein konnte und nun in eine so dumpfe Öde gebannt bin; aber auch das gibt hübsche gotische Gefühle — kurz, ich bleibe immer dabei: glücklich muß man immer sein und immer nur durchs Schöne; ist's nicht durch Genuß, so ist es durch Sehnsucht. ... Ich meine, daß man beim Entbehren begehrenswerter Dinge und Zustände nicht schwermütig, nicht untätig werden, sondern das jedesmal Gegenwärtige ergreifen, sich aneignen, heben und veredeln muß, und mir gelingt das fast immer und zu jeder Zeit leicht; nur bedarf ich von Zeit zu Zeit der Einsamkeit."

Solche und ähnliche Stellen beweisen, daß Humboldt beim Übergang zu staatsmännischer Tätigkeit der Alte geblieben war, wenn er neue Seiten seines Wesens entwickelte und auf neuen Gebieten seine Kräfte bewährte. Wie früher Sinnen und Schauen, so mußten jetzt Handeln und Schaffen seiner persönlichen Vervollkommnung dienen. Der Dienst am Gemeinwohl ward ihm ein Mittel auch zur höheren Selbstbildung. Der Menschenergründer, der Philosoph und der Sprachforscher fand in der Wirksamkeit des Staatsmannes reiche Anregung. Sein eifriges Suchen nach Mitteln, auf den Volkscharakter veredelnd zu wirken, ließ ihn auch in Gebiete eindringen, die seiner ursprünglichen Anlage und Neigung fremd waren. So war ihm, wie er Goethe einmal gestand, für Musik „der Sinn am wenigsten gegeben". Bald aber erkannte er, wie sehr die öffentliche Musikpflege im argen lag, und wieviel der Staat durch Förderung des musikalischen Lebens in Kirche und Schule zu tun vermöchte. Schon bald nach seiner Ankunft in Berlin meldete er mit launigem Selbstspott nach Rom: „Ich habe Dir wohl noch

nicht gesagt, daß ich mit der Musik, auf Goethes förmlichen Rat, meine Partie genommen habe; ich erkläre dreist, daß ich sie liebe, stehe geduldig am Klavier, lobe und tadle, manchmal etwas schief, aber da ich aus Italien komme, mache ich die Leute irre. Theodor hat mich schon einmal ganz heimlich — öffentlich wagte er es nicht — gefragt, wie es denn damit stände." Bald aber setzte sich Humboldt mit dem Tonkünstler Zelter, Goethes Freund, in Verbindung, und nun wurde es ernst mit der Neuordnung auch auf diesem Gebiete. Zelter arbeitete auf Humboldts Verlangen „einen Plan zur Veredlung der Musik, zur Errichtung ordentlicher Schulen, zur Verbesserung der Kirchenmusik usf." aus. Volkstümlichkeit, edle Einfachheit sollte die Hauptabsicht dabei sein. „Alle Musik, die man irgendwo hier macht," schreibt Humboldt am 11. März 1809, „muß unter gehörige Aufsicht kommen, und wenn Du wieder herkommst, liebe Seele, sollen selbst die Nachtwächterhörner melodisch klingen. ... So viel Langweile mir auch die Musik gemacht hat, so bin ich doch wirklich recht ernsthaft und nicht aus Nebenabsichten eifrig für diesen Plan. Die Musik, das bleibt einmal unleugbar, ist ein unendlich mächtiger Hebel der Empfindung, sie fängt an, wo das Wort aufhört, und wo sie endigt, reicht selbst der Gedanke nicht hin." König Friedrich Wilhelm III. wurde für den Plan gewonnen und ernannte Zelter zum Professor und Aufseher der Musik bei der Akademie der Künste. Als solcher entfaltete er eine reiche Tätigkeit; an Goethe aber schrieb der neue Professor dankbar: „Sie haben zu meinem Besten ein gutes Wort in ein gutes Ohr gelegt."

So sehen wir überall mit der sachlichen Anregung und Neubelebung die persönliche Selbstförderung und die Unter-

stützung des wahren Talents Hand in Hand gehen. Allerorten zeigt sich Humboldt als unermüdlicher Arbeiter und glücklicher Neugestalter. Seine schöpferische Tätigkeit, die Gründung der Berliner Universität, die Hebung der ehrwürdigen Albertina zu Königsberg und der alten Viadrina zu Frankfurt a. O., erscheint im Lichte persönlichen Erlebens. Wie eigentümlich mutet es den Mann an, „als Herrscher" in der Oberstadt aufzutreten, wo er „vor 22 Jahren als Student sehr verliebt in die [Henriette] Herzen herumging". Die Professoren geben ihm eine „Fête", die Studenten bringen ihm eine „Musik" dar. „Du siehst also, daß es an Stoff zur Langenweile nicht fehlt. Indes bin ich die so gewohnt worden, daß ich zu behaupten pflege, daß es gar keinen Ennui in der Welt gibt." Ihm ist es um die Sache, nicht um Huldigungen zu tun. Gegen Neid wie gegen Lob ist er gleich fest. Und doch freut ihn die Anerkennung der Guten und Tüchtigen, und stolz gesteht er wiederholt, daß er das Zutrauen des Königs und der Königin besitze, daß das Volk Vertrauen auf ihn setze und daß er der einzige im Staate sei, dessen Geschäfte regelmäßig, schnell und glücklich fortschreiten. Wir werden Zeugen dieses Fortschreitens, aber auch der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich seinem Wirken mehr und mehr entgegenstellten. Nur als selbständiger Minister, nicht in seiner Zwitterstellung als abhängiger Staatsrat hätte er seine Ideen alle verwirklichen können, aber diese Selbständigkeit wurde ihm durch kleinliche Bedenklichkeit und Mißgunst vorenthalten. Solange Geduld und Besonnenheit, Ruhe und Heiterkeit des Geistes zur Abwehr des Feindlichen ausreichten, blieb Humboldt in seinem Amte, unbeirrt von Hof- und Staatsintrigen. In dem Augenblick aber, da seine

Stellung noch mehr herabgedrückt werden sollte und seine Wirksamkeit unfruchtbar zu werden drohte, war er zum Gehen entschlossen. Seine Ehre stand auf dem Spiel, und da konnte ihn selbst der Vorwurf des Eigensinnes, des falschen Ehrgeizes, des Eigennutzes und des Ungehorsams nicht schrecken: „In solchen Dingen folge ich einmal nur mir und kehre mich nicht an das Reden der Menschen." Zugleich aber wußte er, daß er einem andern Lande als Preußen nie und nimmer dienen werde. Man fand eine Lösung, indem ihm der König den „Charakter" als Staatsminister verlieh und ihn zum Gesandten in Wien ernannte. Die Unzufriedenheit mit diesem Schritte der Regierung war allgemein; man murrte dagegen, daß der einzige Beamte, der nach Stein Großes in kurzer Zeit geleistet habe, seinem unfertigen Werke entzogen werde. Auch Humboldt trennte sich davon höchst ungern: „Mir liegt gewiß alles am Herzen, was ich gemacht habe. Ich weiß und sehe deutlich ein, daß es, wenn ich gehe, großen Gefahren ausgesetzt ist. Allein ich will es gründlich retten oder gar nicht." Ohne Freiheit vermochte er nicht zu wirken und die Verantwortung nicht zu tragen. Darin lag keine kleinliche Empfindlichkeit, es sprach sich in dem Entschlusse nur die Wahrhaftigkeit und der Stolz des Künstlers aus, der für sein Werk einstehen will und muß. Humboldt vermochte für den bedrängten Staat jedes Opfer zu bringen, aber nicht für ihn zu schaffen auf Kosten seiner Individualität und entgegen dem ganzen Geist und Stil seiner Politik. „Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen" — auf diesem Glauben stand, mit ihm fiel seine Fähigkeit zum Handeln. Die Größe wie die Grenze der Wirksamkeit Humboldts als Staatsmann ist in diesem Satze beschlossen.

Was Humboldt als Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht trotz der kritischen Lage des Staates und der Kürze der ihm bemessenen Amtszeit geleistet hat, steht mit glänzenden Lettern in der Geschichte Preußens geschrieben: Die Schöpfung der Berliner Universität, die Neubelebung der Akademie der Wissenschaften, die Hebung und Läuterung des höheren und niederen Schulwesens, Neuordnungen und Anregungen auf allen Gebieten seines Ressorts, das sind seine Beiträge zur Wiedergeburt des preußischen Staates, Betätigungen eines praktischen Idealisten, der die erworbene Selbstbildung und die geistigen Errungenschaften der großen Geister seiner Zeit in die Seele seines Volkes hinüberpflanzen wollte. Im Vergleich zu dieser schöpferischen Tätigkeit waren die Geschäfte, die Humboldt als Gesandter in Wien seit Oktober 1810 zu erledigen hatte, unbedeutend, zumal da seine Regierung die wichtigsten Verhandlungen dort insgeheim durch besonders Beauftragte führen ließ. Im wesentlichen galt es, die Haltung Österreichs zwischen Frankreich und Rußland zu beobachten und zu ergründen. Zu seinem Glück ward Humboldt in der Donaustadt nach zweijähriger Trennung mit seiner Familie wieder vereinigt. Neben seinem Amt fand er reichlich Muße, sich seinen sprachwissenschaftlichen Studien aufs neue eifrig zuzuwenden. In eine politisch große Aktion kam er erst wieder durch seine Teilnahme am Prager Kongresse, der am 11. Juli 1813 eröffnet ward und die diplomatische Entscheidung über das Befreiungswerk bringen sollte. Humboldts kraftvollem Auftreten und zähem Beharren war es nicht am wenigsten zu verdanken, daß die Zaghaftigkeit im eigenen, preußischen Lager überwunden und Österreich zur Teilnahme am Kriege gewonnen ward. Nachdem dann die entscheidenden

kriegerischen Schläge gefallen waren, wirkte Humboldt im österreichischen Hauptquartiere weiter, vertrat Preußen auf dem Kongresse von Chatillon, zog im Gefolge der siegreichen Monarchen in das eroberte Paris ein, feierte die Siegesfeste in London mit und begab sich zum Schlusse wieder nach Wien, um pflichtgetreu an den undankbaren Arbeiten des Wiener Kongresses teilzunehmen. Seine Gattin war unterdessen, im Mai 1814, von dem ihr wenig behagenden, allzu kostspieligen Wien nach Berlin übergesiedelt. Durch die Briefe ihres Mannes wurde sie über alle politischen Vorgänge auf dem Laufenden erhalten.

Es ist ein eigenartiges Schauspiel, den Mann, der vor kurzem noch seinen sprachlichen Forschungen hingegeben war, der ganz wieder im Reiche der Ideen zu leben schien, mitten in der gegensätzlich bewegten, ränkevollen Welt der Diplomaten handeln zu sehen. In diesen Kämpfen ward er von vielen kleineren Köpfen übertroffen, von keinem aber an Klarheit des Denkens, an Hoheit und Reinheit der Gesinnung und an sicherem Verständnis für die harten Notwendigkeiten des geschichtlichen Lebens. Mehr diesen persönlichen Eigenschaften, als seiner beschränkten amtlichen Stellung — denn Hardenberg war der eigentlich Verantwortliche und Entscheidende — verdankte Humboldt seine Erfolge. Weil ihm der robuste Ehrgeiz des Politikers fehlte und weil er nie etwas für sich zu erlangen strebte, vermochte er immer mit unerschütterlicher Ruhe und Festigkeit über den Dingen zu stehen. Darum konnte ihm der mit Lobsprüchen sonst so karge Freiherr vom Stein im Juni 1813 sagen, Humboldt sei wie ein St. Elmsfeuer, das sich auf den Masten der Schiffe zeige, wenn Sturm sei; und der Oberpräsident Sack schrieb ihm im November 1814: „Wir betrachten Sie in

diesem Kriege immer wie einen der Leitsterne, die auch in dunklen Ereignissen fest und hell bleiben."

Solche Worte erfreuten den Mann, weil er sie als wahr empfand. „Fest und hell" — in der Tat, so zeigte er sich in allen äußeren Handlungen, so fühlte er sich im Innersten: „Heiterkeit, Tätigkeit und Mut hängen in mir von nichts Äußerem ab und wachsen mit der Bedrängnis." Die Teilnahme an den großen und verwickelten Begebenheiten reizt ihn, „wie den Mann das Eisen", und unermüdlich tritt er für das Kraftvolle ein; so in Prag für unbedingte Fortsetzung des Krieges, wenn nötig ohne Österreich, — für den Krieg, der ihm als das einzige Rettungsmittel aus der Erniedrigung erscheint. Im stolz-bescheidenen Gefühle erfüllter Pflicht schreibt er nach dem Prager Kongreß, als die Friedensverhandlungen endlich gescheitert sind und Österreich für die Allianz gewonnen ist, mit erleichtertem Herzen: „Ich stehe auf dem Punkte, den ich zu erreichen wünschte. Ich habe jetzt eine wichtige Sache im Leben durchgesetzt; wenn ich das sage, meine ich indes doch nicht, daß ich sie eigentlich gemacht hätte. Andere Menschen haben ebensoviel als ich beigetragen, die Umstände mehr und Napoleon am meisten. Allein ich bin doch eigentlich der einzige, der die Beruhigung genießt, von Anfang an die Sache keinen Augenblick verlassen zu haben; ich habe überdies immer mit demselben Geiste, seit ich nach Wien kam, gewirkt und auf diesen einen Punkt hingearbeitet und dadurch denn doch sehr die, welche am Ende handeln mußten, in das rechte Geleis geführt und darin erhalten. Mehr Verdienste maße ich mir nicht dabei an."

So bewahrt er den eigenen Erfolgen wie den eigenen Mißerfolgen gegenüber stets seine besonnene, maßvolle Hal-

tung. Aber mitten im Strom der Welt, unter fortreißenden Begebenheiten, die jeden Augenblick rasche Entschlüsse und entschiedenes Handeln fordern, verliert er auch nie die Lust und die Befähigung zu tief eindringender, klärender Betrachtung; vor allem auch zur Selbstbetrachtung. In seinen Urteilen, in seinen Neigungen und Sehnsüchten, vor allem in der Verwendung rein innerlicher Maßstäbe für die Schätzung alles Geschehens ist er, der Politiker, noch der alte Idealist geblieben. Immer wieder versichert er und erweist er, daß die Ideen ihm das Höchste sind und bleiben. Aus Paris schreibt er: „Du kennst mich, teures Wesen.... Ich bin durch diesen Krieg in die wichtigsten Begebenheiten verwickelt worden, und mein Leben hat dadurch eine andere Richtung bekommen, die aber in meiner Weise zu sein künftig nichts ändern wird. Ich werde leicht wieder und sogar augenblicklich aus dem Strom austreten, der mich fortzureißen scheint.... Meine inneren Neigungen sind ewig und unveränderlich, und ich halte fest an allen Ideen, die mir sonst teuer sind." Aber er verwechselt darum nicht, wie manche der Romantiker, z. B. Fr. Schlegel, die „irdischen und überirdischen Sphären". Er weiß das Leben in Ideen mit dem lebendigsten Anteil an der Wirklichkeit, an der Welt aufs beste dadurch zu verbinden, daß er in beiden „gleich rein" lebt, mit beiden gleich vertraut ist und beide gleich gerecht, aber auch gleich streng behandelt. Oft ergreift den unter seinen Genossen Einsamen eine heiße Sehnsucht nach seinem früheren Leben, nach den Trümmern des ewigen Rom und den edlen Gestalten des Altertums. Da ist ihm die Antike das einzige, was ihn eigentlich ganz lebendig ergreift; sein innerer Gegensatz zu allem Modernen wird ihm schmerzlich fühlbar, er

nennt sich „einen echten Heiden im reinsten und eigentlichsten Verstande". Homer begleitet ihn auf allen Fahrten dieser bewegten Jahre; bald erfrischt ihn ein Stück aus dem Plutarch, bald eine Rede des Demosthenes. In Leipzig verhandelt er mit dem Philologen Hermann über seine Übersetzung des Äschyleischen „Agamemnon", der er sich auch auf dem Wiener Kongreß in stillen Stunden hingibt: er fühlt eine tief innerliche Verwandtschaft zwischen dem antiken Stoff und den gegenwärtigen Schicksalsentscheidungen. Wenn aber zwischen den Erfordernissen der Wirklichkeit und den Ansprüchen des Idealischen ein Streit sich erhebt, siegt doch die schlicht menschliche Empfindung der Treue und Liebe für die unglückliche Heimat, das Vaterlandsgefühl. Jene Ansprüche des Idealischen, so erklärt er, sind „wie edler Frauensinn, der zurücktritt, schweigt und entbehrt und seine Welt geschlossen in sich hat". Denn „das erste Recht fordert die Treue, mit der ich ohne alle Rücksicht auf die Menschen und ihr Sein nicht einmal vom Boden weiche, der mich geboren hat, wenn er meiner bedürfte". Und noch ein anderes kam hinzu, was Humboldt aus der rein geistigen Höhe hinuntertrieb zur Wirklichkeit, was ihm im politischen Leben festhielt und freudig wirken ließ: Die Erkenntnis, daß das Leben für die Gesamtheit dem einzelnen neue, gewaltige Möglichkeiten der Entfaltung biete, und die Selbsterkenntnis, daß gerade sein inneres Leben der Ergänzung durch solche Tätigkeit bedürfe. „In bloßer Beschäftigung mit Ideen," so bekennt er in einem Briefe aus Frankfurt vom 7. November 1813, „werde ich aus tausend Gründen nie viel zustande bringen; bei diesem Herumtreiben in der Wirklichkeit dagegen viel mehr, weil dies viel seltener nur mit einigem Verstand und Gemüt von

anderen angegriffen wird." Doch weiß er auch, daß er auf dem Gebiete der Tat „kein großes Genie" ist. Eine treffliche Selbstcharakteristik liegt in dem Bekenntnis, daß er bei allem zu klar das Mangelhafte sehe, zu vielseitig und empfänglich sei, um zum eigentlichen Hervorbringen und Wirken so geeignet zu sein wie zum Betrachten, Urteilen und Würdigen.

In allen diesen Gegensätzen, Widersprüchen und inneren Auseinandersetzungen erscheint Wilhelm von Humboldt als eine Natur, die charakteristische Züge zweier miteinander kämpfender Epochen repräsentiv in sich vereinigt und ihre Mißklänge in seiner aufs Harmonische gerichteten Persönlichkeit rein auflöst. In diesem Prozesse läßt sich das ewig-menschliche und gerade damals außerordentlich zeitgemäß gewordene Problem des Verhältnisses zwischen Individuum und Staat, zwischen persönlicher Freiheit und politischer Notwendigkeit, zwischen weltbürgerlichem Idealismus und nationaler Forderung trefflich betrachten. Nicht theoretisch, nicht als philosophischer Denker, aber praktisch, als Staatsmann, hat Humboldt dieses Problem gelöst. Seine Entwicklung vom Kosmopoliten zum deutschbewußten Patrioten hat sich in diesen Jahren der Befreiungskriege vollendet, und auch der „Heide" in ihm erlebt eine Art religiöser Wiedergeburt.

Wie nahe der Idealist auf dem Wege sogar dem Wesen des modernen Staatsmannes, des Realpolitikers, gekommen ist, erhellt aus dem tiefen Worte: „Ernten, was das Schicksal und der einfache Sinn, der es ahnt, will, dahin gelangen auf der Spur des Rechten, und ihm nur den Weg bahnen statt ihm überall Hindernisse zu setzen, das ist, was einen rechten Staatsmann bezeichnet." Wie gesund patriotisch aber und wie klar politisch er dachte, zeigen seine Bemühungen

in der deutschen Frage, dem Problem des Zusammenschlusses der zerteilten Staaten. Ein vortreffliches Zeugnis dafür besitzen wir in einer Denkschrift Humboldts über die Umgestaltung Deutschlands aus dem Dezember 1813. Sie gründet sich ganz auf das neuerwachte Nationalbewußtsein: „Deutschland muß stark und frei sein," ruft er aus, „weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß stark und frei sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt wäre, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können." So kam Humboldt zu dem Wiener Kongreß, auf dem auch über diese Frage entschieden werden sollte, mit einer großen und ernsten Auffassung seiner Aufgabe, mit klaren Ansichten und bestimmten Zielen. Aber er kam ja nicht als erster Bevollmächtigter Preußens, er stand neben dem immer schlaffer werdenden Hardenberg nur an zweiter Stelle. Humboldt wollte vor allem das linke Rheinufer, aber auch einen Teil vom Elsaß für das neue Deutschland zurückgewonnen sehen. Preußen, dessen deutschen Beruf er erkannt hatte, sollte die führende Rolle neben Österreich erhalten, nicht als zwingende, sondern als gewinnende Macht. Daß eine Abrechnung zwischen diesen beiden Staaten nicht ausbleiben könne, blieb dem Weitblick des Mannes nicht verborgen. Auf dem Kongresse, zumal bei Metternich, fand Humboldt für die deutsche Frage wenig Sinn und Verständnis; vaterländische Dinge gehörten nach der Ansicht der meisten Diplomaten „nicht zur vornehmen Politik". „Daß es wirklich", so klagt er,

„im intellektuellen und moralischen Sinne ein Deutschland gibt, das nicht Preußen und nicht Österreich ist, und daß man diesem Deutschland politisch zu Hilfe kommen muß, begreift und fühlt Metternich nicht." Nach dessen Ansicht soll die Zersplitterung dauernd gemacht werden, die einzelnen Teile sollen sich höchstens durch „diplomatische Allianztraktate" an Österreich und Preußen anschließen. Humboldt aber hielt dies mit Recht für im höchsten Grade verderblich: „Es muß ein gemeinschaftliches engeres Band geben." Er fühlt jedoch, daß dieses schwer sich knüpfen läßt; schon die Frage, wer Kaiser sein soll, erscheint kaum lösbar: „Es ist weder jemand, der rechte Lust hätte, es zu sein, noch viele, die recht begierig wären, sich darunter zu fügen." Aber wie dem auch sei, irgendeinen „Verein" hält Humboldt für unerläßlich, und wenn der auch nicht ewig dauern werde, so werde dieses Band doch einigermaßen den Gedanken erhalten und befestigen, „daß Deutsche eins sind und eins bleiben müssen".

Aber schon bei dem, der diesen Gedanken ausspricht, bei Humboldt selbst, heben die Schwierigkeiten an. Er hat von jeher eine wirkliche Liebe zu den kleinen Staaten gehabt; er ist überzeugt, daß in dieser Mannigfaltigkeit die Vorzüge deutscher Bildung gelegen sind. Und so geht seine persönliche Neigung auf Schonung der Eigentümlichkeit, auf Erhaltung der kleinen Fürstentümer. Aber auch von der politischen Seite empfiehlt sich ihm diese Erhaltung der Kleinstaaten, da sie, auf ein Bundesverhältnis mehr als die Großstaaten angewiesen, den eigentlichen Kitt des Bundes bilden würden. Doch, so fragt sich der nationale Staatsmann auch wieder, darf man Deutschland mit „Souveränen" über-

schwemmen? Hat Stein nicht recht, wenn er dem Freund vorwirft, er protegiere die 36 Tyrannen? Und so kommt Humboldt zu dem Schluß: „Eine solche Zerstückelung wäre unstreitig unpolitisch." Darum ist er entschlossen, schon während des Krieges, gegen alle kleinen Fürsten zu stimmen, von denen keine politische Sicherheit zu erreichen ist. Von ihrer Großmannsucht, ihrem Eigennutz, ihrem Mangel an Gemeinsinn und Opferwillen hat er im Hauptquartier schon höchst widerliche Beispiele erlebt. Die „souveränen" Kleinstaatshäupter, die säkularisierten Prälaten und das „hungrige Heer" der Mediatisierten — alle haben sich an den preußischen Staatsmann mit Bitten und Empfehlungen herangedrängt. „Diese Fürstenhetze ist göttlich ... Du glaubst nicht," schreibt er der Gattin, „was sich dies Volk herumdreht." Aber er wird mit ihnen fertig, indem er einen bei dem andern bemitleidet, „dann ziehen sie bald ab. Es hat immer einer den andern gegessen, und alles ist eine Sauce".

In erhebendem Gegensatz zu dem Wesen der Regierenden tritt das Sein ihrer Völker zutage. Unter jenen findet Humboldt kaum einen, der eine gegründete Hoffnung patriotischen Benehmens gäbe; aber das Volk, dessen Sinn und Gemüt man bedürfe, „um recht zu handeln und verkehrtem Handeln zuvorzukommen", gibt ihm die beste Hoffnnng für die Zukunft: „Glaube mir, teure Li, es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt reinweg nichts, und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volke nahe stellen." Das deutsche Volk vor allen anderen schien ihm kraft seiner innersten Anlage zu einem Gebrauch der Freiheit berufen, keine Arbeit daher lohnender und dankbarer als die für

sein „teures Vaterland, die Wiege alles Großen und Guten in der Welt". Denn alles, was man da tue, schlage Wurzel in Geistesentwicklung und Gemütskraft, reife also zum Höchsten und Unvergänglichen.

Von dem eigentlichen Volke aber sah er die höheren Stände durch mehr als eine Kluft getrennt. Eine möglichst enge Verbindung zwischen beiden erschien ihm unerläßlich, da die Nation im wahren Sinn aus beiden zugleich bestehen solle. Alle Kraft, alles Leben, alle Derbheit, alle Frische der Nation können nur im Volk, in den niederen Ständen liegen; was jedoch über die Volksbildung sich erhebe, gehe schlechterdings ins Individuelle und trete so, seinem Streben nach, aus der Nation heraus. Da nun aber der Mensch einmal bestimmt sei, mit seinem Geschlechte zu gehen, und er, aller individuellen Fähigkeiten ungeachtet, sich nur in einer sehr beschränkten Weise von demselben entfernen könne, „so muß der Charakter des Volkes durch Erziehung und andere Mittel in einem Staate so gehalten werden, daß er der feinsten Bildung nicht bloß tiefe Achtung, sondern Lust und Neigung einflößt, die eigene (von ihr nie ganz zu trennende) Verzärtelung in seiner (des Volkes) Kräftigkeit und Frische zu stärken und zu erneuern; ungefähr ebenso, als das Alter sich zur Jugend hingezogen fühlt." Die niederen Stände bedürfen der höheren zu ihrer Bildung fast ebensowenig wie die Natur des Menschen bedarf; wohl aber muß nach oben der verjüngende Strom des Volksmäßigen geleitet werden. Möglich wird dies nach Humboldts Ansicht nur dadurch, daß der Volksunterricht zur allgemeinen Grundlage gemacht wird für die Geringsten wie die Vornehmen; auf dem gemeinsamen Wege soll es dann

einen Punkt geben, wo die einen stehen bleiben, die anderen weitergehen.

Wenn schon Humboldt trotz der Leidenschaftslosigkeit seiner Naturanlage von der Vaterlandsbegeisterung mächtig ergriffen worden war, so entwickelte sich die temperamentvollere Karoline in diesen Jahren der Not und Erhebung zu einer geradezu leidenschaftlichen Politikerin. Sie hat in diesen Entscheidungszeiten die reinigende Kraft tiefster Schmerzen und herrlichster Freuden erfahren, ihr Wesen zum Höchsten emporgeläutert. Ganz wie ihr Gatte ist auch sie erst durch das Unglück des Vaterlandes ganz preußisch und ganz deutsch geworden, und wie er sich als ein „Staatsmann von perikleischer Hoheit" erwies, so entfaltete sie nun die ganze Fülle ihres Liebesvermögens, ihrer Weiblichkeit. In den Tagen der Schmach blutete ihr das Herz vor Scham und Kummer. Damals pries sie Schiller glücklich, daß er Deutschlands Fall nicht mehr erlebt habe; dann aber, als der Sieg errungen war, schrieb sie an des Dichters gleichgesinnte Witwe die hohen prophetischen Worte: „Wir werden die Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und echter Religion." Herrlichen Trost müsse die Freundin in dem Gedanken finden, daß der allzu früh Dahingeraffte Millionen zu dem Befreiungswerk begeistert habe und begeistern werde. Und so hat die edle Frau vor und nach dem Siege immer wieder hohe, ernste, begeisterte Worte gefunden, die Tapfern zu preisen, die Lauen anzufeuern, die Feigen zu tadeln. „Ein Weltgericht wird gehalten, wie noch nie eins war," schreibt sie aus Wien, „und hier beschäftigen

sich die Leute, sich Galakleider sticken zu lassen." Alles oberflächliche Gesellschaftswesen ist ihr jetzt doppelt zuwider, von allem Eitlen und Zufälligen löst sie sich ab, um still nachsinnend jeden Wink des großen Schicksals zu verstehen, um werktätig helfend sich des erhabenen Augenblicks würdig zu erweisen. Demut in Freude und Glück, Ergebung in Not und Schmerz, Lostrennung von allem Unechten und Nichtigen, das ist für sie der Gewinn dieses erhebenden, läuternden Miterlebens der Weltereignisse. „Frei von allem Bedürfnis nach dem eitlen Prunk der Erde" fühlt sie ihr eigenes Gemüt, und so sollen alle, die ihr nahestehen, jetzt sein: die Knaben sollen für nichts ihr Leben opfern, als für das Rechte, die Mädchen einst nur Männern angehören, die desselben Sinnes sind. Sie selbst möchte den Beginn des Sieges mit ihrem Herzblut erkaufen, aber „die Natur hat es wunderbar im Weibe gemacht — so beschränkte Kräfte und so unbeschränkte Wünsche!" Ihrem Gemahl erklärt sie: „Bis zu Deinem fünfzigsten Jahr Dich wenigstens Preußen zu geben, halte ich für eine unerläßliche Pflicht, zumal in so gewaltiger und ernster Zeit." Zur Tat drängt alles in ihr, aber sie kann nur glauben und wünschen: sie möchte allen Männern ihr Gefühl in die Seele hauchen, dann sollte es sich schnell anders gestalten. Nur bewegt von den großen und furchtbaren Schicksalen, die sich entscheiden, harrt sie der großen Nachrichten in bedrückender Bangigkeit und doch tief überzeugt, „daß die Gefühle und Gedanken, die durch diesen mächtigen Kampf aufgeregt sind, geheiligt durch den Tod so vieler Edlen, die mit Freuden das Leben dafür hingaben, zu etwas Großen reifen müssen". Wie jubelt ihre Seele nach den Entscheidungen des 18. Oktober im

Hochgefühl der Erlösung: „Die Freiheit der Welt hebt sich wieder empor! Mit Stolz darf sich mein Vaterland und seine Mitbürger nennen!“ Mit dem Wesen vieler Völker und Zeiten vertraut, schlägt ihr Herz jetzt nur ganz für die deutsche Sache, mit deren Sieg sie die Freiheit der Welt verknüpft sieht. Und nach dem ersten Einzug der Verbündeten in Paris schreibt sie: „Man kann sich nie genug freuen, das erlebt zu haben. Deutsche Ehre wieder obenauf! Das ist mir die Hauptsache. Möge man doch nur sich recht würdig und schön betragen, schön, wie man gefochten hat, denn davon, von dieser freudigen Hingebung in den Tod, um etwas Höheres zu retten, von der ist alles Gute ausgegangen.“

Karolinens Begeisterung ist über Schwärmerei hoch erhaben; davor bewahrt sie ihre klare Ansicht der Dinge und ihr sicherer politischer Instinkt. Sie bindet es ihrem Gemahl als eine Ehrensache aufs Gewissen, daß alle von Napoleon geraubten Kunstsachen beim Friedensschluß herausgegeben werden müßten: „Große Geschäfte machen oft so etwas vergessen, allein es ist der Frauen Pflicht, daran zu erinnern, und den eigenen Männern kann Ehre nicht teurer sein, als sie es den Frauen sein muß.“ Ehre ist ihr der Glanz des Lebens, sein Schmuck, seine Krone. Und der Friedensvertrag, so fordert sie voll stolzen Selbstbewußtseins, darf unter keinen Umständen in französischer Sprache abgefaßt werden: „Ich weiß, Du siehst diese Dinge manchmal zu gleichgültig an, aber tue es nicht.“ Die Diplomatensprache sei zwar französisch, „aber es muß in allem ein Anfang gemacht werden. Unsere Kinder und Enkel glauben ja wahrhaftig nicht an die Wahrheit der Geschichte, an die erlittene und gerochene Schmach,

wenn das wäre." Und noch eine Forderung, die erst mehr als ein halbes Jahrhundert später erfüllt werden sollte: Straßburg muß deutsch werden, schon um der „militärischen Sicherheit" willen, damit „so große und glückliche Anstrengungen" auch nach dieser Seite ihren Lohn finden.

Auch die eigentliche deutsche Frage findet in Karoline eine scharfe Beurteilerin mit prophetischem Blick. Früher und klarer als ihr Gatte empfindet sie das Undeutsche im österreichischen Staatswesen und in der Politik seiner Leiter. Sie tadelt das „Aufschiebungssystem" Metternichs als unheilvoll und findet diesen Staatsmann „von seiten des Gemüts, des menschlichen Eingehens in menschliche Verhältnisse der Zeit und dem, was sie aufgeregt hat, nicht gewachsen". Dem Donaustaate weissagt sie große Veränderungen: „Österreich ist so verschiedenartig und heterogen in seinen Kräften gemischt, in den Nationalitäten, aus denen es besteht, daß ich alles wetten möchte, daß es noch in diesem Jahrhundert aufhören wird, eine deutsche Macht zu sein. Deutschland, deutsche und nationelle Einheit ist offenbar noch im Wachsen, und damit hält Österreich nicht Schritt. Den Geist der Zeit aufzuhalten, dazu ist offenbar keine Macht stark genug, und die Geschichte gibt große Aufschlüsse über das, was die Zukunft noch verbirgt. Aber freilich lesen wohl die Herren sie nicht." Gleich den besten Männern der Zeit fühlt diese Frau, daß die Schranken zwischen den Deutschen fallen, daß ein Vaterland werden muß, aber sie ahnt auch, daß dies erst die Frucht schwerer Umwälzungen und langer Kämpfe sein könne. Aber sie ist auch für sofortige klare, einschneidende Maßregeln: das „alberne Souveränitätswesen der ehemaligen Rheinbundsfürsten" muß abgeschafft, die Rechte ihrer Völker

müssen „gegen die kleinen Tyrannen“ in Schutz genommen werden — sonst, so fügt sie in Vorahnung späterer revolutionärer Ereignisse hinzu, „bleibt es im Württembergischen, im Badenschen und Darmstädtischen nicht ruhig“. Die Einverleibung Sachsens in Preußen und die Einschränkung Bayerns erscheint ihr um der Sicherheit Deutschlands willen als eine politische Notwendigkeit, denn nichts sei schlimmer, als Wollen und Nichtdurchsetzenkönnen. Aller französische Einfluß, alles, was an Napoleons Herrschaft erinnert, muß aus dem neuen Reiche verschwinden; darum drängt Karoline auf Ausschluß und, wenn notwendig, sofortige Verhaftung des Prinzen Eugène Beauharnais, des Stiefsohns Napoleons und Schwiegersohns des Bayernfürsten; darum mißfällt ihr die Erhebung Hannovers zum Königreich — aus politischen Gründen und mehr noch „wegen der Nachahmung französischer alberner Standeserhöhungen“; darum sollen auch alle übrigen unter Napoleon „avancierten Fürsten“ freiwillig auf ihre Titel „als etwas sie selbst Befleckendes“ verzichten. Alles freiwillige Beibehalten derselben, alles Tragen von Orden aus jener Zeit kommt der hochgemuten Frau vor, „wie wenn man die Kleidung aus dem Zuchthaus trage, nachdem man daraus entlassen ist“.

Alle Glut ihres Herzens aber flammt empor im Stolz auf Preußen, im Zorn und Schmerz über dessen Verkennung und Zurücksetzung durch die übrigen großen und kleinen Mächte; desselben Staates, dem nach ihrer und aller Wohldenkenden Überzeugung Deutschland im Grunde allein seine Befreiung verdankt. Sie will die Verdienste der anderen nicht schmälern, „allein Preußen ist das Herz dieser großen Unternehmung gewesen, das Herz, in dem alle Lebenspulse

schlugen". Nur in Preußens „vergrößerter, konsolidierter Macht" erkennt sie die moralische Bürgschaft „für die Ereignisse der Zukunft", für die Lösung der deutschen Frage. Woher aber der Undank Europas, die Ungunst der deutschen Fürsten? Für jenen macht Karoline die „Machinationen und Intrigen" des an Mitteln und Ränken überlegenen Metternich in erster Linie verantwortlich, für diese den schwankenden, eigennützigen, „oft sogar nicht rein deutschen Sinn" der Fürsten und Minister: sie schlössen sich an Österreich an, weil eine innere Stimme ihnen sage, daß Preußen es viel strenger und ernster mit ihnen nehmen müsse, als dieser am Deutschtum weniger interessierte Staat. „Indessen hoffe ich und weiß es auch zum Teil, daß die Völker nicht so denken wie ihre Fürsten, und meine Hoffnung ist, daß der Geist, der diesen letzten Krieg gemacht hat, auch noch waltend ist und die großen Weltbegebenheiten lenkt." Daß noch ein Krieg notwendig werden wird, das sieht Karoline der „bloßen Landkarte" an, auf der Preußen (nach dem Wiener Kongreß) „mit weit hingebreiteten Armen, aber mit wenig konzentrierter Kraft" stehe. Aber selbst vor einem neuen Kriege, vor einem Kriege zur Durchsetzung von Preußens gerechten deutschen Forderungen schreckt die Tapfere nicht zurück: „Gott weiß, wie mir das Herz bluten würde über einen Krieg, aber fühlen muß man doch immer, daß es etwas Höheres gibt als das Leben und des Lebens zeitliche Güter."

Diese Güter aber sind ihr Ehre, Freiheit, Recht und die Einheit des ganzen deutschen Vaterlandes. Nur deshalb will sie Preußen groß sehen, damit es die Gemüter gewinne und in seiner Stärke den rechten Geist „mehr und mehr in dem großen Vaterland" entwickle. „Gott gebe uns Segen,"

so ruft sie aus, „reinen Willen und Gedeihen, so wird eine Zeit kommen, hoffe ich, wo der Name Preußen aufgehen wird in dem deutschen."

Möge sich auch hierin die Untrüglichkeit ihres Blickes erweisen, wenn die Zeit erfüllet ist. Möge die Zukunft des Deutschtums dem harmonischen Ideal von äußeren und inneren Kräften, von politischer Macht und innerem Lebensgehalt entsprechen, dem Ideal, das diese Frauenseele schaute, und das lebendig ward in dem Wirken ihres Gatten.

Johann Gottfried Seume

Zur Erinnerung an seinen hundertsten Todestag

Die Literaturgeschichte weiß von Johann Gottfried Seume heute nicht mehr viel zu melden. Trotz vieler Gedichte kein Dichter — das ist ihr summarisches Urteil. Unsern Urgroßeltern galt der Mann noch etwas als Poet und Schriftsteller, als Gelehrter und Lebensphilosoph; heute wäre sein Name in den weiteren Bildungskreisen unseres Volkes so gut wie verschollen, wenn nicht sein von Rousseauscher Naturschwärmerei angehauchtes, in den Gegensätzen von „Europens übertünchter Höflichkeit" und naturwüchsig-ursprünglicher Gemütseinfalt gehaltenes Lobgedicht „Der Wilde" die Herzen unserer Buben für huronische Gastfreundschaft noch höher schlagen ließe. Das Kernwort von den Wilden als den besseren Menschen gehört mit einigen anderen Wendungen aus dem Gedicht zum eisernen Bestande unserer „Geflügelten Worte". Vielen geläufig ist auch der Spruch:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder,"

aber wenige von denen, die ihn im Munde führen, ahnen, daß er in umgedeuteter Fassung des ursprünglichen Wortlauts einige Verse aus dem Seumeschen Gedicht „Die Gesänge" wiedergibt:

„Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird man nicht beraubt:
Bösewichter haben keine Lieder."

Erinnerungen an des ruhelosen Wanderers „Spaziergang nach Syrakus", an die klassische Heimat der Banditen klingen

in diesen Versen nach. Aber verklungen sind Seumes zahlreiche Oden, Elegien, Episteln und seine sonstigen Gedichte — Gefäße, die er bis zum Überlaufen mit nüchternen Betrachtungen, hausbackenen Alltäglichkeiten und biedermännischen Klagen anfüllte. Mag seiner Begeisterung, seinem tiefen Ergriffensein von irgendeiner Sache auch manches im einzelnen geglückt sein, — namentlich unter seinen gereimten Gelegenheitsepisteln sind Stellen von großer Anschaulichkeit und Natürlichkeit — so bringt er es doch selten zu einem wirklichen, ganzen Gedicht. So ist im besten Fall nur der Gehalt von Bedeutung als Aussprache eines männlichen, edlen Charakters. Seume selber machte auch durchaus keinen Anspruch darauf, als Dichter zu gelten; ihm ist das „Versemachen" wie überhaupt die Literatur nur „Parergon", das er nicht treiben würde, wenn er gerade etwas wesentlich Besseres zu tun hätte. „Ich bin niemals Dichter gewesen," schreibt er einmal; „alles, was ich gesagt habe, ist immer Wahrheit gewesen, und dadurch haben meine Worte einiges Verdienst." Aber auch von seinen zahlreichen Schriften kulturgeschichtlichen, erbaulichen und politischen Inhalts sind nur wenige dem vertrauteren Literaturfreunde noch bekannt, obgleich die derbe, oft von einem grimmigen Humor gestählte Prosa, die Lebhaftigkeit und Frische der Schilderungen und der von eigenartiger Subjektivität belebte Vortrag ihnen einen auch heute noch wirksamen Reiz verleihen können. Daß manche seiner Schriften noch gelesen oder doch mindestens gekauft werden, geht schon daraus hervor, daß einzelne, wie der „Spaziergang nach Syrakus", „Mein Sommer 1805" und „Mein Leben" in billigen Ausgaben neu aufgelegt worden sind. Wer aber weiß noch etwas von Seumes trotziger

aphoristischer Lebensweisheit in den „Apokryphen", wer kennt seine „Obolen", seine Äußerungen zur Politik, Religion, Kunst und Philosophie? Wer kennt die „Impertinenzen" und sonstigen satirischen Ausfälle, wie die gegen die Nasen und andere Auswüchse des Menschengeschlechts? Auf „Wahrheit" und „Charakter" kam es ihm auch hier an. Nicht die Form, nicht die dichterische und schriftstellerische Leistung an sich also ist es, wodurch Seume uns Kinder einer anderen Zeit dauernd fesseln könnte: er gehört zu den Persönlichkeiten, die mehr wegen ihrer Schicksale als wegen ihres Wirkens bemerkenswert sind, die weniger durch ihre Erfolge als durch ihr Wesen und Wollen Beachtung verdienen. Seumes wetterharter, vielgeprüfter Charakter, seine trotzige, unbeugsame Wahrhaftigkeit, sein lebendiger, sich allen Anregungen hingebender und doch selbstgetreuer und selbstbewußter Geist machen ihn schon an sich zu einer kennenswerten Persönlichkeit. Aber nicht nur als Original ist er interessant; er ist zugleich auch ein ausgesprochener Typus seiner zwischen seltsamen Gegensätzen sich bewegenden Zeit. Er ist am 29. Januar 1763 geboren, am 13. Juni 1810 gestorben. Die Jahre seines männlichen Wirkens fallen in jene Übergangszeit, in der sich das deutsche Volk unter gewaltigen Erschütterungen und Demütigungen aus weltbürgerlicher Schwärmerei zu nationalem Selbstbewußtsein emporrang, in der sich die Ansätze eines neuen, dem Staate und dem Vaterlande wieder zugewandten Lebens entwickelten, als man den lange nur nach innen und auf die Welt der Ideen gerichteten Blick wieder nach außen, auf die Welt der Tatsachen hinwenden lernte. Wie der einzelne da vom Weltbürger zum Patrioten sich wandelte, so kam man im ganzen aus kleinstaatlicher und ständischer Zerrissen-

heit zum Bewußtsein der politischen Zusammengehörigkeit, zum Gefühl eines großen gemeinsamen Vaterlandes, und zwar war das Mittel der Stolz auf den deutschen Namen und die deutsche Sprache, auf die Taten der Ahnen und die Überlegenheit der noch wirkenden Geistesgrößen auf idealen Gebieten. Es war die Zeit des Überganges vom frei schwärmenden Denken und Dichten zur sicheren, zielbewußten Tat im Dienste des Vaterlandes, vom Ausbau der Geisteswelt zu dem der wirklichen Welt. Für alle diese Zustände, Vorgänge und Entwicklungen im Seelenleben des deutschen Volkes um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist Seume ein klassischer Repräsentant: in seinem äußeren und inneren Leben hatte er alle Freuden und Leiden seiner Zeit durchzukosten; alle ihre Strömungen kreuzten und bekämpften sich in seiner Seele, und ihre Konflikte kamen in seiner persönlichen Entwicklung teilweise schon zu bedeutungsvollem Austrag.

Seumes Leben belegt diese Behauptung. Wie so viele der Großen und Größten seiner Zeit kam Seume aus den gesellschaftlich niedrigen Schichten des Volkes her, aus den Kreisen also, in denen die nivellierende Kultur das volkstümliche Wesen noch nicht verwischt und verwaschen hatte, wo die nationale Eigenart im Gegensatz zu den international gebildeten höheren Ständen noch unberührt von fremden Einflüssen geblieben war. Mit den Grundlagen seiner Bildung ganz dem Zeitalter des Rationalismus angehörig, wurde er von dem Wehen der neuen Geistesbewegung ergriffen, ohne sich von den Anschauungen der Aufklärung je ganz befreien zu können. Die Eltern waren wohlhabende Bauersleute in Poserna im Kreise Weißenfels, der Vater, wie schon der Urgroßvater, ein Mann, der kein

Unrecht leiden mochte. Dieser Zug vererbte sich auf den Sohn und Urenkel. Seine Mutter, früh verwitwet mit fünf unversorgten Kindern, geriet in mißliche Verhältnisse, aber für Gottfried, ihren ältesten, begabten Sohn, fand sie einen tatkräftigen Helfer in dem Grafen Friedrich Wilhelm von Hohenthal, der seinen Schützling von der Dorfschule auf die Bornaer Stadtschule und später auf die Nikolaischule in Leipzig brachte. Im siebzehnten Jahr finden wir den Jüngling schon auf der Universität — aus dem wilden, unwissenden Landjungen, einem „Analphabeten" mit der Neigung, Grobschmied zu werden, war in drei Jahren ein Studiosus der Gottesgelahrtheit geworden. Durch Goethes „Werther" und Millers „Siegwart" war inzwischen die ganze tränenreiche Empfindsamkeit der Zeit auf ihn eingedrungen, aber mehr als die Spiele der Einbildungskraft hatten Griechisch, Latein und Geschichte seinen Geist genährt und befriedigt. Was ihn an den alten Klassikern entzückte, war nicht das eigentlich Künstlerische, die Sprache und die Form, sondern der Geist und der Gehalt. „Was ich Gutes an und in mir habe," pflegte Seume später zu sagen, „verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen." Seine philologischen Neigungen, denen er neben seiner überwiegend praktischen Wirksamkeit zeitlebens folgte, rühren von da her.

Der kindliche Glaube aber, den er gleichfalls von seiner Mutter geerbt hatte, ging auf Leipzigs hoher Schule in die Brüche: die Schriften englischer und französischer Aufklärer, Lessings Aufsehen erregende „Wolfenbüttler Fragmente" bestärkten den jungen Theologen in den Zweifeln an der unbedingten Gültigkeit positiver Glaubenssätze, die längst in ihm aufgestiegen waren. Er kam in den Ruf eines Ketzers

und Religionsfeindes, obwohl er nach seiner eigenen Versicherung im Geiste wahrhaftig fromm war und nur die Tyrannei in geistlichen Dingen haßte. Von wohlmeinender orthodoxer Seite mit Vorwürfen bestürmt (unter anderen dem, er huldige der Aufklärung, er habe über einige Dogmen frei und profan gesprochen, habe sich oft gebadet und dergleichen), durch innere Kämpfe beunruhigt und durch das Gefühl der Undankbarkeit gegenüber seinem strenggläubigen gräflichen Gönner gepeinigt, beschloß er, die Universität heimlich zu verlassen. Bei diesem Entschluß wirkte aber, ihm selbst nicht recht bewußt, auch ein ins Ziellose, von seiner ganzen Existenz nicht befriedigter Tätigkeits- und Wandertrieb mit. Ohne Abschied von der geliebten Mutter nehmen zu können, verließ der von unklaren Freiheitsidealen erfüllte Jüngling gegen Ende Juni 1781 bei Nacht und Nebel die schöne Lindenstadt an der Pleiße mit der Absicht, nach Paris zu wandern und zu erwarten, was das Schicksal ihm dort bringen werde. Neun Taler, den Erlös seiner Bücher, in der Tasche, einen Degen an der Seite, einige Hemden und ein paar alte Klassiker im Ränzel — so wanderte er schweren Herzens über Dürrenberg, Freyburg an der Unstrut und Erfurt bis Vacha. Dort schon erwartete ihn, am dritten Abend nach seiner Flucht, sein Schicksal in Gestalt kurfürstlich hessischer Werber: während man in Leipzig nach dem spurlos Verschwundenen forschte und schließlich annahm, er habe sich in einem Anfall von Schwermut entleibt, lag er wohlverwahrt in der Festung Ziegenhain an der Schwelm; von dort sollte er im Frühling des nächsten Jahres mit anderen Leidensgefährten als Kanonenfutter an England verkauft und in die Neue Welt verschleppt werden.

Das Schicksal hatte den Armen hart getroffen, aber er verlor darüber den Humor nicht. Durch seine Erlebnisse unter den Soldknechten Englands wurde er zum Schriftsteller. Seumes Selbstbiographie „Mein Leben" enthält höchst launige und zum Teil sehr lebendige Schilderungen seiner Abenteuer als hessischer Rekrut und Anti-Freiheitskämpfer; aber auch an anderen Stellen hat er darüber geschrieben. Unter seinen Kameraden befanden sich, wie er erzählt, ein Sohn der Musen aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein entlassener Postgehilfe aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Beamter aus Meiningen, ein preußischer Husarendeserteur usw., der Mönch aber war der Schlimmste von der ganzen gemischten Gesellschaft. „Es waren wunderliche Karikaturen an Geist und Leib aus allen Reichen von Europa auf unserm Zuge," so heißt es in einem „Schreiben aus Amerika nach Deutschland" (zuerst gedruckt in Archenholz' Journal „Neue Literatur- und Völkerkunde", 1789, wieder abgedruckt in der Seume-Biographie von Oskar Planer und Camillo Reißmann, Leipzig 1898) „und die verschiedenen Subjekte, in einem so engen Schiffsraum zusammen gekerkert, gaben zumal abends bei stürmischem Wetter den auffallendsten Kontrast, den man sich denken kann. Hier sangen ein paar: ‚Nun ruhen alle Wälder'; dort leerte eine Gesellschaft ihren letzten Rum aus; hier erzählte ein Abenteurer ein Märchen aus ‚Tausend und Eine Nacht'; dort betete eine Berliner Matrone ihr Abendgebet. Hier standen etliche voll Furcht und harrten der Dinge, die da kommen sollten; dort zankten sich andere um ihr winziges Lager und pökelten zwischen Tornister und Matratzen sich wie schwedische Heringe zusammen ... Unsere Kost war er-

bärmlich genug und für einen deutschen Magen gewaltig unbehaglich: Peas and pork, pork and peas, Erbsen mit Speck, und vice versa waren unser ewiges Traktament; aber der Speck war verdorben und die Erbsen ziemlich so alt wie ich. Zuweilen hatten wir noch Habergrütze mit Baumöl und Pudding; aber nicht wie der des Lord-Majors. Wasser und Mehl waren alle seine Bestandteile, und doch war er unser bestes Essen; und eine Sumpflache wäre Nektar gegen unser Wasser gewesen, das wir in so geringem Maße erhielten, daß oft mancher seine Tagesportion in einer halben Stunde austrank, und hernach bei den entsetzlichen Salzspeisen und der Salpeterluft dursten mußte wie ein Tantalus. Weiche und unmäßige Leute fielen auf diese Art hin wie Fliegen und starben. Ich hielt mich immer stark und aufrecht ... Ein solches Gemisch von Bosheit und Elend habe ich nie angetroffen als hier; aber nicht durchgängig. Es gab auch edle Seelen darunter, oft ein großes Menschenherz unter einem Rocke, wo Du nur ein gemeines gesucht hattest, wie Du oft ein gemeines, manchmal weniger als ein gemeines, unter einem Kleide findest, das Dich mehr erwarten hieß ..."

In Nordamerika angelangt, bezogen die hessischen Soldaten ein Lager in der Nähe von Halifax. Nun bekam Seume, in strengster Winterkälte bei elender Ernährung, alle Schrecken eines niederdrückenden Lagerlebens zu spüren. Ohne eine Ahnung vom Soldatenwesen zu haben, wurde er bald zum Sergeanten ernannt. „Da hättest Du mich sehen sollen, wie ich junger unbärtiger Kriegspräzeptor da stand und selbst nichts wußte, und wie die meisten unserer neuen Offiziere noch weniger verstanden als wir und die Rekruten. Hier half mir ein wenig Windbeutelei und die Unwissenheit der

anderen aus der Klemme. Ich war klug genug, mir einen alten, graubärtigen Preußen von den Stechauschen Grenadieren zum Schlafkameraden zu verschaffen, der mich in kurzem heimlich so weit brachte, daß ich mich wenigstens nicht zu schämen brauchte, wenn man mich Herr Sergeant begrüßte...." Alles in allem war es ein Leben, um das, nach Seumes Meinung, kein Galeerensklave die englischen Söldlinge hätte beneiden können. Ein Trost war, daß der junge Deutsche in einem adeligen Offizier, dem Freiherrn Heino von Münchhausen, durch ein witziges Gedicht einen Freund fand, daß er geistige Nahrung aus Horaz, Vergil und Homer, aus Hagedorns und Höltys Poesien zu ziehen vermochte. Trotzdem ward das Dasein für Seume so unerträglich, daß er mit einem gewissen Serre von der französischen Kolonie in Halberstadt den Plan faßte, zu entfliehen und sich den Amerikanern anzuschließen. Dorthin zog ihn sein ganzes, auf Freiheit und Unabhängigkeit angelegtes Wesen. Waren sie, die Freiheitskämpfer, doch den geliebten Alten ähnlicher! Aber die Nachricht von dem Friedensschluß machte Seumes Flucht bei dieser Gelegenheit unnötig. Im August 1783 wurde die Rückreise angetreten; Mitte September war man in Bremerhaven.

Auf der Fahrt gegen Bremen verbreitete sich unter den Soldaten ein schreckendes Gerücht: die Mannschaften sollten abermals und zwar diesmal an die Preußen verkauft werden. Diesem erneuten Zwangsdienste wollte sich der Gepreßte unter allen Umständen entziehen; die Flucht, am hellen, lichten Tage mit großer Verwegenheit ausgeführt, glückte, aber sie brachte ihn erst recht aus dem Regen in die Traufe. Der Deserteur fiel den Preußen, denen er hatte

entrinnen wollen, in die Hände, wurde als Gefangener nach Emden gebracht und gezwungen, als gemeiner Soldat Dienste zu tun.

Dreieinhalb Jahre lang, vom Oktober 1783 bis zum Mai 1787 blieb der frühere Theologus unter preußischer Fuchtel. Er begann seinen Dienst mit einem abermaligen verzweifelten Fluchtversuch, der jämmerlich mißglückte und den Wiederergriffenen ins Verderben geführt hätte, wenn ihm die Musen nicht günstig gewesen wären. In die Wachtstube eingesperrt, schrieb er an die Tür den Vergilschen Spruch: Tu ne cede malis, sed contra audentior ito — Weiche Du nicht dem Unheil, nur mutiger tritt ihm entgegen! Der Offizier fragte, wer das Latein geschrieben habe. „Wahrscheinlich der kleine, schwarze Deserteur," lautete die Antwort. Die kriegsgerichtliche Untersuchung begann mit einer Auseinandersetzung zwischen einem Hauptmann und dem Gefangenen über den Hexameter, den jener als fehlerhaft angriff, dieser mit großer Energie als tadellos verteidigte. Um dem Wortstreit ein Ende zu machen, zog Seume endlich seinen Vergil aus der Tasche und erwies durch den Augenschein die Herkunft des Verses. Nun wollte man wissen, wie der Gefangene in den Militärdienst gekommen sei; trotzig antwortete er: „Durch Gewalt von den Preußen wie von den Hessen", und gab seine Lebensschicksale näher an. Die Richter hatten Mitleid mit dem Gelehrten in Uniform, ließen Gnade für Recht ergehen und befreiten ihn aus dem Arrest. Der Fall sprach sich herum, der Gouverneur von Emden, General Courbière, der nachmalige heldenmütige Verteidiger von Graudenz, nahm sich Seumes an und gab seine Kinder, wie andere auf des Generals Empfehlung, in

dessen Unterricht. Doch das Bewußtsein, zu einer durchaus unwürdigen und für die Zukunft aussichtslosen Lebenslage gezwungen zu sein, stimmte Seume mit der Zeit immer trostloser. Dazu kamen Enttäuschungen und Zurücksetzungen, die ihm alle Hoffnung auf jede Beförderung benahmen. Sein Haß gegen alle Tyrannei wuchs unter diesen Verhältnissen, er wurde zum Tyrannenfresser. Manchmal wagte er, auf Freiheit zu hoffen; „aber", so ruft er aus, „wenn ich jetzt frei wäre, was dann? Auf keinen Monat Lebensunterhalt! was anfangen, stipulieren, bücken und antichambrieren? Vater, Vater, wäre ich ein Grobschmied worden! Dann kannte ich Ramlern und Klopfstock [so!] nicht und dächte nicht ans Odendichten, aber ich könnte den Amboß schlagen, und mein Schurzleder setzte mir nicht Iliaden ins Gehirn." Allmählich reifte trotzdem der Entschluß zu einem letzten Fluchtversuch in ihm, dessen Ausführung abermals mißglückte und dem Deserteur die Verurteilung zu zwölfmaligem Spießrutenlaufen eintrug. Dies war so gut wie ein Todesurteil! Aber wiederum ward ihm Rettung im letzten Augenblick: seine Offiziere und angesehene Bürger von Emden hatten sich vergeblich für den Unglücklichen verwandt; da, unmittelbar vor dem Beginn der Urteilsvollstreckung, erschien im Kasernenhof ein langer Zug von Knaben und Mädchen, darunter die Kinder des Generals, um für ihren geliebten Lehrer Gnade zu erflehen. Auch dies schien vergeblich. Da trat der Vorsitzende des Kriegsgerichts heran und verkündete, man habe mit Rücksicht auf Seumes Schicksale, seine Talente und seine sonst gute Führung die Strafe in sechswöchiges Gefängnis bei Wasser und Brot verwandelt.

Endlich erhielt der Vielgeprüfte seine Freiheit, und zwar mit Hilfe eines seiner bürgerlichen Gönner, der ihm die zu einem Urlaub nötige Kaution von achtzig Talern stellte unter der Voraussetzung, daß der aus seinem Käfig Entronnene niemals dahin zurückkehren werde. Diese Voraussetzung erfüllte der Erlöste von Herzen gern. Er ging nach Sachsen zurück, fand seine Mutter noch am Leben und seinen alten Gönner, den Grafen Hohenthal, zu neuer Hilfe bereit; nun wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Nebenbei besuchte er philologische, philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, erwarb sich seinen Unterhalt mit englischem Sprachunterricht und verdiente sich mit Übersetzungen u. dgl. so viel Honorar, daß er dem Emdener Freunde die Kautionssumme und dem Grafen dessen Darlehen wiedererstatten konnte. Nach dem Abschluß seiner Studien durch die Magister-Promotion duldete es den Unruhigen nicht länger im ruhesamen Vaterlande: er ging im August 1793 mit einem Grafen von Igelström, in dessen Haus er eine Zeitlang Erzieher gewesen war, nach Rußland, nahm wieder Militärdienste, erst als Sergeant bei den russischen Okkupationstruppen in Polen, wurde von seinem Grafen zuerst als Sekretär und Dolmetscher benutzt und später auf dessen Empfehlung zum Leutnant bei den Petersburger Grenadieren ernannt. Als Offizier in halbdiplomatischer Stellung mußte er, der Freiheitsfreund — o Ironie des Schicksals — zum zweiten Male auf seiten der Freiheitsunterdrücker gegen die Freiheit (Polen) kämpfen. Fast wäre der begeisterte Freund der Humanität Kosakenhauptmann geworden. Seine Ehrlichkeit trotzte allen Anfechtungen, sein Charakter wurde im Kampf mit einer widerspruchsvollen Welt immer knorriger

und kantiger. Etwa drei Jahre hielten ihn die russischen Dienste fest. Schreckliche Erlebnisse während der Niedermetzelung der Russen im aufständischen Warschau und in polnischer Gefangenschaft lagen hinter Seume, als er im September 1796 „wie eine Erscheinung aus dem Reiche der Toten" in Leipzig wieder auftauchte.

Im Jahre darauf verlor er nach dem Tode der Kaiserin Katharina infolge der eintretenden Veränderungen seine Stellung im russischen Heere und war wiederum, aller Mittel bar, auf seine eigene Kraft angewiesen. Aufs neue kamen ihm seine Sprachkenntnisse zugute, außerdem seine gründliche Bekanntschaft mit den russischen Verhältnissen: mit Schulmeisterei und literarischer Tätigkeit fristete er sein Dasein. Diese brachte ihn, wie früher schon zu Schiller, auch zu dem Verleger Georg Joachim Göschen in nähere Beziehung, der damals seine umfassenden Wieland- und Klopstockausgaben verbreitete. Der Held so vieler Abenteuer trat in den Göschenschen Verlag als Korrektor ein, ein Amt, das er über vier Jahre lang, vom Oktober 1797 bis Dezember 1801, bekleidete. Es wurde dem Unsteten, der so lange in der Welt umhergeworfen worden war, sauer genug, dabei auszuharren. Da klagte er gelegentlich seine Not in gereimten Episteln: „Es ist fürwahr / mir sonderbar / gar oft zumute, / wenn ich so wie / ein braves Vieh / von Dromedar / mit heißem Blute, / als jagte mich / mit Hieb und Stich / des Treibers Rute, / — wenn ich so hier / mit dem Brevier / am Brette sitze / und keuchend schier / die Feder spitze, / die Nase tief, / die Mütze schief, / und lüg' und schwitze, — / wenn mir die Silben / wie Käsemilben / in dem Gewirr / auf dem Papier / gar bunt und kraus / in kleinen Haufen / hinein,

heraus / zusammenlaufen." Wie manchmal sehnte er sich da zurück zu Huronen und Irokesen oder nach dem Lande der Knute, „wo man Despoten / mit blutiger Schrift / und nur Heloten / in Lumpen trifft". Gar gerne hätte er den Degen wieder mit der Feder vertauscht.

Eine Zeitlang dachte er daran, nach Preußen zu gehen, als der alte Vater Gleim aus Halberstadt ihm schrieb: „Sitzleben freilich ist nicht für Sie. Nur müssen Sie kein Russe, kein Amerikaner wieder werden; alle guten Geister müssen ins Preußenland gehen, und aus diesem müssen sie ausgehen auf alle bösen Geister, deren es, die französischen nicht mitgezählt, in unserm lieben deutschen Vaterlande sehr viele noch gibt." Das war im Mai 1798. Napoleons Stern war damals im Steigen. Alle weltbürgerlichen Schwärmer hatten beim Beginn der französischen Revolution dahin ihre Hoffnungen gerichtet. Von den folgenden Greueln enttäuscht, hatten die Freiheitsbegeisterten zu Bonaparte wie zu einem Erlöser und Friedensbringer die Herzen gewendet. Aber bald mußten die Scharfblickenden unter ihnen erkennen, daß von diesem Manne weder Geistesfreiheit des einzelnen noch Förderung des allgemeinen Menschenwohles zu erwarten war.

Auch Seume hat diese Stimmungswandlungen durchlebt. Dem politisch geschärften Blick des Vielgewanderten waren die Gefahren, die von dem Wesen des dämonischen Korsen drohten, früher als anderen offenbar geworden. Doch nicht für sein „Vaterland" etwa fürchtete er, nur für Humanität, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit im verschwommen kosmopolitischen Sinne. Am meisten davon fand er noch in Preußen, aber Preußen war ja „Ausland", es repräsentierte eine „fremde Nation". Als Seume dann, dem Drange nach

neuer Bewegung und frischen Abenteuern nachgebend, seinen merkwürdigen „Spaziergang nach Syrakus“ (1802) gemacht hatte, konnte er es sich auf dem Rückmarsche nicht versagen, der Persönlichkeit des gewaltigen Tyrannen doch eine Art Huldigung darzubringen. „Ich könnte weinen,“ schreibt er, „es ist mir, als ob mir ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann verehren; das kann ich nun hier nicht.“ Tyrannenhaß und Persönlichkeitskultus — auch gegenüber dem Russen Suworow — vereinigten sich friedlich in Seumes Kosmopolitismus.

Aber mit dem Fortgang der Ereignisse wandelten sich Seumes Anschauungen. Im Jahre 1805 begab er sich wieder auf Reisen. Da durchwanderte er mit noch „weltbürgerlichem Blick“ den Norden Europas, Rußland, Finnland und Schweden („Mein Sommer 1805“). Wie verändert kehrte er von dieser „Fischreise“ heim. Schon unterwegs hat er „zwei Seelen“ in sich entdeckt: „Die eine treibt mich fort an den Kaukasus und Baikal, und die andere zieht mich sanft zurück zu den vaterländischen Eichen.“ In Nowgorod, wo öde Reste von der entschwundenen Herrlichkeit der deutschen Hansa zeugen, erinnert er sich schmerzvoll der Zerrissenheit Deutschlands: „Ein Deutscher muß jetzt fast nur im Andenken an seine Nation leben. Hier ist ein Österreicher, dort ein Preuße, hier, ein Sachse, dort ein Bayer, hier ein Hesse und so weiter bis zur Legion der kleinen Fürstenkinder, aber nirgends ein Deutscher!“ Es dämmert! Und mehr und mehr bricht Seume mit den Idolen eines erträumten Weltbürgertums, immer ernster und schwerer drängt sich ihm die Sorge um die Zukunft seines deutschen Vaterlandes auf. Er ruft:

Die Zeit der Dichtung ist vorbei,
Die Wirklichkeit ist angekommen.

Und er hat dann ernst damit gemacht; als der ersten einer vollzog er den Übergang von der Dichtung zur Politik, in dem Sinne etwa, wie Fichte sie verstand. Er schreibt politische Schriften, ohne die Gefahr zu achten, die ihm wie allen freimütigen Männern, zumal in Sachsen, damals drohte. Vor allem fordert er Gerechtigkeit und Freiheit, weil aus ihnen allein wahrer Nationalsinn entsprießen könne; er verlangt das, was der Freiherr vom Stein in Preußen durchführte: Rechte und Pflichten für den gemeinsten Mann. „Die Feinde sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Überall ist unter dem Volke grobe, schmutzige Selbstsucht. Unter unseren Fürsten herrscht Mißtrauen; einer freut sich über das Unglück des andern ... und bringt endlich sich und die Nation an den Rand des Verderbens", heißt es in der Vorrede zum „Sommer 1805". Dann geht es gegen den „Diktator von Europa, der vor fünfzehn Jahren nur eben Zutritt in das Vorzimmer der dummstolzen Minister hatte". Darauf heißt es weiter: „Wollen wir dem hereinbrechenden Verderben Widerstand tun, so müssen wir es mit der gesamten Kraft alle tun. Jede Ausnahme ist zweckwidrig und Nationalsünde. Können wir nun den Gedanken der öffentlichen Gerechtigkeit nicht wagen, so dürfen wir uns nur recht folgsam bescheiden auf das Joch gefaßt machen, das man uns nach der Reihe auferlegen wird."

Die Stimme des Propheten sollte leider nur zu sehr als wahr sich erweisen. Preußen wurde besiegt, gedemütigt und seiner Macht beraubt; das zum Königreich erhobene

Kursachsen trat unter die knechtische Schaar der Verbündeten des Eroberers. Seumes Ingrimm wurde dadurch nur gesteigert; je mehr seine Umgebung sich in Untertänigkeit gefiel und dem Gestirn des Siegers huldigte, desto tiefer tauchte er seine Feder in ehrlichen Haß und Zorn gegen die „Kriechlinge", desto mächtiger suchte er die Hoffnungen der Getreuen zu beleben. „Ich sehe die schöne Wiedergeburt meiner Nation," ruft er unerschüttert in den tagebuchartigen „Apokryphen" aus, „wenn nur erst ihre Harpyien tot sind." Das Schicksal des heldenmütigen Buchhändlers Palm in Nürnberg konnte ihn nicht schrecken: er blieb, während andere sich der Willkür des Gewaltherrschers entzogen, ruhig auf seinem Posten in dem Bewußtsein, daß ihm im Volke Rächer erstehen würden, wenn er dem fremden Tyrannen zum Opfer fiele; auf diese Weise, so glaubte er, werde er sein Schicksal vielleicht am besten besiegeln. „Es ist zu hoffen, daß die jetzige große Gärung den Abschaum auswirft und abwirft und die Selbständigen zutage fördert" — „sobald wir Deutsche eine Nation sind, sind wir die ersten" — „wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa" — solche und ähnliche Sätze war er bereit „auf Tod und Leben" in einer Sammlung herauszugeben, aber es fand sich kein Zensor, der den Druck zulassen, kein Drucker, der den Verlag übernehmen wollte.

Noch glühender äußert sich die Vaterlandsliebe, noch schärfer die politische Seherkraft, noch ergreifender die Sorge des wetterfesten Mannes in der furchtbar anklagenden, von der Zensur wiederum unterdrückten „Politischen Vorrede zu Plutarchuntersuchungen" (1808). Von dem griechisch-römischen Geschichtschreiber steht dort nur wenig, desto mehr aber

von der Schande und Schmach, in die das Vaterland versunken ist. „Die Fremden sind überall Herr im Vaterlande; von uns wagt niemand auch nur den Mund aufzutun oder zu mucksen. Deutschtum gibt es nicht mehr; der Ursprung unseres Namens gereicht uns zum Vorwurf.“ Wie der Freiherr vom Stein der russischen Kaiserin ins Gesicht gesagt, das deutsche Volk sei ein großes, treues, tapferes Volk, aber die deutschen Könige und Fürsten, die ihre Schuldigkeit versäumt, wüßten es nicht zu gebrauchen, so klagte auch Seume aus den Tiefen seines Herzens: „Ein Vaterland haben wir nicht mehr. Was das Volk mit einem tüchtigen und kräftigen Feldherrn vermag, haben schon unsere Feinde ausreichend bewiesen; was dagegen Feldherren und ihr törichter Ehrgeiz ohne das Volk, das ist durch unsern Untergang veranschaulicht worden.“ Die Vorrechte und den Eigennutz einzelner Stände hält er für den Urquell aller Übel: „Eins sei das Volk, eins die Oberherrschaft, eins die Staatsgewalt, eins die Autorität und Majestät des Vaterlandes.“ Die Absonderung der Privilegierten von dem Volke erscheint ihm als die Ursache der Zwietracht und Uneinigkeit, als das schwerste Hindernis der Einigung und der Einheit. Angesichts des von innen und außen drohenden Untergangs gibt er die Homerische Losung aus: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten!“

Da Seumes Mahnungen auf dem Wege des Druckes nicht zum Volke dringen durften, ergriff er ein anderes Mittel, zu seinen Zeitgenossen zu reden: er schrieb ein Trauerspiel „Miltiades“ und legte seinem Helden sein eigenes vaterländisches Empfinden in den Mund. Was Miltiades den Athenern zuruft, ist für die Deutschen gemeint:

„Das Göttlichste für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, ist das Vaterland;
Den Sklavenseelen nur ist das Gefühl,
Das heiligste der bessern Seelen, fremd. —
Seid Männer, wie Ihr waret! Die Gefahr
Wächst fürchterlich; prophetisch seh' ich das ...
Seid einig in dem Kampf fürs Vaterland!
Vereinigt trotzen Griechen einer Welt,
Woher sie auch die Sonne schickt. Nur Zwist
Und blinde Selbstsucht gräbt der Freiheit Grab,
Des Ruhms, der Ehre und des bessern Sinns."

So war aus dem ins Weite schwärmenden Weltbürger ein ans Nahe liebend hingegebener, völkisch gesinnter Staatsbürger, aus dem Dichter ein politischer Schriftsteller, aus dem Sachsen ein Deutscher geworden. Er war einer der ersten, die das zum bloß literarischen Begriff gewordene Wörtchen „deutsch" wieder mit politischem und nationalem Inhalt füllten. Wie er sich und seine Anschauungen umwandelte, so sollte unter den Hammerschlägen der Not das ganze Volk fest und hart werden. Seume selbst aber erlebte die Erhebung nicht mehr: schwer krank starb er zu Teplitz am 13. Juni 1810. In einer seiner letzten poetischen Kundgebungen noch beklagte er es bitter, daß er in den Stürmen der Zeit „nicht des Vaterlandes Hermann" sein könne, und sein allerletztes politisches Gedicht ist ein flammender Aufruf zum Kampf gegen die Fremdherrschaft.

Diese Rufe verhallten; Seumes Stimme vermochte noch nicht durchzudringen. Er hatte eben nie einen seinen Gaben entsprechenden Wirkungskreis zu finden vermocht. Zu anderen Zeiten wäre er wohl ein nachhaltig wirkender Publizist geworden; er besaß alle Gaben eines gewandten, vielseitig unterrichteten, großzügigen Journalisten. Im rheinbünd-

lerischen Sachsen war kein rechtes Feld für seine glühende Vaterlandsliebe, für sein Streben nach Einheit; den Anschluß an Preußen aber, wo doch in jenen Jahren alle guten Geister zusammenströmten, konnte der zum republikanischen Sonderling Gewordene nicht finden. So kam es, daß seine Worte nicht so weithin vernommen wurden, wie die eines Fichte oder Arndt. Und doch weht aus seinen Schriften ein dem Genius dieser Männer verwandter Geist. Darum soll Seume unter den Vorkämpfern der nationalen Erhebung immer mit Ehren genannt werden. Wie man die Seele aus dem Druck und Drang der Umstände frei errette, dafür war und bleibt sein Leben ein ermutigendes Beispiel.

Marschall Vorwärts

Eine biographische Charakteristik

Unter all den strahlenden Heldennamen, die sich mit der bald hundertjährigen Erinnerung des deutschen Volkes an die Befreiungskriege aufs innigste verbunden haben, leuchtet einer in ganz besonderem Glanze; kein anderer Name — das darf man sagen, ohne damit die übrigen in Schatten zu stellen — hat sich der Volksseele so tief eingeprägt wie der Blüchers. Dieser Mann steht unter den Großen jenes Heldenalters einzig da, mit keinem anderen recht vergleichbar, eine Persönlichkeit ganz eigenen Wuchses und eigenen Maßes. Etwas Außerordentliches, Wunderbares liegt schon in der Tatsache, daß Blücher erst in einem Alter, das sonst die Menschen hinfällig macht und zu beschaulicher Ruhe zwingt, daß er als Greis von siebzig Jahren seine welthistorische Mission antrat und mit jugendlicher Kraft und Begeisterung durchführte. Wo er erscheint, fliegen die Herzen ihm zu; nicht nur die Masse jauchzt ihm, dem Hort ihrer Hoffnungen, entgegen, nicht nur das Volk in Waffen reißt er zu fast abgöttischer Bewunderung hin und zu unerhörten Taten mit fort, auch die Großen der Erde und die Höchstgebildeten der Nation, dieses Volkes der Dichter und Denker, beugen sich willig vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes. Selbst die Feinde können ihm ihre Achtung nicht versagen, und der Gewaltigste unter ihnen, Napoleon, hat in dem „vieux renard“ seinen furchtbarsten Gegner erkannt. Woher diese Fülle und Macht der Wirkung? Wer in Blücher bloß einen verwegenen

Haudegen, einen vorwärts stürmenden und auf den Gegner blind loswetternden Draufgänger sieht, kann die Eigentümlichkeit des Mannes nicht erfassen, geschweige denn der Riesenarbeit und den Verdiensten des Feldherrn, der einem der größten Kriegshelden aller Zeiten siegreich gegenübertrat, auch nur entfernt gerecht werden. Gewiß, der alte Husar verkörperte in neuzeitlicher Form ein Stück des uralten furor teutonicus, jener ungestümen und tollen Tapferkeit, die schon unsere germanischen Vorfahren unwiderstehlich im Streite und zu furchtbaren Feinden machte. Dieser verwegene Zug gehört zu seinem Bilde, er drückt sich auch in Blüchers Wahlspruch aus: Audacem fortuna adiuvat, dem Tapfern hilft das Glück. Der Bescheidene selbst hat diesem Charakterzuge seinen Anteil an den großen Erfolgen der Befreiungskriege zugeschrieben. Um ein allzu lautes Lob seiner Taten abzuwehren, sprach er einst das bekannte schöne Wort: „Was ist's, was Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." Nach dem Zeugnis eines seiner Adjutanten war dies der Ausdruck seiner aufrichtigen Gesinnung, aber wir dürfen uns damit nicht begnügen. Daß Blüchers Wesen bei aller scheinbaren Einfachheit und Geradlinigkeit sich aus einem Punkte nicht erklären läßt, ist schon früh erkannt worden; ja ein guter Menschenkenner wie der Naturphilosoph Heinrich Steffens, der während des ganzen Krieges 1813/14 in Blüchers Nähe weilte, bekannte in seinen Lebenserinnerungen, es gebe „nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urteil über diesen seltsamen Mann". Blüchers Selbsteinschätzung ist charakteristisch für naiv geniale Naturen seiner Art: wie sie mehr nach Einfällen und Gefühlen als nach bestimmten Plänen und

Grundsätzen entscheiden, wie sie selbst die verwickeltsten Aufgaben, der sicher führenden inneren Stimme gehorchend, mit anspruchsloser Einfachheit lösen, so wandeln sie auch in einer gewissen Dunkelheit über sich selbst dahin, unfähig, über ihr Wesen und ihre Taten klarbewußte Rechenschaft zu geben. Treffend sagt Schiller: „Das Ei des Kolumbus gilt von jeder genialen Entscheidung" und: „Dadurch allein legitimiert sich das Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert." So verstehen wir, daß Blücher oft geneigt war, dem „Glücke" zuzuschreiben, was, ihm selbst nicht völlig bewußt, eine Wirkung seiner mächtigen Natur, eine Frucht seines blitzschnellen Erfassens und willensstarken Ausnutzens der Umstände war, die anderen nur durch Nachdenken sich erschlossen. Bezeichnend ist dafür ein Ausspruch, den der Alte am Abend des 26. August 1813 zu Gneisenau tat, nachdem er seine widerwilligen Unterführer zur Schlacht an der Katzbach gedrängt und durch seine entschlußkräftige Führung den Sieg errungen hatte: „Na, Gneisenau, die Schlacht hätten wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; nun soll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wir alles so klug angestellt haben."

Von „Besonnenheit", wie etwa bei den großen Strategen Gneisenau und Moltke, kann bei Blücher keine Rede sein. Dieser wußte, was er Scharnhorst und Gneisenau zu danken hatte. Es war ihm voller Ernst, als er diesen letzteren, seinen Generalstabschef seit der Schlacht bei Bautzen, später einmal im Scherze als seinen „Kopf" bezeichnete. Die Geistesarbeit der beiden Freunde war dem mehr nach großen Intuitionen handelnden Feldherrn eine unentbehrliche Stütze, sie lieferte

ihm die Bestätigung und Rechtfertigung seiner auf anderem Wege erworbenen Anschauungen und Entschlüsse. Ohne sich der Einsicht der Schlachtendenker blindlings und willenlos zu fügen, vertraute Blücher ihnen vollständig, weil sie die Größe der Gesinnung, den kühnen Unternehmungsgeist und die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe mit ihm teilten. Aber die Gehilfen des Feldherrn wußten ihrerseits auch, warum dieser zum Führer wie kein anderer berufen war: persönliche und militärische Eigenschaften machten ihn zu dem vom Schicksal erkorenen Helden, den die Stunde der Not an die rechte Stelle heben mußte. In diesem jugendlichen Greis lebten die flammende Begeisterung der Gegenwart und der Zauber der Erinnerung an die friderizianische Heldenzeit. Seine angeborene kriegerische Begabung war in früher Jugend schon geweckt worden und hatte sich dann allen Künsten und Künsteleien der herrschenden Kriegstheorien zum Trotz in natürlichem Wuchse durch lebendige Erfahrung und Übung entwickelt und entfaltet. Dabei hatte sich das Werden und Wachsen seiner Persönlichkeit in der Weise gestaltet, daß in ihr der glühende Befreiungsdrang aller, das geheime Sehnen und das stärkste Wollen des im Hasse gegen den Unterdrücker endlich geeint aufstehenden Volkes zu einem wunderbaren, hinreißenden Ausdruck gekommen schien.

Kriegerischer Sinn lag dem Sprößling eines alten Kolonisatorengeschlechts von Haus aus im Blute. Schwert und Pflug — das waren die Werkzeuge, mit denen seine Ahnen neben anderen Rittern niedersächsischen Stammes das altgermanische Obotritenland Mecklenburg dem Deutschtum zurückerobert hatten, und durch das Waffenhandwerk suchte sich die Sippe fortan Ehre und Besitz zu erhalten. Doch nach

dem Dreißigjährigen Krieg waren die unmittelbaren Vorfahren Blüchers verarmt. Da ihnen die enge Heimat keinen Raum mehr bot, mußten sie oft in der Ferne, in fremden Kriegsdiensten dem Glück nachjagen. Der Vater Gebhard Lebrechts hatte seine besten Mannesjahre in kurhessischem Waffendienst zugebracht, dann aber plötzlich seinen Abschied bekommen und zeitlebens vergeblich in Rostock auf eine Anstellung in seinem Heimatlande gewartet. Seine Einkünfte waren schmal, reichgesegnet aber war sein Eheglück: von sieben Söhnen und zwei Töchtern war der am 16. Dezember 1742 geborene Gebhard Lebrecht das jüngste Kind. Ehrliebe und Gottesfurcht waren das Beste, was das elterliche Haus dem früh auf sich selbst Gestellten mitgeben konnte. Der Schule verdankte er ein bißchen Latein, ein paar Brocken Französisch und eine mit den Regeln der Rechtschreibung, des Satzbaus und der Formenlehre zeitlebens auf Kriegsfuß stehende Schreibkunst. Mitten unter Söhnen aller Volksklassen in fröhlicher Ungebundenheit aufwachsend, das selbstbewußte Bürgertum der Hansestadt vor Augen, blieb der Junker frei von Standesvorurteilen und Kastenstolz, erwarb er sich ein sicheres Gefühl für das Empfinden des Volkes und einen eigenen Blick für die Verhältnisse der Welt. Blüchers grenzenloses Zutrauen zu der unverwüstlichen Tüchtigkeit und Treue des deutschen Volkes, seine Liebe zur Freiheit, sein Haß gegen Knechtschaft jeder Art haben in diesen Jugendeindrücken ihre Wurzeln. Was das Leben in der Schule an ihm versäumt hatte, sollte die Schule des Lebens nachholen: unverbogen und unverkümmert in seinen besten natürlichen Anlagen, mit scharfem Blick und sicherem Urteil, voll unbändigen Verlangens nach Gefahren und Abenteuern, trat er mit fünfzehn Jahren

schon aus dem Kreise seiner Jugend in das kriegerische Leben ein.

Auf Rügen für ein schwedisches Husarenregiment zum Kriege gegen den Gesamteuropa bekämpfenden großen Friedrich geworben, machte der „hurtige und kecke Junker" eine gute Soldatenschule durch. Noch lebten im schwedischen Heere die Überlieferungen aus der Zeit Gustav Adolfs, noch frischer waren die Erinnerungen an die kühnen Züge Karls XII., unter dessen Fahnen auch der Urgroßvater Gebhards gefochten hatte. Aber drüben auf des unbesiegbaren Preußenkönigs Seite war doch mehr Ruhm zu holen als bei den mit Absicht zaudernd vorgehenden Schweden. Eines Tages im August 1760 fiel der allzu keck vorgehende Blücher den Preußen bei einem Zusammenstoß am Kavelpaß bei Friedland in die Hände; aber worüber der unbändige Junker damals fluchte und wetterte, das hat er später als seines Lebens größtes Glück gepriesen. Ein gütiges Geschick hatte ihn in die Gefangenschaft eines Husarenregiments geraten lassen, an dessen Spitze Oberst v. Belling, ein Verwandter seines Hauses, stand. Dem wurde es nicht allzu schwer, den Wildling ganz für sich einzufangen; der „schwedische" Kornett vertauschte nach geregelter Auswechslung seinen blauen Dolman mit der schwarzen (später roten) Uniform der Bellinghusaren und ward nun erst recht eingeführt in Kunst und Brauch eines tüchtigen Reiters. An der Peene kämpfte man zunächst noch im Kleinkriege weiter gegen die Schweden, später in Sachsen und Böhmen gegen die Kaiserlichen. Diese Feldzüge bezeichnet der Blücherbiograph Generalleutnant W. v. Unger als eine wahre „kriegerische Hochschule, wie sie sich einem jungen Offizier so leicht nicht lehrreicher darbietet".

„Die harte Aufzucht hat Blücher fürs Leben das Gepräge der Rastlosigkeit und Zähigkeit gegeben. Stolz konnte er sagen, den Reiterdienst habe er bei den Husaren aus dem Grunde gelernt. Jeder Feldzug Bellings kam einer Vorlesung über Strategie gleich. Und Blücher ist nicht wie ein Packpferd mitgezogen — er wurde früh zu selbständigen Aufträgen verwandt und stand dem Feldherrn des Schwedenkrieges persönlich nahe." Der junge Husar lernte in dieser Schule noch mehr als Reiten und Fechten; er lernte den ganzen Erkundungs- und Aufklärungsdienst, Versteckegen und nächtlichen Überfall, kurz alles, was Husarenlist auszusinnen und Husarenschnelle auszuführen vermag. Hier erfuhr er auch, daß der Reiterführer einer angeborenen Begeisterung bedarf, daß zum Erfolge nicht bloß militärisches Geschick und kühnes Reckentum gehören, sondern auch die bezwingende Macht einer von Menschenfurcht freien, vor Gottes Willen sich beugenden, auf Gottes Güte vertrauenden Persönlichkeit. Mitten im wilden Kriegsleben schlug dieser Glaube in seiner Seele Wurzeln, und an dem Vorbild seines Meisters Belling befestigte er sich. Aller Übermut seiner überschäumenden, oft zügellosen Jugend, der strengen Sittenrichtern reichlich Anlaß zum Tadel geben mag, konnte diese Züge aus Blüchers Wesen nicht mehr tilgen. Und noch mancher edle Same ging schon zu dieser Leutnantszeit in seinem empfänglichen Gemüte auf: der Sinn für treue Kameradschaft, eine unverwüstliche Freudigkeit des Willens selbst in schwersten Zeiten, warmherziges Mitempfinden bei Not und Unglück, verständnisvolles Eingehen auf Freud und Leid auch der Tieferstehenden. Noch eines, was dem alten Blücher zugute kommen sollte, lernte der junge schon von seinem Meister:

unerbittliche Strenge im Dienst, Güte und Nachsicht außer Dienst. Auch Belling stellte im Gefecht und auf Gewaltmärschen an seine Truppen die ungeheuersten Anforderungen bis zum letzten Hauch von Roß und Mann, nachher aber sorgte er für jeden einzelnen wie ein wahrer Vater.

Es ist bekannt, durch welche Umstände Blücher im Herbst 1772 zunächst aus seiner militärischen Laufbahn gedrängt worden ist. Das tausendmal Erzählte braucht hier nicht wiederholt zu werden. Aber eins muß hervorgehoben werden: der dreißigjährige Stabsrittmeister Blücher hängt das Schwert an den Nagel, weil er sich von seinem König mit Unrecht hintangesetzt glaubt; obgleich ein armer Teufel, der auf seinen Sold angewiesen ist, gibt er trotzig sein Liebstes auf, um sich der vermeintlichen Willkür nicht beugen zu müssen. Den Rat des alten Fritz, „sich zum Teufel zu scheren", hat er glücklicherweise für Preußen und Deutschland nicht befolgt. Wohl aber ging er hin und vermählte sich mit einem Mädchen, das er schon einige Zeit liebte, und zeigte seine Tüchtigkeit auch in seinem neuen Berufe als Landwirt. Vierzehn Jahre hat er, trotz aller Erfolge, mit Widerstreben darin ausgehalten, darin aushalten müssen, weil kein noch so hartnäckiges Stürmen und Drängen um Wiederanstellung im Heere dem entlassenen Rittmeister Gehör bei dem nachhaltig zürnenden Könige verschaffen konnte. Erst der Tod des Königs Friedrich brachte dem ungeduldig Harrenden ein neues Leben in seinem alten, heißgeliebten Beruf: ein Federstrich Friedrich Wilhelms II. brachte ihm die — wie es Blücher schien — verlorenen Jahre wieder ein. Und doch waren sie für seine Entwicklung nicht verloren. Der zum Major seines alten Husarenregiments Ernannte nahm

Kenntnisse und Erfahrungen mit, die ihm auf dem Wege einer ununterbrochenen militärischen Laufbahn kaum erblüht wären. Schon längst vertraut mit Land und Leuten im deutschen Norden bis nach Polen hinein, hatte er sich nun auch praktisch in die bürgerlichen Verhältnisse eingelebt; in seinem Wirken als Landwirt und Deputierter bei der Landschaftsdirektion auch die schwere Kunst gelernt, mit dem „gemeinen Mann" zu verkehren und sich außerdem tüchtige Kenntnisse in der Zivilverwaltung erworben — lauter Dinge, die ihm später als Gouverneur zu Münster und in Pommern zugute kamen und überhaupt zu seinen großen Erfolgen wesentlich mitwirkten.

Als Schwadronschef und Regimentskommandeur fand Blücher in Friedens- und Kriegszeiten reichlich Gelegenheit, seine Kunst der Menschenbehandlung zur Meisterschaft auszubilden. Die Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein (1793/94) brachten dann seine soldatischen Talente und seine Feldherrneigenschaften zur Reife. Als Husarenführer und an der Spitze gemischter Truppen schlug er sich in fast zahllosen Gefechten mit den Haufen des Revolutionsheeres herum und ward wegen seiner schneidigen Tollkühnheit, seiner behenden List und unermüdlichen Ausdauer von Freund und Feind bewundert. In seinem (1796 veröffentlichten) Kriegstagebuch hat er selber bescheiden und doch mit herzhaftem Selbstgefühl geschildert, wie oft er den Feinden „auf den Hals gegangen" sei, sie „geschmissen" und ihnen „eine Schlappe angehängt" habe. Aber seinem brausenden Husarenmut war, wie sich schon damals zeigte, ein starker Zug menschlich hilfreicher Milde beigemischt, einer Herzensgüte, die es ihm zur heiligen Christenpflicht machte, für die kranken und verwundeten Feinde ebenso zu sorgen wie für seine

eigenen Leute. Die Schrecken des Krieges machten sein Gefühl nicht hart und stumpf; der Verantwortung für die ihm anvertrauten Menschenleben war er sich wohl bewußt. Die großen Verluste an Gut und Blut, die jeder Krieg erheischt, schnitten auch ihm ins Herz — je älter er wurde, desto mehr. Der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde in Frankreich tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier solches Elend über seine Brüder bringe; dann werde jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zum siedenden Öle auf dem Gewissen des Regenten. Doch solche Gefühle und Gedanken konnten Blücher niemals abhalten, zur Erreichung des Zieles der Schlacht, des Sieges, alles aufzubieten. Schon in den Rheinfeldzügen trat er gegenüber den ewig zaudernden, Opfer scheuenden Oberführern für eine kraftvolle Kriegführung ein. Seiner feurigen Kriegernatur entsprach der Geist der Initiative, den einst der große König Friedrich für den Nerv des Kriegshandwerks erklärt hatte. Während es den Generalen der Friedensjahre als die Blüte militärischer Weisheit erschien, recht viel zu „kalkulieren" und behutsam das schlau Ausgeklügelte ins Werk zu setzen, bewahrte Blücher die Erinnerung an die Großtaten und Meister der preußischen Kriegskunst, deren oberstes Gesetz war, den Feind anzugreifen und zu schlagen. Dabei ließ auch er es an kühlem Wägen nicht fehlen; war er aber einmal zum Wagen entschlossen, dann mußten dem Ruf der Trompete ein unwiderstehlicher Ansturm und ein vernichtender Schlag folgen. Und

war das Glück schwankend und abgeneigt, dann galt es, zäh auszuharren, bis ihm die Palme entrungen war.

Manche holde Täuschung freilich nahm der während des Feldzugs zum Generalmajor Vorgerückte neben seinem persönlichen Ruhm und stark bereicherter Erfahrung mit in die lange Friedenszeit hinüber: die Überschätzung der Leistungsfähigkeit der preußischen Armee mußte auch er mit manchem anderen Tapferen büßen; denn er setzte gern, wie Treitschke sagt, den Heldensinn, der ihn selber beseelte, bei allen seinen lieben Deutschen voraus. Aber die Not der Zeit ließ ihn gleichwohl fortschreiten an Einsicht und an kräftigem Willen zur Tilgung eingerotteter Übel. In den Jahren 1795 bis 1806 sehen wir ihn als treuen Grenzwächter und scharfen Beobachter in Ostfriesland, am Niederrhein und in Westfalen. In Münster, wo er als Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in den neuerworbenen westfälischen Landen zum Generalleutnant ernannt ward, erwarb er sich durch sein offenes, allem Kastenstolz abgeneigtes Wesen allein unter allen Preußen eine große Volkstümlichkeit. Er verstand es, den stolzen Domherren und dem münsterländischen Adel zu imponieren, ohne mit seiner Meinung über deren vaterlandslose Gesinnung je zurückzuhalten; der Kleinbürgerstand aber war erst recht auf der Seite der preußischen Exzellenz, die kein Bedenken trug, sich beim Kaffeewirt an den ersten besten Tisch zu setzen und mit den Leuten über ihre Familien- und Gewerbsverhältnisse zu plaudern. Dem aufgeweckten Menschenschlag gefiel es auch, daß der General selbst oft ausgelassen wie ein Jüngling war: die Freuden des Bechers und die Aufregungen des Spiels mußten ihm in seiner überschäumenden Lebenskraft die Wagnisse des Krieges ersetzen.

Daß er darüber den Ernst der Zeit nicht vergaß, bezeugt uns vor allem seine in diesen Jahren geschlossene Freundschaft mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein, dem Oberpräsidenten von Westfalen. Dieser schätzte, wie Treitschke sagt, „das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte". In ein gleich herzliches Freundschaftsverhältnis zu Blücher traten später, nach den Unglückstagen von Jena und Auerstedt, Scharnhorst und Gneisenau.

Seit seinem kühnen Zuge auf Lübeck war Blücher der Mann des Volkes, die Hoffnung der Armee: während so viele Befehlshaber, von einem jähen Entsetzen gepackt, nach Jena widerstandslos die Waffen gestreckt hatten, war Blücher tapfer kämpfend unterlegen, hatte aber im Unterliegen noch gezeigt, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt vermöge. Für Scharnhorst, der an seiner Seite gefochten, war das ein beglückendes Erlebnis gewesen. Er sah seitdem mit der ganzen Patriotenpartei auf den allen Schicksalen sieghaft trotzenden Alten als auf die treueste Stütze der deutschen Hoffnungen. Schon in der Zeit schier endlosen Harrens schrieb er ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Alle Erhebungspläne der Freunde fanden in dem immer zum Schlagen bereiten Blücher einen feurigen Fürsprecher; aber auch auf ihre Reformen ging er mit nimmermüdem Eifer und anregendem Verständnis ein. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so förderte er mit

Rat und Tat alle Pläne Steins, die auf Erziehung des Volkes zu freier Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung hinausliefen. Sein angeborener Unabhängigkeitssinn ließ es ihn wie eine persönliche Entwürdigung empfinden, daß auf deutschem Boden ein fremder Gewalthaber schaltete und waltete. Die Schmach der deutschen Fürsten und Völker, die in abergläubischer Furcht ihr ganzes Dasein von der Gnade Napoleons erwarteten und sich in freiwilliger Knechtschaft behagten, schnitt ihm tief ins Herz. Da wetterte er: „Ich bin frei geboren und muß auch so sterben!" Und dem Könige schrieb er: „Ein ehrenvoller Tod ist besser als ein von der Welt gebrandmarktes Leben."

Auf die Reorganisation des Heeres richtete sich naturgemäß und vor allem der Blick des Generals: bei seinen Husaren hatte er längst schon die „Freiheit der Rücken" vom Unteroffiziersstock eingeführt, d. h. die Prügelstrafe abgeschafft; nun bekämpfte er mit Nachdruck auch den pedantischen Zwang unnützer Paradekünste zugunsten einer freieren, kriegstüchtig machenden Ausbildung der Truppen, forderte er ohne Rücksicht auf ängstliche Gemüter die Schaffung einer „Nationalarmee". „Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt," schrieb er als Gouverneur von Pommern an Gneisenau, der neben Scharnhorst in der Heeresreorganisations-Kommission saß, „vom Zollmaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß eximiert sein, und es muß zum Schwerde greifen, wer nicht gedient hat, es sey denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern."

Daß der Tag der Vergeltung kommen und dazu ein Volksheer bereit sein müsse, in dieser Überzeugung ließ sich Blücher durch keinerlei Friedenspolitik von hüben und drüben

irre machen: die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und seinem Demütiger hielt er, allen Neunmalklugen zum Trotz, für ausgeschlossen. Damit bewies der Feldsoldat einen weitaus schärferen politischen Blick als die von ihm oft verfluchten diplomatischen „Sicherheitskommissare und Faultiere" in des Königs Umgebung. Augenblicke der Verzweiflung hatte auch er, das lag in seiner leidenschaftlichen Natur; aber solche Gemütsstimmungen, in denen er alles verloren gab, waren schnell vorübergehende Zustände, nur dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine noch größere Energie zu verleihen. Dieser Entschluß aber war Napoleons Vernichtung; zum Sturze des „Tyrannen" fühlte er sich berufen, und wie fest er auch an den preußischen Fahnen hing, so war er doch auch bereit, in anderen Diensten dazu mitzuhelfen, daß „der große Mann herunterkomme". Als der zaudernde Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1809 zum Anschluß an Österreichs Erhebung nicht zu bewegen war, schrieb Blücher an einen Freund: „Kommen wir nicht zu einem entschluß, so gehe ich und verwende meine kreffte, die ich noch habe, zum besten meines bedrängten deutschen vaterlandes. Trage Fesseln wer da will, ich nicht." Doch immer wieder ermannte sich der Tapfere zu dem frohen Glauben, er werde sein Preußen noch einmal im alten Glanze, an der Spitze der Befreier sehen, und immer mächtiger trat aus seinem Hasse gegen den fremden Gewalthaber die zum Instinkt gewordene Überzeugung hervor, daß er von der Vorsehung zum Führer in dem heiligen Kampfe um die hehrsten Menschenrechte bestimmt sei. Darin war nichts von Ehrgeiz und eitler Ruhmsucht; Blüchers Zukunft ruhte auf dem festen Grunde eines unerschütterlichen Gottvertrauens, das

ihm sagte, daß die Verderbtheit in Napoleons Tun auch die Notwendigkeit seines Unterganges in sich schließe.

Wir begreifen nach all dem Gesagten, daß Blücher laut aufjubelte, als endlich „die Zeit der Deliberation und des Konferierens" vorüber, die des Handelns gekommen war. Als durch Preußen die Kunde erscholl von jenem Gottesgerichte, welches das stolze Heer Napoleons auf Rußlands Schnee- und Eiswüsten ereilt hatte, da schrieb der auf des Korsen Geheiß seines Dienstes entlassene Alte aus seiner Einsamkeit zu Breslau an Scharnhorst: „Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Führnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsammt dem Bonaparte und all seinem ganzen Anhang vom deutschen Boden zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth sey. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wenn die Fürsten nicht wollen und sich entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und als Nation hergestellt werden." Blücher war es kein Geheimnis, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte", daß ihm die Führung der Armee gebührte. Er war, als alles gestürzt schien, „die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres" gewesen; er fühlte sich nun wie verjüngt und trat, in seiner ungebrochenen, von sieghafter Begeisterung durchglühten Persönlichkeit den Gesamtwillen der Nation verkörpernd, an die Spitze des Volkes

in Waffen, die flammende Seele des alle Hindernisse niederwerfenden Krieges, den er zum glücklichen Ende führte, den Bedächtigen im Lager der Verbündeten und aller diplomatischen Intrige zum Trotz. Nicht sinnlos und blind hinstürmend war der Geist, der Blücher trieb und alles mit sich fortriß, nein! in ihm lebte und wirkte die sittliche Kraft eines unerschütterlichen Willens, der sich auch durch vorübergehende Wolken die frohe Aussicht auf den hellen Tag des endlichen Sieges nicht trüben ließ. „Was war es," fragte einer der Mitkämpfer der Befreiungskriege, „was den Soldaten so mächtig an Blücher kettete? Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmütiges Wesen, seine grauen Haare, seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten einige Scherzworte von sich gab, — die Gewißheit, daß er in dem Augenblicke da sein würde, wenn es not täte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze." Ohne seine Gehilfen Scharnhorst und Gneisenau, aus deren methodisch geschulten Köpfen die Gedanken für die Kriegführung entsprangen, wäre Blücher nicht ausgekommen; das erkannte er selbst neidlos an. Aber den Ausschlag gab doch die Persönlichkeit und die soldatische Erfahrung des erprobten Feldherrn. Dafür noch ein ausdrückliches Zeugnis. Als einst vor Gneisenau des Feldmarschalls Sturz bei Ligny und die Gefahr seiner Gefangennahme besprochen wurde und jemand zu dem Generalstabschef sagte: „Na, dann hätten wir Sie ja gehabt," rief dieser mit warmer Überzeugung: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in seinen Augen und ist in die Herzen unserer Soldaten eingegraben." In diesem „Vorwärts" liegt alles: männliche Weisheit, jugendliche Be-

geisterung, glühende Freiheitsliebe, kriegerische Kunst. In Blücher ist dieses Vorwärts vollendete Gestalt geworden als das Ergebnis eines langen, seinem innersten Wesen und Streben treuen Lebens. Daß seine Größe nicht nur auf der gewaltigen Tat seines Armes beruht, hat Goethe mit seiner Inschrift auf Blüchers Rostocker Denkmal ausgedrückt:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Von der Kraft aber, womit sich der Held in die deutsche Volksseele eingepflanzt hat, gibt folgende märkische Grabschrift einen in ihrer bäuerischen Innigkeit zu Herzen gehenden Beweis:

Hier leet de grise Krieger,
Vader Blücher dei Sieger,
Diem Figgende un Frönne* bekannt,
Ook Marschall Bürrwerts benannt.
Dat wi erlost van dien Franken,
Heff wi Jem vürrhaupts te verdanken.

Hei verkelde sei vaak, mit diem Reimen,**
Dei Groten sowual as dei Kleinen.
In Rostock was hei gebuaren,
Wat heff wi an Jem nit verluaren!
Ruh' ut nu van Mäu un van Suargen
Bit tam niggen ewigen Muargen!

* Feind und Freund.
** Er verkeilte sie oft mit dem Riemen.

Zu Theodor Körners hundertstem Todestag

Vor hundert Jahren, am 26. August 1813, fand Theodor Körner unter den düsteren Tannen bei Gadebusch in Mecklenburg-Schwerin den „seligen Schlachtentod", den er in seinen Liedern so oft vorahnend gepriesen und für sich herbeigesehnt hatte. An diesem Gedenktage des in verheißungsvoller Lenzesfülle Dahingerafften ziemt es sich vor allem, entgegen alten, ebenso haltlosen wie verwirrenden Fabeleien, wie sie vor Jahresfrist als scheinbar neue Wissenschaft wieder aufgetischt worden sind, noch einmal kurz zusammenzufassen, was wir auf Grund glaubwürdiger, zwar im einzelnen sich widersprechender, aber im wesentlichen übereinstimmender Berichte über die Art und Weise von Körners Ende wissen.* Danach steht fest: Leutnant Körner, Adjutant des Freikorpsführers Major v. Lützow, zog mit diesem und einer Reiterschar am frühen Morgen des 26. August vom Gute Gottesgabe, dem letzten Nachtquartier, aus, um den Franzosen einen Transportzug wegzunehmen. Bei einem Gehölz, in das sich ein Teil der feindlichen Geleitsmannschaft noch hatte retten können, kam es zu einem heftigen Gefecht. Unter den ersten, die am Waldrande anlangten, befand sich Körner. Eben als er die

* Ausführlich habe ich darüber gehandelt in der „Frankf. Ztg." Nr. 241 vom 31. August und Nr. 253 vom 12. September 1912 (beide Male Erstes Morgenblatt), ferner in der „Deutschen Welt", Wochenschrift der „Deutschen Zeitung" Nr. 52 und 53 vom 22. und 29. September 1912, schließlich im „Daheim" Nr. 10 vom 7. Dezember 1912. Vgl. auch meine Biographie „Th. Körner" (Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1912), S. 252 ff.

Seinen zu einem erneuten Ansturm gegen die im Dickicht verborgenen Feinde aufrief, ertönte das Signal zum Sammeln. Der Kampfeseifrige aber überhörte es, absichtlich oder unbewußt, drang an der Spitze seiner Schar gegen das Gehölz vor und ward von einer Kugel, die von vorn (aus dem Gebüsch) kam, in den Unterleib getroffen. Noch ein paar Worte, und er sank vom Pferde, einem zu Hilfe eilenden Oberjäger in die Arme. In wenigen Augenblicken war das junge Leben erloschen.

Dieser Tod erfüllte die Waffenbrüder, die Freunde des Dichters mit tiefem Schmerze. Alle, die ihn im Leben gekannt und geliebt, fühlten das besondere dieses Verlustes: der Jüngling, der wie kein anderer dem Heldendrange, dem Opferwillen, der Freiheitsbegeisterung, der aufbrausenden Stimmung der zur Errettung des Vaterlandes stürmenden Jugend feurigen, hinreißenden Ausdruck verliehen hatte, war nicht bloß seinen Kameraden, er war dem ganzen Heere, dem großen Vaterlande, dem zu neuem Selbstbewußtsein aufgeweckten Volke gefallen, ein teures Sühnopfer für ungeheure Schuld. Mit schwerstem Schicksalsschlage aber wurden die Angehörigen des Toten durch die Trauerbotschaft getroffen: die einzige Schwester folgte hinsiechend dem Bruder rasch nach, und die vereinsamten, ihrer beiden Kinder beraubten Eltern sollten auf Erden keinen ganz frohen Tag mehr erleben. Und doch gab es eins, was das tiefe Leid der Niedergebeugten lindern, was ihnen Trost und Erquickung in ihrem klaglos ertragenen Schmerze bringen mußte: die Erfahrung, daß die in den Werken des Sohnes lebendige feurige Kraft, der hohe Sinn, das rege Gefühl für alles Edle, Schöne und Heilige weiter zu wirken und auch andere zu begeistern bestimmt waren; daß der Tote

lebendig blieb in den Herzen seiner Volksgenossen und sein Name sich immer inniger verwob mit den Erinnerungen an das erste Heldenalter der neuen deutschen Geschichte. Die Leidgeprüften durften es erleben, daß sich ein Wort Wilhelm v. Humboldts bewahrheitete, ein Wort, das dieser einst seiner Gattin geschrieben und dessen Sinn er der befreundeten Körnerschen Familie tröstlich vorgehalten haben mag. Als bald nach dem Tode des Dichters Stimmen laut wurden mit dem Vorwurf, ein solches Talent habe sich nicht so leichten Herzens den Gefahren des Krieges preisgeben dürfen, habe sich schonen und aufsparen müssen für bessere Zeiten, da gab Humboldt auf solche Fragen, Klagen und Zweifel die wahrhaft großgedachte Antwort: Man könne auf keine unwürdigere Art vom Talent, vorzüglich von einem Dichter reden. Das wahre Talent und der wahre Geist, den der Dichter und jeder wahrhaft große Schriftsteller brauche, stamme aus dem Charakter und werde durch ihn genährt. So hätten es auch die Alten empfunden, und Aeschylus würde es sehr sonderbar gefunden haben, wenn man ihn hätte hindern wollen, bei Marathon zu kämpfen, um einige Trimeter mehr zu machen. Im Falle Theodor Körners aber sieht Humboldt eine besonders glückliche Auflösung des Schicksals: „Je öfter ich an ihn denke, desto mehr finde ich ihn glücklich, so geendet zu haben. Überhaupt heiligt nichts so ein Leben als der Tod.... Jugend, Dichtung, Vaterlandsliebe, Tapferkeit haben sich zu diesem einen frühen Ende verschlungen. Wäre er leben geblieben, hätte sich das Magische, das jetzt die beiden letzten Eigenschaften haben, in etwas ganz Gewöhnliches verloren, was er mit vielen anderen geteilt hätte, — und die Frische der Jugend verging." Durch seine Todesweise sei der Dichter,

der im Leben das Gleichgewicht seiner Kräfte noch nicht gefunden und eine unsichere Entwicklung vor sich gehabt habe, wirklich zu einer „vollendeten Gestalt" geworden.

In der Tat, der wildherzige Reitertod, der Ehrentod fürs Vaterland auf grüner Halde gibt diesem mit Feuer und Kraft gelebten Dasein erst die rechte Krönung. „Es ist das letzte Schicksal, das den Menschen adelt" — dieses Wort aus Schillers Munde weist auf den Sänger und Helden hin, dessen junges Leben gleichsam von seinem eigenen frischaufflammenden Feuer verzehrt ward. Daß der Dichter demselben kraftvoll feurigen Drange, dem seine brausenden Lieder entströmt sind, zum Opfer fiel, daß er die Wahrheit seiner Worte, die Echtheit seiner Empfindungen, das Pathos seiner Poesie durch die Tat besiegelte, das gibt seiner ganzen Erscheinung eine überzeugende Einheitlichkeit, einen eigenen, alle Herzen bezwingenden Zauber. Erst dieser das Leben Körners krönende Abschluß und der dadurch herbeigeführte Zusammenklang von Poesie und Wirklichkeit, von Leier und Schwert lassen den Dichterjüngling als die reinste Verkörperung der zu jedem Opfer fürs Vaterland bereiten Jugend der Befreiungskriege erscheinen, verbürgen ihm einen dauernden Platz in der Reihe der leuchtenden Gestalten, die einst unser Volk aus langer Nacht einem neuen Tage entgegenführten. Als Sänger und Märtyrer der heiligen Sache hat sich Körners Erscheinung dem Volksgemüt und der Volksphantasie tief eingeprägt; als tatenfroher Held und stärkster lyrischer Held der Zeit in Waffen wird er weiterleben in den Herzen der nationalen Jugend; als Symbolum des Geistes und der Stimmung jener Tage der Wiedergeburt wird er, wie uns, auch zukünftigen Geschlechtern gelten. Darum

haben zeitgenössische Sänger, wie Rückert, Uhland, Brentano und der Lützower Förster, und spätere Dichter, wie Lingg, J. J. David und neuestens Lissauer, die Lichtgestalt Körners verherrlicht, seinem Grabe zu Wöbbelin die schönsten Blütenkränze geweiht.

Von Körner gilt also in besonderem Sinne das Goethesche Wort, daß „die Deutschen immer gegen früh abgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben". Diese „Frömmigkeit" gegenüber dem Frühvollendeten hat es freilich auch vermocht, daß man ihn unmittelbar nach seinem Tode und noch jahrzehntelang später allzuhoch einstellte. Heute aber vor einer übertriebenen Verehrung des Dichters zu warnen, wie dies einst Ludwig Tieck, der Literaturgewaltige der Romantik, getan, dazu liegt kein Anlaß mehr vor; noch weniger freilich zu einer völlig verwerfenden Kritik, wie sie der schwer ringende Hebbel angesichts jener unkritischen Überschätzung und gegenüber der schmählichen Nichtbeachtung Heinrich von Kleists an Körner geübt hat. Wenn die zünftige Literaturgelehrsamkeit bei der gerade und unproblematisch gearteten Natur des im Jugendalter geschiedenen Dichters mangels Gelegenheiten zu Seminararbeiten und Doktordissertationen nicht auf ihre Kosten kommt, so gibt ihr dies noch kein Recht, über ihn geringschätzig abzuurteilen, die eigentümliche Kraft seiner Begabung und den ganzen Wert seiner poetischen Erscheinung zu verkennen. „Die Lorbeeren des Helden", so habe ich schon in meiner Körnerbiographie ausgeführt, „sollen uns die künstlerischen Schwächen des Dichters nicht verdecken; Körner gewinnt, wenn er in richtigem Abstande von den Größten und Großen im Reiche der Dichtung betrachtet und gewertet wird. An die dichterischen

Erzeugnisse seines Lebens dürfen wir nicht dieselben Maßstäbe legen wie etwa an die Schöpfungen eines Goethe oder Schiller; ja, Körners Werke überhaupt mit bloß ästhetischem Blicke zu messen, wird schon deshalb schwierig, weil der Klang seines Namens (nach einem Worte des verstorbenen Dichters und Literarhistorikers Adolf Stern) Erinnerungen und Gefühle erweckt, die weit über das Gebiet aller Dichtung und aller Kunst hinausreichen. Denn sein Name ist unlöslich und unmittelbar verbunden mit allen herzerhebenden Erinnerungen des ausgehenden achtzehnten und des anhebenden neunzehnten Jahrhunderts, jenes zugleich unseligsten und erhabensten Abschnittes in der Geschichte des deutschen Volkes. Die Jahre 1791—1813, in die Theodor Körners kurzes Leben fällt, umschließen zwei miteinander kämpfende Epochen, den Umschwung der deutschen Volksseele von ästhetisch-idealistischer Beschaulichkeit zum Bewähren der inneren Kraft in politisch-realem Kämpfen und Handeln. Beim Beginn seines Daseins hat sich inmitten des größten politischen Elends eine Hochblüte deutschen Geisteslebens und persönlicher Kultur entfaltet, an seinem Ausgang aber flammt nach Jahren der Bedrängnis der neuentzündete Nationalstolz auf in dem herrlichsten seiner Brände, erlebt die Welt das Schauspiel eines kriegerischen Heldentums bei einem Volke, das eben noch zerschlagen war und auf immer verloren schien."

So kurz nun auch das Leben Theodor Körners war, es war ihm doch beschieden, daß alle höchsten Ideale dieser Epochen, der Jahre des geistigen Aufbaues und der des nationalen Aufschwungs, alle ihre Grundrichtungen und Wandlungen in seiner Entwicklung zu lebendigem Ausdruck kamen. Durch sein Elternhaus war Theoder Körner allem

Schönen und Großen des geistig schöpferischen Zeitalters verbunden. Als der Sohn von Schillers treuestem Freund ward er von selbst dessen Jünger, aber auch in die anderen Freundschaften der beiden gleichsam hineingeboren: Goethe ward der Gönner und Förderer des jungen Dramatikers und Wilhelm von Humboldt sein anregender Ratgeber. Musik, Dichtung, Malerei, Philosophie — alle schönen Künste und Wissenschaften wurden im Körnerschen Heime zu Dresden verständnisvoll gepflegt, und alle geistig bedeutenden oder regsamen Menschen waren dort stets willkommen. So trat der junge Hausſohn früh in förderliche Beziehungen zu Musikern und Künstlern, Gelehrten und Dichtern, darunter der Kapellmeister Naumann, der Maler Graff, das Haus v. Kügelgen, die Offiziere Rühle v. Lilienstern und Ernst v. Pfuel, Adam Müller, Heinrich v. Kleist, Ludwig Tieck, Schleiermacher, Friedrich Schlegel. Ein so leicht entzündlicher, so empfänglicher Geist wie der Theodor Körners mußte durch solche Berührungen aufs lebhafteste beeinflußt werden. Auch der stete Verkehr mit gesellschaftlich hochstehenden Frauen und Mädchen, insbesondere der Einfluß von Mutter und Schwester, trug zur Ausbildung des edlen Sinnes in dem Jugendlichen wesentlich bei. Schön an Wuchs und Gestalt, kraftvoll und gewandt in allen ritterlichen und geselligen Künsten, beglückt und beglückend mit mancherlei schönen Gaben, ward der gitarrespielende Liedersänger, der immer fruchtbare Gelegenheitsdichter die Freude und das Wohlgefallen der Menschen. Als Dichter war und blieb er bei seiner Jugend von großen Vorbildern naturgemäß abhängig; am meisten und liebsten wandelte er in den Spuren Schillers, ohne deshalb andere Anregungen, wie die Goethes, H. v.

Kleists, der Romantiker oder auch Kotzebues zu verschmähen. Aber der Sänger der Freiheitskriege ist dem Dichter der Freiheit, dem Schöpfer des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und des Tell, nicht bloß ästhetisch verpflichtet: von ihm hat er sich ganz mit dem Gedanken durchdringen lassen, daß es so etwas wie Ehre und Schande eines ganzen Volkes gebe, ein Gut, an dem jeder einzelne teil habe; von der Erkenntnis, daß die Einzelpersönlichkeit zunächst nicht der Menschheit verbunden, sondern vor allem lebendiges Glied eines Ganzen, ihres Volkes, sei, dessen Freiheit gesichert werden müsse, ehe an ein umfassenderes, universales Wirken gedacht werden könne. Freilich auch bei Theodor Körner hat es lange gedauert, bis er zu rechter Teilnahme an den politischen Weltereignissen kam, bis er von der einseitigen Hingabe an Kunst und Wissenschaft und reingeistige Interessen sich zum Vaterlande hinwenden lernte. Aber gerade dieses allmähliche Auftauchen des Vaterlandsgedankens und dann des „Freiheitsgeistes Sturmwindgang" läßt den Dichter von „Leier und Schwert" und „Zrinyi" als echten Sohn seiner Zeit, als den Zögling jener zwei Epochen, und darum um so beachtenswerter erscheinen.

Im Hause seines Vaters mochte Theodor von den höchsten Anliegen des geistigen und sittlichen Lebens, am wenigsten von nationaler Politik reden hören. Der Appellationsgerichtsrat Dr. Christian Gottfried Körner war ein allem Tiefsten und Innerlichsten beschaulich zugewandter Geist, voll feuriger Teilnahme an allen Fragen der Philosophie und Ästhetik, auch verständnisvoll gegenüber wirtschaftlichen Dingen, aber angesichts der drängenden und rasch wechselnden Tagesbegebenheiten kühl und gelassen. Man

glaubte eben damals, sich diese Angelegenheiten so lange als möglich vom Leibe halten zu müssen. Als in den Jahren 1806/07 auf die Zertrümmerung des tausendjährigen Reiches die Demütigung des Staates Friedrichs des Großen folgte und das zum Königreich erhobene Kursachsen aus dem Unglück des preußischen Nachbarn seinen Vorteil zog, da stimmte man im Körnerschen Hause zwar nicht in den allgemeinen Freudenjubel zu Ehren der neuen Rautenkrone ein, war aber auch noch weit davon entfernt, die Eingriffe des korsischen Eroberers nach ihrer ganzen schicksalsschweren Bedeutung einzuschätzen oder sie gar als eine Schmach für das Deutschtum zu empfinden. „So lange die politischen Stürme und Erdbeben", so schrieb Theodor Körners Vater um jene Zeit an Schillers Witwe, „von uns entfernt bleiben, sollen sie meine Ruhe nicht stören. ... Der Mensch ist nicht bestimmt, über dem Elend anderer, das er nicht mindern kann und nicht zu verantworten hat, schwermütig zu brüten. Jeder soll wirken und leben, im höheren Sinn des Wortes, innerhalb seiner Sphäre." Eine so wunderbar gefaßte Stimmung angesichts des Unheils, das über weite Gebiete Deutschlands schon hereingebrochen war, erklärt sich aus dem Mangel an nationalem Zusammengehörigkeitsgefühl, aber mehr noch aus einer Geistesrichtung, die alle Anliegen der Gesellschaft und des Staates einzig und allein von den Bedürfnissen des Individuums aus ansah und abschätzte: es war dieser Individualismus die gerade den Höchstgebildeten der klassischen Zeit als selbstverständlich geltende Anschauung. Gesellschaft — was war sie diesen Menschen der höchsten Selbstbildung anders als fördernder, anregender Geistesaustausch mit gleichgesinnten, gleichstrebenden Persönlich-

keiten? Dazu aber bedurfte man der Ruhe, des Friedens. Wem diese Geistesverfassung und Gemütsstimmung mit ihrem unbedingten Friedensbedürfnis unbegreiflich erscheint, der ziehe nur unsere Friedensschwärmer von heute zum Vergleiche heran, auch die Leute, die aus einseitigen Handels- und ähnlichen Interessen Frieden um jeden Preis und nur Frieden wollen. So wurde denn auch Napoleon, der siegreiche Imperator, nach dem Friedensschluß von Tilsit als der Friedensbringer selbst von den Frauen des Körnerschen Hauses gepriesen, derselbe Napoleon, dem der dreizehnjährige Theodor in unbeholfenen und fehlerhaften französischen Versen erst voll Haß zugerufen:

Napoleon, pour ta grande bouche
Toute la terre n'est pas sure,
Tu est le premier des cartouches,
Car tu voles des empires.

Vater Körner aber, obwohl nicht ohne Empfindung für den bitteren Ernst der Zeit, mußte erst noch herbere Leiden über das Vaterland kommen sehen und selbst erdulden, bis er zum vollen leidenschaftlichen Gefühl der nationalen Schmach und zu heller Empörung darüber heranreifte: erst allmählich sollte unter dem Eindruck der wachsenden Gewaltherrschaft und des steigenden Übermutes der Feinde die immer gewichtigere Frage an ihn herantreten, ob der innere Friede des einzelnen inmitten des allgemeinen Unheils und unter dem Drucke der Fremdherrschaft gewahrt werden könne.

Wie der Vater, so ließ sich der zum Jüngling heranwachsende Sohn von der Tragödie, die sich auf dem Welttheater abspielte, noch kaum bewegen. Selbst der Beginn der österreichischen Erhebung gegen den Tyrannen fand den

Freiberger Bergstudenten von politischen Sorgen noch völlig frei; ja, er schaute dem kriegerischen Spektakel, das auch Sachsen in erneute Unruhe versetzte und sogar das sonst so gemächliche Freiberg aufrührte, mit einem gewissen ästhetischen Behagen zu. Den Aufruf Schills fand der junge Körner „doch etwas starker Komplexion", und die Besonnenheit, die der Vater dem Sohn immer wieder empfahl, galt auch diesem für wünschenswert. Um jene Zeit dichtete er ganz im Sinne des Vaters:

Laßt uns nicht bangen im Kampfe der Zeit,
Tobt auch auf den Feldern der blutige Streit;
Wem das Herz in heiliger Ruhe schlägt,
Der wird nicht vom Sturm des Schicksals bewegt.

Doch das nationale Selbstgefühl des jungen Körner, sein Stolz auf das Deutschtum wurde auch in dieser Zeit politischer Harm- und Sorglosigkeit aus manchem Born literarisch genährt. Als im Frühjahr 1808, mitten im Niedergange der Nation, der erste Teil des Goetheschen „Faust" erschienen war, da hat Theodor Körner den Empfindungen, mit denen die deutsche Jugend diese wunderbare Schöpfung aufnahm, begeisterten Ausdruck verliehen. Und wie der junge Dichter vom „Faust" die beglückende Gewißheit empfing, daß in der Gegenwart nur ein Deutscher so schreiben konnte, so wehte ihn aus „Des Knaben Wunderhorn", der Sammlung alter deutscher Lieder von Arnim und Brentano, die frische Morgenluft unmittelbarer deutscher Volksdichtung an. Von der glorreichen Vergangenheit des deutschen Volkes und der uralten Würde des deutschen Namens gaben die Romantiker dem Empfänglichen ein stolzes Gefühl, nachdem er in Dresden bei Adam Müller, dem Freunde H. v. Kleists, bereits ein-

drucksvolle Lehren über die wechselseitige Bedingtheit von politischer, poetischer und wissenschaftlicher Existenz hatte hören können, darunter auch den gewiß zeitgemäßen Satz: „Die Poesie ist eine kriegführende Macht."

Bei einem Aufenthalt in Karlsbad im Sommer 1810 trat die Umwandlung zuerst zutage. Das Vaterlandsgefühl, der Gegensatz zu den Unterdrückern des Deutschtums hub an, in der jungen Feuerseele wirksam zu werden und sich in poetischen Ergüssen Luft zu machen. Goethe, der Bewunderer Napoleons, weilte auch dort zur Kur, und unter der kosmopolitisch bunten Gesellschaft des Weltbades befanden sich zahlreiche Verehrer des auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Gewaltherrn. Gerade der Verkehr mit solchen Napoleonbegeisterten mag in dem Dichter das nationale Empfinden aufgerüttelt, ihn zur Aussprache seiner gegensätzlichen Gefühle bewogen haben. Dem Enthusiasmus für den „neuen Cäsar" stellt er die „deutsche Treue" entgegen, aber über den Tod der teutschen Freiheit, über den Siegeslauf des „Franken", über die strenge und wilde Gegenwart glaubt er sich noch mit dem alten Trost einer in politischen Schlummer versunkenen Zeit trösten zu können: „Die Kunst blieb uns gewogen", und „alles Schöne lebt göttlich noch in deutscher Frauen Brust". Doch ein neuer Ton, ein leiser Vorklang der ehernen Weckrufe von „Leier und Schwert" kündigt sich an in den ebenfalls während des Karlsbader Juli entstandenen Gedichten „Andreas Hofers Tod" und „Die Eichen". Der Funke des Vaterlandsschmerzes und des Vaterlandsstolzes glühte, doch der Sturm der Zeit mußte erst noch kommen, ihn zu lodernder Flamme anzufachen.

Die nächste Zeit gehörte mehr flottem studentischem Treiben

als wissenschaftlichen Studien und vaterländischen Ideen, sie brachte Körner in allerlei Wirren und Fehden und schließlich auch in mißliche Lagen. Aber diese in Leipzig und Berlin verlebten Semester rückten dem eifrigen Mitglied verschiedener Landsmannschaften doch auch die neuen Ideale der aus alter Wüstheit aufstrebenden Studentenbewegung nahe, das Eintreten für die Ehre seiner Verbindung bereitete ihn vor auf die Forderung, für das Ganze Gut und Blut zu opfern. In „geistiger und leiblicher Fechtkunst" übte er sich in der Schule Jahns und Friesens, die seit dem Sommer 1811 auf der Hasenheide bei Berlin die Jugend durch Turnen zur Mannhaftigkeit erzogen. Auch in Wien, wo Theodor Körner am 26. August 1811 zu weiterer Ausbildung einzog, verlor er die Sache Deutschlands nicht mehr aus den Augen, und in demselben Augenblick, da er dort endlich seines dichterischen Berufes sicher geworden zu sein glaubte, im Januar 1812, schrieb er an seinen Vater: ergreife Preußen je die Waffen der Empörung, dann müsse er, der Sohn, „seine Pflicht erfüllen und seine deutsche Abkunft zeigen". Sein Opferwille war erwacht und drängte zur Tat: „Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, dann muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es gibt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkannt." Woher dieser neue entschiedene Ton, dieser zielbewußte Wille? Auf Wiener Einflüsse, wie man gemeint hat, läßt sich dies feste Eintreten für die vaterländische Sache nicht zurückführen — in meinem Körnerbuche habe ich das,

wie ich glaube, einleuchtend, dargelegt. Der junge Sachse muß vielmehr im Hause Wilhelm v. Humboldts, des preußischen Gesandten in Wien, von den kühnen Plänen der preußischen Kriegspartei (Gneisenau, Scharnhorst u. a.) gehört haben und dadurch sowie durch die deutschpatriotische Gesinnung Humboldts und seiner Gattin Karoline in seiner bereits entzündeten Freiheitsbegeisterung bestärkt worden sein. Ein paar Monate später setzte die Arbeit am „Zriny" ein, und da wurden dieselben Ideen gestaltet, dieselben Ideale gepriesen, um derentwillen Körner selbst zum Schwert gegriffen hat. Wie im „Zriny", so erklangen jetzt in Körners Lyrik immer häufiger und mächtiger die Töne des Aufschwungs, immer entschiedener stellte sie sich in den Dienst der anwachsenden patriotischen Bewegung: der tapfere Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, wird verherrlicht; die Büste der Königin Luise, der zu früh geschiedenen Dulderin, beflügelt des Dichters Phantasie zu vaterländischen Hoffnungen und Prophezeiungen; ein Musikstück des 1806 gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen entfesselt seinen vaterländischen Schmerz und Stolz. Den innigsten poetischen Ausdruck aber fand damals seine Begeisterung für Freiheit und Vaterland in dem kleinen Einakter „Joseph Heyderich oder deutsche Treue". Diese Dichtung sprach bereits alle Motive und Ideen aus, die ihn selbst bewogen, Glück und Ruhm, Liebe und Freundschaft, eine schöne Gegenwart und schönere Zukunftshoffnungen der heiligen Sache zu opfern. Die Entscheidung, daß er der Fahne der Freiheitskämpfer folgen wollte, erfolgte kurz darauf in dem Briefe an den Vater vom 10. März 1813, der mit seiner überzeugten und überzeugungskräftigen Sprache zu Körners herrlichsten schriftstellerischen Leistungen

gehört. Die Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes und heldenmütiger Opferdrang verschlangen nun jede andere Stimmung und jedes andere Gefühl in des Jünglings Seele, aber nicht kampflos, nicht in bloß rasch aufflammender Begeisterung hat der vom Glück gewiegte, von Erfolg gekrönte Dichter die letzte schwere Entscheidung getroffen: mitten in seinem patriotischen Seelenrausch war er sich schmerzlich alles dessen bewußt, was sein junges, lebensfrohes Herz dahingeben sollte.

Der bereits in Sicherheit Gebettete verließ eine zukunftsreiche Stellung, eine geliebte Braut, die Eltern und Freunde, um zu leben, was er bis dahin bloß gedichtet hatte. So ward er der stärkste lyrische Herold der Zeit in Waffen und zugleich ihr verklärtes Opfer. Aus seinen Liedern von „Leier und Schwert" hören wir heute noch den Sturm jener Tage, den Zorn des Volkes brausen, vernehmen aber auch in den wildstürmischen Akkorden die mitschwingenden Klänge inniger Frömmigkeit, unerschütterlichen Gottvertrauens, und aus der klirrenden Waffenfreude noch die wehen Töne eines schwer von der Sonne scheidenden jungen Herzens.

Ein Frühling und ein Sommer genügte, um den Jüngling zum Mann reifen zu lassen, um ihn von mehr tändelnder Versmacherei zu ergreifender Darstellung echten Innenlebens gelangen zu lassen. Noch kurz vor seinem Scheiden bezeugte er diese Reife durch das Bekenntnis zu einer Wahrheit, deren Besitz er, wie das ganze unter dem Einfluß der ästhetisch-idealistischen Zeit aufgewachsene Geschlecht, nur mit herber Entsagung erkaufen konnte: „was uns bleibt" ohne staatliche Freiheit und Selbständigkeit, „wenn der Stern des deutschen Lebens an dem deutschen Himmel niedertaucht",

das hat Körner noch in einem seiner letzten Gedichte prophetisch verkündet:

Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte gibt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

Durch solche Erkenntnis war der Grund zu einem neuen nationalen Pflicht- und Selbstbewußtsein gelegt, das mehr war, als bloß literarischer Nationalstolz und doch in diesem seinen Ursprung hatte. An dieser Grundlegung mitgewirkt und sein Leben dafür eingesetzt zu haben, das wird allezeit ein Ruhmestitel Theodor Körners bleiben, solange der Sinn für Idealismus der Tat und nationale Edelart nicht erstorben ist.

Die Sänger der Befreiungskriege

Das heilige römische Reich deutscher Nation hauchte langsam und ohne starken Todeskampf seine längst schon sterbensmatte Seele aus. Als endlich im August des Jahres 1806 die tausendjährige Krone zusammenbrach, da lärmten die Bonapartisten im Reiche voll froher Schadenfreude, das deutsche Volk aber blieb stumm und kalt. Selbst die berufenen Sprecher der Nation, die Dichter, trauerten dem dahingesunkenen Reiche kaum mit einem Worte nach, und da man das Geschehene als Schmach noch gar nicht empfand, konnten Weckrufe auch nicht durchdringen. Es bedurfte noch tieferer Erniedrigung und schwersten Druckes, um die obere Gesellschaft aus ihrer Leichtherzigkeit und Selbstgefälligkeit, die Masse des Volkes aus ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Staate aufzuwecken, um aus schwärmerischen Kosmopoliten bewußt nationale Staatsbürger und Vaterlandsfreunde zu machen. Es bedurfte der Tage von Jena und Auerstedt, der Zertrümmerung des friderizianischen Heeres und Staates, um dem bildungsstolzen Geschlecht jener Tage die Erkenntnis beizubringen, daß ohne staatliche Freiheit und Macht selbst das herrlichste Geistesbauwerk keinen dauernden Bestand haben könne, daß ohne sie auch die feinste Menschenbildung der Knechtschaft verfallen müsse. Mit dieser Erkenntnis aber

* Diese Abhandlung ist meinem in den Meulenhoff-Ausgaben (Johannes M. Meulenhoff, Leipzig 1913, 411 S., geb. Mk. 1,50) erschienenen Buche: „Freiheit, Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt", einer Sammlung von Dichtungen und Prosastücken mit biographischen Einleitungen und 16 Bildnissen, entnommen.

war auch die Notwendigkeit einer inneren Umkehr und politischen Erneuerung gegeben für Menschen, die unter dem Einfluß der hohen klassischen Geisteszeit groß geworden waren und durch die Romantik neue Gefühlswerte kennen gelernt hatten. „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens", so hatten Goethe und Schiller in den „Xenien" ihren Volksgenossen zugerufen, aber zu „Menschen", zu freien, starken, jedem Schicksal überlegenen Persönlichkeiten sich zu erziehen, die Menschenwürde in sich selbst und in anderen zu achten, diese Lehre hatten sie ihnen auch gegeben — durch Beispiel und Botschaft, durch Erregung und Kräftigung großer Gefühle und Gedanken mit ihren eigenen Schöpfungen. Jeder Tüchtige wußte nun wieder, daß sein Eigenstes und Innerstes zu wahren für ihn heiligste Pflicht sei. Aus dem so erzeugten Selbstgefühl wuchs aber auch, entzündet durch den Stolz auf die Leistungen der Großen und auf die allen gemeinsamen Güter der Sprache und Bildung, ein neues geistiges Zusammengehörigkeitsgefühl. Dieser in der Klassikerzeit schon gepflanzte literarische Nationalstolz wurde noch mehr genährt durch die romantische Bewegung, welche durch die Entdeckung altdeutscher Schätze in Kunst und Poesie, Sage und Geschichte die Liebe zum Volkstum und mit ihrer Pflege des Natur- und Heimatsinnes die Liebe zum Vaterlande belebte. Aus dem gleichfalls durch die Romantik angestimmten Singen und Sagen von mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit entstand in der Zeit der Schmach der Traum von Kaiser und Reich, die Sehnsucht nach einem neuen Kaisertum über einem neugeeinten mächtigen Deutschland. Doch vor die Selbsterschaffung des neuen Gesamtvaterlandes hatte das Schicksal die Notwendigkeit der Be-

freiung vom Fremdjoche gestellt, und diese konnte erst aus einer inneren Wiedergeburt der Nation hervorgehen. In der wachsenden Not reifte man rascher als unter gewöhnlichen Umständen zu diesen Erkenntnissen, mit denen ein tieferes Verständnis für das Wesen und die Bedürfnisse des Staates verbunden war.

In Preußen, dem am tiefsten gedemütigten und dennoch hoffnungsreichsten der deutschen Staaten, vollzog sich diese Entwicklung am raschesten und sichersten. Unter den schwarz-und-weißen Fahnen fanden sich die Besten und Kühnsten aus allen deutschen Stämmen zusammen, um mit Rat und Tat, Schrift und Schwert an der großen Aufgabe der Wiedergeburt und Befreiung mitzuwirken. Von den großen Reformern des preußischen Staates und Heeres waren die meisten (z. B. Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau) in Preußen nicht bodenständig, aber auch die dort heimisch waren, wie Clausewitz und Wilhelm v. Humboldt, hatten das ganze Deutschland im Sinne, wenn sie für Preußen gegen den Unterdrücker kämpften. Und diese Staatsmänner und Heerführer waren andrerseits wieder mit den Vertretern deutscher Bildung, die sich zu Vorkämpfern der Freiheit aufwarfen, einig in dem Gedanken, daß das Heil des Staates in der möglichst freien Entfaltung der persönlichen Kräfte liege. Damit wurde einer der Grundgedanken des deutschen Idealismus für das neue politische Leben fruchtbar gemacht, wurde das kriegerische Preußen mit der Freiheit deutscher Bildung durchdrungen und versöhnt. Wie sich die Männer der staatlichen Reform mit der neuen Geistesbildung erfüllt hatten, so scheuten sich die Vertreter der höchsten Kultur auch nicht mehr, von Katheder und Kanzel der Wirklichkeit und der

Gegenwart zu dienen, das nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu sagen, was der Zeit und dem Volke not tat. Professoren, wie Fichte, Arndt, Steffens, wurden zu Propheten feuriger Vaterlandsliebe, zu Herolden der Gesinnungen, die in den Heeren der Befreiungskriege in Taten sich kundgeben sollten. Sittliche Selbstbesinnung, Läuterung und tiefere Erfassung des Freiheitsbegriffes, männliches Pflichtbewußtsein, selbstloser Opferwille aus einer ins Religiöse gesteigerten, begeisterten Vaterlandsliebe — darauf laufen die Forderungen und Mahnungen dieser Schüler und Nachfolger Kants hinaus. Aus dem neugewonnenen religiösen Gefühl sproßte ein neuer politischer Trieb und mit ihm ein kampfbegeisterter Patriotismus empor, vor dem alle kosmopolitischen Schwärmereien zerstoben. Eine religiöse Natur, wie Schleiermacher, wurde der politische Erzieher der gebildeten Berliner Gesellschaft, und ein eitles Weltkind, wie der Publizist Friedrich Gentz, entwickelte sich zum glühenden Vorkämpfer deutscher Freiheit, zum zornigen Propheten deutscher Macht und Größe. Gentzens scharfer Geist hatte die Schwächen und Schäden der von Frankreich ausgehenden Revolution früh erkannt; als ihr feuriger Bewunderer dagegen hatte der Rheinländer Görres begonnen, sich aber dann nach schwerer Enttäuschung um so eifriger der Sache des geschändeten Vaterlandes zugewandt. In den Prosaschriften aller dieser und anderer Männer haben wir unvergängliche Zeugnisse der wachsenden Sehnsucht nach Freiheit und des wehrhaften Gemeingeistes, mit denen die führenden Geister das deutsche Volk in den Zeiten der Not und der Erhebung zu erfüllen wußten. Fort mit dem fremden Tyrannen, Wiederaufrichtung der Vaterlandsehre — das ward die Losung aller Tapferen. Indem

die ganze Macht der leidenschaftlichen Gefühle, die sich in der klassischen Zeit entzündet und in den Jahren des Druckes angesammelt hatten, in das politische Leben einströmte, indem die vereinten Kräfte aller Schichten und Stände dem einen großen Ziele dienstbar gemacht wurden, entstand die gewaltige Erhebung der Befreiungskriege.

An diesem Aufschwung mußte die Poesie noch weit kräftiger teilnehmen als die in Prosa schreibende Publizistik. Das entsprach der mächtigen Erregung der Zeit, so wollte es die Stimmung eines Geschlechtes, das seit den Tagen des Sturmes und Dranges im Zeichen der Begeisterung lebte, das unter dem Anhauch hoher Dichtung groß geworden war und nun in ihr Ersatz für den Mangel einer rasch arbeitenden Publizistik fand; sein durch Schmach und Knechtschaft beleidigtes Empfinden, sein Sehnen nach Freiheit und Unabhängigkeit, sein Haß und sein Tatendrang, seine Verzweiflung und sein Zukunftsglaube, seine Kampfeslust und Siegesfreude, kurz alle seine Stimmungen und Gesinnungen mußten sich mit steigendem Affekt im Liede kundgeben. Auf diese Weise entstand die schönste politische Poesie, die gewaltigste Kriegslyrik, deren irgendein Volk sich rühmen kann. Die politische und militärische Macht des Gesanges wußte man hüben und drüben, auf seiten der Deutschen und bei ihren Feinden, zu schätzen. Dem König Friedrich Wilhelm III., der im Sommer 1811 von dem Plane einer Massenerhebung urteilte: „Als Poesie gut", erwiderte Gneisenau, wie wir aus einer erhaltenen Denkschrift wissen, auch Begeisterung gehöre zu den politischen Tugenden, auch Königstreue sei Poesie. Ganz in seinem Sinne nannte Adam Müller, der Freund H. v. Kleists, die Poesie „eine kriegführende Macht". Und

selbst Napoleon, der große Verächter aller „Ideologie", verschmähte es nicht, seine (1808) gegen das aufrührerische Spanien ziehenden Truppen scheinbar unoffiziell mit Kriegsliedern versehen zu lassen, damit sie in die gewünschte Stimmung versetzt würden.

Diesen kriegerisch-politischen Beruf hat die freie deutsche Dichtung (im Verein mit der patriotischen Prosa) glänzend erfüllt, indem sie zugleich der allgemeinen Stimmung flammenden Ausdruck verlieh, den Weg von der Gesinnung zur Tat bahnte und mit mächtigem Ansporn die Bewegung förderte. Die Zahl der Vaterlandssänger wuchs mit der Not und der Begeisterung und entsprach schließlich der massigen Gewalt der Erhebung. Auch hier gilt also das Dichterwort: „Nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt." Und nicht nur in gebundener Rede ward die Poesie der Befreiungszeit vernommen: neben tyrtäische Sänger traten demosthenische Gestalten von der Art Fichtes; manchmal aber fanden sich die Gaben markiger Lyrik und mächtig packender Prosa in einem und demselben Manne vereinigt, wie in Arndt.

Mit dem Ausdruck schmerzlicher Scham über die angetane Schmach, grenzenloser Trauer über die trostlose Lage nach dem Zusammenbruch von 1806 setzt die patriotische Lyrik ein. Leise sproßt sie, vorerst noch mit spärlichen Blüten, empor. Allmählich mischen sich in die Töne der Verzweiflung auch Klänge stolzer Erinnerung an die deutsche Vergangenheit, Aufschreie der Verachtung gegen den gewalttätigen Unterdrücker. Zu einem ersten vollen Chor von leidenschaftlichen Kriegsgesängen schwoll die Dichtung erst an, als die Österreicher und Tiroler im Jahre 1809 das Vorspiel zu den großen

Befreiungskriegen eröffneten. Diese Kriegslyrik war vielstimmig, mannigfaltig und reich, aber selten tönt uns daraus das Wort „deutsch“ entgegen, wie etwa in Fr. Schlegels „Gelübde“, das zu Anfang des Jahres 1809 in Österreich gedichtet ist. Während sich in den habsburgischen Ostmarken großdeutsche Empfindungen kaum regten, fanden der Ingrimm und die Begeisterung für die Sache der Freiheit, die namentlich aus Joseph von Collins Wehrmannsliedern ins Reich herüberschollen, vor allem unter den norddeutschen Sängern mächtigen Widerhall: das Leitmotiv war aufgenommen, das vier Jahre später die großen Lyriker der Befreiungskriege tausendfältig abwandeln sollten.

In Norddeutschland hatten unterdessen Unternehmungen, wie die Dörnbergs, Braunschweigs und Schills, ebenso wie die Gestalten des Tiroler Krieges die Phantasie entzündet und das dichterische Feuer schüren helfen. Ein hochpoetischer Schein fiel auf diese Männer, in denen die Dichtung lebendige Tat geworden war. Die Herzen der Bevölkerung schlugen besonders dem tollkühnen Schill entgegen, und eine ganze Reihe von Liedern bezeugt uns noch heute die Begeisterung und die Hoffnung, womit man seinen Zug begleitete, den Schmerz und die Trauer, den Zorn und die Wut, die die Nachricht von seinem Tode hervorrief. Alle Stimmungen der Zeit um 1809, von hellster Kampfbegeisterung und Siegeshoffnung bis zu wehmütigster Resignation, von kochendem Ingrimm des Hasses und unerbittlicher Rachgier bis zu tränenvoll klagendem Schmerze, finden bei Heinrich v. Kleist, dem größten und unglücklichsten Dichter dieser Jahre, ihren mächtigsten Ausdruck. Schon die Sorge um sein geliebtes, geschändetes Preußen, der Schmerz um den in den Staub

getretenen deutschen Namen hatten ihn getrieben, seine Muse ganz in den Dienst der gegenwärtigen politischen Zwecke zu stellen. Und so geschah das Wunder: ein Dichter, der mit leidenschaftlichem Eifer außerpolitische Tendenzen verfolgte, schuf in der „Hermannsschlacht", dem Bild des germanischen Befreiungskampfes, doch höchste Poesie, weil den Dichter sein Genius ganz in der Sphäre der reinen Empfindung hielt. Seine volle nationale Leidenschaft aber wurde erst durch den österreichischen Kampf entfesselt. Noch ehe der Krieg erklärt ist, richtet Kleist an den Kaiser einen aufreizenden Appell: „O Herr, du trittst, der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn." Nun wirft er neben politischen Satiren und Agitationsschriften, aufwiegelnden Reden und Aufsätzen seine Kriegslyrik in „die Wage der Zeit", vor allem das „Kriegslied der Deutschen" und die berserkerhafte Schlachtenhymne „Germania an ihre Kinder", in der alle Empfindungen des Hasses, der Rache und der Freiheitssehnsucht in einen Strom zusammenschmelzen und über alle Hindernisse hinwegfluten. Wie Kleist da die Enkel der Kohortenstürmer, die Römerüberwinderbrut, in stürmischen Versen zum Opfertode ruft, so zeigt er ein andermal seinem Könige die Türme der Hauptstadt mit den stolzen Worten: „Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken, für bess're Güter in den Staub zu sinken." Aber dann, aus der schwermutvollen Stimmung über den unglücklichen Ausgang des Krieges, dichtet er, schon an allem verzweifelnd, sein „Letztes Lied": er „legt die Leier tränend aus den Händen", rafft sich aber doch wieder empor zu neuem Kämpfen und Schaffen und erreicht dessen Höhepunkt mit dem „Prinzen von Homburg", dem Hohenliede vom Siege der Leidenschaft und von der höheren

Notwendigkeit des Staatsgesetzes. Kleist erlag dem Schicksal, — etwa ein Jahr bevor den „der Hölle entstiegenen Vatermördergeist", wie der Dichter Napoleon nannte, das Gottesgericht in Rußland traf.

Mit bangen Ahnungen hatte man den Gewaltigen nach dem Osten ziehen sehen. Ein Winter kam mit den furchtbarsten Nöten und Greueln, der russische Winter, auf den der deutsche Frühling folgte, die Zeit, da alle Knospen sprangen. Auf Grauen und Entsetzen, Starren und Staunen folgten jubelndes Frohlocken und blutiger Spott. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen" — so, als göttliche Lehre und himmlisches Strafgericht, verstand man in Deutschland das entsetzliche Ergebnis des Feldzuges, und alles Volk schrie auf und erhob sich gegen den Gezüchtigten des Herrn. Immer mächtiger schwoll nun die patriotische Poesie an, und alle zarteren, verwickelteren Empfindungen, wie sie in den Weisen der früheren Jahre noch erklungen waren, wichen den elementaren Gefühlen kochenden Zornes, ingrimmigen Hasses, eines in den Mitteln wahllosen Fanatismus, ein Ausbruch, den nur die jahrelange Schmach und die maßlose Willkür der Unterdrücker erklären kann. Diesen wilden Klängen gab eine aufs höchste gesteigerte Frömmigkeit die mäßigende Weihe, aber auch nur, um mit den großen Empfindungen für Deutschtum, Ehre, Freiheit, Vaterland in einen einzigen letzten Ruf zusammenzulodern, in den Ruf nach Rache.

Selbst die Stimmen der älteren Dichter mischten sich, oft wundersam und kaum durchdringend, in diesen brausenden Chor. Die gräflichen Brüder Christian und Friedrich von Stolberg, die vor langen Jahren schon im Bunde mit dem

Göttinger „Hain“ für Freiheit und Vaterland, Heldenkraft und Ahnenruhm geschwärmt, gegen alle Tyrannen im stürmischen Oden gewettert hatten, schlugen nun wetteifernd ihre auf Klopstocks Weise gestimmte Leier für Deutschlands Sache und wider den „von Gott Verworfnen“, Napoleon. Besonders Fritz Stolberg griff mächtig in die Saiten. Auch Dichter wie Tiedge, der milde Sänger holder Lieder und wehmütiger Elegien, ließ sich in diesen kampfesmutigen Zeiten zu Kriegsgesängen hinreißen. Volkstümlich zu wirken vermochten diese in schwerflüssigen Formen oder matter Sprache dichtenden Alten ebensowenig wie der 1763 geborene Friedrich August v. Stägemann mit seinen gereimten Liedern oder in antiken Maßen feierlich einherschreitenden Oden. Der ehrlich begeisterte Mann, seit 1809 Staatsrat unter Hardenberg, dichtete mehr aus den Empfindungen eines Fürstendieners vom alten Schlage, als denen eines Volksfreundes, wie ihn die Zeit verlangte. Sein hoher Schwung konnte in unfreiwillige Komik umschlagen, so wenn er die Hamburger in klassischer Odenform aufforderte, ihre Hunde fernerhin nur noch nach den Feinden zu benennen:

> Und nur der Metzger nenne den Dänenhund
> Beim Namen noch des Schergen, der dich zerfleischt,
> Verwaistes Hamburg!

Die größere Kunst und damit die stärkere Wirkung war auf seiten der Dichter, die den echten Volkston beherrschten und aus leidenschaftlichem Miterleben und voller Hingabe rücksichtslos den allgemeinen Empfindungen den hinreißenden Ausdruck verliehen. Mehr als die Lebenden unter den älteren Dichtern löste ein Toter der vaterländischen Begeisterung die Zunge: Friedrich Schiller. Die von ihm geschaffenen

Gestalten schienen in dieser Auferstehungszeit lebendig zu werden, seine großen Freiheitsworte fanden jetzt erst den vollen Widerhall, und sein Reiterlied wurde von den kriegerischen Scharen auf dem Marsche und an den Wachtfeuern gesungen. Wie seine „Jungfrau von Orleans“ und sein „Tell“ schon in den Unglücksjahren die patriotische Begeisterung geweckt, den Selbstbefreiungsgedanken entzündet hatten, so zog der Geist des Dichters den Kämpfern voran, sie mit der Kraft des Widerstandes und des Opferwillens beseelend. Aber auch die Leier der Sänger erklang im Tone des Schillerschen Aufschwungs; besonders die Menge der namenlosen kleineren Dichter holte sich bei dem großen Toten ihre Anregungen und Formen. Zu Schillers freiheitlichem Pathos fügten die jüngeren romantischen Dichter ihre christliche Innigkeit und ihr Gefühl für Deutschheit. Da ist neben Clemens Brentano vor allem Achim von Arnim zu nennen, der als Preuße und märkischer Edelmann auch ohne den Umweg über die deutsche Vergangenheit früh zu nationaler Gesinnung und strenger Staatsauffassung gekommen war. Er hatte bereits 1806 „Kriegslieder“ drucken und als fliegende Blätter unter die Soldaten verteilen lassen, hatte nach dem Zusammenbruch die künftige Wiedererhebung durch rege Teilnahme an mancherlei politischen, geistigen und literarischen Bestrebungen vorbereiten helfen und begleitete die Entwicklung der Dinge aus Not zu Kampf und Sieg mit seinen poetischen Erzeugnissen. Aber wenn wir von ihm und Brentano auch keine weiteren Bekundungen vaterländischen Sinnes als die von ihnen herausgegebene Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ besäßen, wäre ihr Name mit der Zeit der Wiedergeburt durch eben diese Tat doch auf immer ruhmvoll

verknüpft: denn dies damals wie heute jungfrische Werk hat auf die deutsche Dichtung überhaupt und insbesondere auf die Sänger der Befreiungskriege die tiefste Wirkung ausgeübt.

Wir brauchen da bloß an Eichendorff zu denken, der gleich dem Dichter der „Undine", Friedrich de la Motte Fouqué, die Leier mit dem Schwerte zugleich getragen hat. Dieser hat der Erhebung ein ganzes Buch Lieder geweiht, darunter das viel gesungene „Kriegslied für die freiwilligen Jäger" mit seinem freudigen Signalruf: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" Dem weicheren, versonnenen Sänger des Waldes, der im Kriege selbst fern von „Sturm und Blitz" blieb, lag das Kriegerische nicht; gleichwohl entrangen sich seiner tatenbegierigen Begeisterung einige kräftige Lieder, in denen der Odem der großen Tage zu spüren ist, wie in dem hellen „Frisch auf, wir wollen uns schlagen".

Vom Schillerschen Geiste berührt und von der Romantik beeinflußt erscheinen viele von den jungen Sängern, die den ihnen bis heute verbliebenen dichterischen Nachruhm einzig und allein ein paar Kriegsliedern verdanken. Von der Poesie des Lützowers und späteren Geschichtschreibers der Befreiungskriege Friedrich Förster ist das meiste verklungen, kennenswert aber noch gar manches, besonders „Unter Körners Eiche", der Aufruf „Wir schlugen Sturm auf allen Straßen" und das volkstümliche Spottlied „Die große Leipziger Messe" („Bonaparte, der große Kaiser, wollt' einmal zur Messe reisen"). Unvergessen ist auch der Kriegsfreiwillige und spätere Philologe Karl Göttling mit seinen prächtigen Liedern „Kein schön'rer Tod ist in der Welt, als wer auf grüner Heide fällt!" und „Stehe fest, o Vaterland!" Auch Gust. Ad. Salchows „Morgenlied der schwarzen Freischar" mit seinem flotten,

schneidigen Anruf: „Heraus, heraus, die Klingen", Fr. Langes kraftvoller Chorgesang „Es heult der Sturm, es braust das Meer", Friedr. Gottl. Wetzels biblische Weisen („Nun mit Gott!" „Von Osten kommt die Sonne") und Schmidts von Lübeck „Deutscher Gruß" u. a. werden heute noch da und dort gesungen, Christian Nonne aber lebt mit seinem volltönenden Feuerweihegesang „Flamme empor!" im Munde des Volkes, vor allem der akademischen Jugend noch fort. Aus der eigenen Mitte der Studentenschaft blühten schwunghafte neue Lieder empor, die, statt ewig von Trinken und Pauken, von Knaster und Liebe zu singen, das deutsche Schwert, den deutschen Gott, Freiheit und Ehre und Vaterland, Frömmigkeit, Tapferkeit und Brudersinn feiern. Der alten Ahnen Tugend wird von den Nacheifernden gepriesen, und alte Gesänge, die Lieder des Hainbundes und Bardenphantasien aus Klopstocks Zeiten, erklingen in neuen Weisen. Vor allen aber erbraust als hinreißendes Studentenlied Matthias Claudius' Hochgesang vom Vaterland der Treue, vom freien, unbezwungenen Land, in der von A. Methfessel geschaffenen neuen Singweise, demselben Tondichter, dem wir Text und Melodie des heute noch vielgesungenen Marschliedes „Hinaus in die Ferne" verdanken.

Um das Bild des gewaltigen Chores zu vervollständigen, müssen wir zahllose Stimmen von vergessenen oder niemals bekannt gewordenen Dichtern hinzudenken, müssen wir vor allem der grimmigen, spottlustigen und sentimentalen Verse uns erinnern, die aus dem Munde des Volkes unmittelbar drangen. „Schlag ihn tot, Patriot, mit der Krücke ins Genicke" sangen die Landwehrleute, und beim Landsturm klangen unheimlich Schenkendorfs Verse: „Ha, Windsbraut, sei will-

kommen, willkommen, Sturm des Herrn!" Und so schlang sich, wie Treitschke sagt, ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, von dem Ausmarschliede „Die Preußen haben Alarm geschlagen" an bis zu dem fröhlichen Zapfenstreiche „Die Preußen haben Paris genommen". Die Not lehrte aber viele beten und — dichten.

Noch aber haben wir der besten und ruhmvollsten unter den Freiheitssängern nicht gedacht, der Männer, die dem Befreiungskriege die höchste dichterische Weihe gegeben haben. Unter ihnen wieder ragen drei hervor, die durch dichterischen Beruf, volkstümliche Kraft und Wirkung, und vor allem durch volle Hingabe an die Sache sich im Gedächtnis der Nachwelt als die eigentlichen Sänger der Befreiungszeit festgesetzt haben: Arndt, Körner und Schenkendorf. Im Vergleich mit diesen, die mitteninne standen im Schlachtengetümmel und im „Wirbel der Geschichte", erschienen zwei andere, Rückert und Uhland, nur mittelbar an der großen Bewegung beteiligt. Dem Schwaben Uhland war es versagt, mit ins Feld rücken zu dürfen; nur aus der Ferne konnte er, und zwar als einziger süddeutscher Dichter von Bedeutung, den entscheidungsschweren Ereignissen mit schmetternden Klängen und besorgtem Geiste folgen. Die Stimme des erregten Beobachters und Mahners, nicht der volle Heldenzorn des Kampfes tönt uns auch aus den „Geharnischten Sonetten" und den Spott- und Ehrenliedern Rückerts entgegen. So derb er den Geist der Zeit erfaßte, so reich an Gedanken seine Dichtungen waren, zu rascher, volkstümlicher Wirkung waren diese nicht geschaffen. Wie Uhland erst nach dem Frieden auch als Dichter seine eigentliche politische Wirksamkeit begann, so haben auch

Rückerts wuchtige Aufrüttelungs- und Ermutigungsgedichte erst in der Folgezeit ihre beste, nachhaltige Wirkung ausgeübt. Auch von seinen sangbaren Liedern wurden wohl nur wenige, wie „Was ruft so laut", in den Kriegstagen gesungen.

Als Muster und Meister aller Freiheitssänger erscheint uns noch heute Ernst Moritz Arndt. Der in biblischer Frömmigkeit erzogene Rügener Bauernsohn hat alle wichtigen Ideen seines Jahrhunderts auf sich wirken lassen, bis unter dem Einfluß der Zeitereignisse und persönlicher Erlebnisse aus dem Rationalisten ein auf unerschütterlichem Grunde stehender Christ, aus dem schwedischen Untertanen und Kosmopoliten ein deutscher Patriot, aus dem idealistischen Politiker ein Mann mit „erdenhafter", zielbewußter Staatsgesinnung geworden ist. Stärker und früher als die meisten seiner Zeitgenossen hat er sein festumschriebenes politisch-deutsches Ideal gefunden, mächtiger als alle seine Sangesgenossen mit Wort und Schrift, mit Poesie und Prosa in den Kampf eingegriffen. Und wie er rastlos durch schriftstellerische Taten die sittliche und politische Wiedergeburt der Nation vorbereiten half, so hat er die neue Seelenmelodie auch am frühesten im Liede ertönen lassen und später die mannigfaltigsten, vollsten und volkstümlichsten Kriegsweisen gesungen. Schon 1801, nach dem Frieden von Lunéville, erschallt sein erster poetischer Weckruf („Klage um Liebe und Freiheit"), und 1802, in seinem ersten politischen Buche „Germanien und Europa", schaut der durch Reisen, Erfahrung und Studien geschulte Historiker das über Deutschland kommende Unglück voraus, verrät er in einer sprudelnden Fülle von Gedanken die Erkenntnis, daß das geistige Leben einer Nation eines festen

und kräftigen Bodens im Staatsleben bedürfe, um sich frisch und rein zu erhalten. Aber erst im „Geist der Zeit" (Ende 1805) tritt uns Arndt ganz deutsch und ganz nationalpolitisch als erklärter Feind des jede natürliche Volkskraft niederhaltenden Korsen entgegen. Erneuerung der Nation, Krieg wider ihre Bedrücker und alles „matte Gesindel", das wird jetzt die Losung des unermüdlichen Kämpfers, der seine Weckrufe in zahlreichen Schriften mit immer tieferen Begründungen, mit immer stärkerer Redegewalt in die deutschen Lande hinaussendet. Schills kühner Zug und trauriger Untergang, die österreichische Erhebung, Sieg wie Niederlage, bestärken den Tapferen in seinem trotzigen Widerstand, in seinem unerschütterlichen Glauben an deutsche Volkskraft und in seinem Zorn über deren Bedränger. Als Poet hat Arndt auch in den Zeiten der Erkenntnis noch eine Weile gescherzt und gespielt, von Blumen und Vögelein gedichtet. Je länger aber, desto mehr verdrängen eherne Klänge die leichten Töne, und seit dem Jahre 1806 ergießt sich sein mannhafter Geist immer häufiger in zornigen Strophen. So entwickelt sich allmählich der Mann der schmetternden Gesänge und der brausenden Lieder, der flammende Kriegs- und Freiheitsdichter, dessen Rufe bald anspornend und aufrüttelnd, bald jubelnd oder klagend, immer aber voll von Gottvertrauen, Vaterlandsliebe und Feindeshaß in die deutsche Welt zogen. In Rußland, an der Seite Steins, angesichts einer machtvollen nationalen Begeisterung und der furchtbaren Schrecken der Vernichtung, vollendet sich der deutsche Kämpfer und Freiheitssänger. Nun sind alle zarteren Empfindungen von der einen großen Flamme, der Leidenschaft für das Vaterland, verzehrt. Nun wirft der Dichter, die Grundgedanken seiner Flugschriften

im Feuer der Empfindung umschmelzend und sie tausendstimmig fortpflanzend, die großen Losungen hin, die heute noch jedes deutsche Herz erschüttern: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“; „Deutsches Herz, verzage nicht“; „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben“; „Was ist des Deutschen Vaterland?“ mit der Antwort: „Das ganze Deutschland soll es sein“; „Wer ist ein Mann? wer beten kann“. Da entstehen die hellen Preisgesänge auf deutsche Helden und Siege, alle diese leidenschaftlichen Weisen aber klingen aus in das feierliche, aus einfältig frommem Herzen dankende „Bundeslied“, das noch einmal die zum Kampfe begeisternden Ideale, Gott, Freiheit, Vaterland und deutsche Treue, in einem mächtigen Akkorde zusammenbrausen läßt.

Arndt war es vergönnt, diesen Idealen auch nach dem großen Kriege noch viele Jahrzehnte zu leben, und so bildet seine Mitarbeit an dem Befreiungswerk im Beginn des Jahrhunderts nur einen, wenn auch wesentlichen Zug in seinem Bilde. Im Gegensatz zu ihm und zu allen anderen Sängern der Freiheitskriege verdankt Theodor Körner seinen herrlichsten, um nicht zu sagen einzigen unverwelkbaren Ruhmeskranz bloß der feurigen Teilnahme an der Erhebung. Sein erstes Jugendschaffen steht mehr im Zeichen der Verheißung, seine Kriegslyrik aber, der Zyklus „Leier und Schwert“, gehört als Ganzes zum Unvergänglichen unserer Literatur und gesellt den ritterlichen Jüngling zugleich als Sänger und als Helden den Unsterblichen der deutschen Geschichte zu. Wenn einer, so hat Körner den Sinn und den Ton der schwärmerischen Jugend jener Tage getroffen; wenn irgendwo, so haben wir in seinen aus unmittelbarer Kampfes-

stimmung und wildherziger Leidenschaft strömenden Mahn- und Kriegsliedern echte, erlebte Poesie. Leben und Fühlen und Dichten sind da völlig eins geworden, wie sich Jugend, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und ein früher tapferer Reitertod in der Erscheinung des Dichters zu einem ganz eigenen, alle Herzen bezwingenden Zauber verschlungen haben. Die Poesie der Tat hat dem Frühvollendeten ihr leuchtend Ehrenmal auf die bleiche Todesstirne gedrückt. Mögen die literarhistorischen Zünftler in dem jungen Dramatiker nur den Nachahmer Schillers erkennen, den Dichter von „Leier und Schwert" darf ihre Stubenweisheit nicht einen Dilettanten schelten: dem Volke, der Jugend ist und bleibt er mit Recht der erkorene Liebling. Wie in Körners Leben, so macht in seinem Dichten die Hinwendung zur Vaterlandsidee, die Losreißung von allem Lebens- und Liebesglück um höherer Güter willen einen ergreifenden Eindruck. Aufgewachsen unter den günstigsten Verhältnissen, gebildet an aller Schönheit und Weisheit seines Jahrhunderts und bereits gebettet in Sicherheit, hat der noch so junge Dichter erfahren und empfunden, „was uns bleibt, wenn der Stern des deutschen Lebens an dem deutschen Himmel niedertaucht", wenn die Kunst des Vaterlandes und eines freien Volkes entbehren muß. Von dieser Erkenntnis erschüttert, von seinem Opferwillen zu Taten getrieben, wird er der stärkste lyrische Herold der Zeit in Waffen und zugleich ihr verklärtes Opfer. Noch heute hören wir beim Lesen seiner Gesänge den Sturm der Zeit, den Zorn des Volkes durch seine Harfe rauschen, empfinden wir mit dem hingerissenen Sänger die Herrlichkeit des Krieges und den Abscheu vor den Buben hinter dem Ofen, vernehmen aber auch in den stürmischen Akkorden die mitschwingenden,

eigentümlich tiefen Klänge inniger Frömmigkeit und aus der klirrenden Kampfesluft noch die wehen Töne eines schwer von der Sonne scheidenden jungen Herzens.

Zu Arndts stählerner Tatkraft und Körners feurigem Schwung gibt Max von Schenkendorf, den Dreiklang vollendend, die Milde hinzu. Er ist unter den eigentlichen Freiheitssängern der stärkste Romantiker, unter den Romantikern der am tiefsten von den Erregungen der Zeit bewegte Dichter. Seine schwärmerische Verehrung für die Königin Luise, in der er eine „Heilige" sah, sein romantisches Gefühl für „Deutschheit" und sein durch die Schmach geweckter patriotischer Sinn entlockten ihm die ersten vaterländischen Gesänge. Dann bewegten sich sein Leben und sein Dichten jahrelang in den Geleisen geistlicher Unterhaltung und Erbauung, bis die Erhebung im Frühjahr 1813 ihn in den Kampf trieb. Hinfort klingt jedes wichtige Ereignis des deutschen Krieges in seinen Liedern nach; aber nicht in der lodernden Weise der Arndt und Körner, im Tone des schlichten Volkslieds singt er weniger von Schlachtengewühl und Völkermord, von Kriegsgelüste und Franzosenhaß, als von allgemeinen, hohen Gütern, von Hoffnungen und Wünschen für das Volk, die sein eigenes Herz erfüllen. Nicht dem bloßen Augenblick sucht er den stärksten Empfindungsgehalt abzugewinnen, sondern von hoher Warte aus auf eine im romantischen Sinne umgedeutete Vergangenheit zurückzuschauen und aus der Befreiung der Nation fromme Wünsche für ihre Besserung in der Zukunft zu schöpfen. Zur Wiederbelebung der Kaiseridee in der Seele des deutschen Volkes und zur Verherrlichung des Rheins als einer altgeheiligten nationalen Stätte hat Schenkendorf in seinen Liedern das meiste getan, wie wir

ihm die schönste Lobpreisung der Muttersprache und des himmlischen wie des irdischen Vaterlandes verdenken. Daß er neben der Dichtermilde auch Dichterkraft besaß und trotz der äußeren Schmucklosigkeit seiner Gedichte Schwung und Feuer nicht vermissen läßt, bezeugen seine Klage „Auf Scharnhorsts Tod“ und sein prächtiger Friedensgruß „Wie mir deine Freuden winken“ und sein vom Landsturm aufgenommenes Lied: „Die Feuer sind entglommen“. Aber die Bedeutung Schenkendorfs liegt weniger in dem, was er mit seiner Poesie für die Befreiung des Vaterlandes gewirkt hat, als in der dichterischen Verherrlichung der Kräfte, auf denen der Aufbau des befreiten Vaterlandes nach seiner Ansicht beruhen sollte. Mögen manche seiner Ideen uns heute romantisch verschwommen dünken, als „Kaiserherold“ hat Schenkendorf seinen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Einigung der deutschen Stämme gegeben. Auf der Poesie der Befreiungskriege ist die realpolitische Arbeit der Späteren begründet. Ohne Poesie, ohne Begeisterung und Aufschwung keine Wiedergeburt und keine Freiheit, ohne diese aber auch keine Erfüllung der Träume von Kaiser und Reich. So ist und bleibt die Gegenwart mit ihrer kräftigen Erfassung aller Wirklichkeiten des Lebens der schöpferischen Arbeit der Dichter und Denker aus der großen Zeit des deutschen Idealismus ebenso wie den Helden mit Leier und Schwert aus den Tagen der Befreiungskriege allzeit aufs tiefste verpflichtet.

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage erschienen:

Schiller

Sein Leben und seine Werke

9. und 10. Auflage. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 24.—, in Liebhaberhalbfranzband M 32.—

Aus den Besprechungen:

„Wir besitzen in diesem Buche durchweg eine Verbindung von zuverlässiger Sachlichkeit mit edler sprachlicher Darstellung, die der Schillerbiographie Karl Bergers den höchsten Rang anweist, den solche Werke überhaupt erlangen können." Dr. J. V. Widmann (Berner Bund). — „Dieses Werk ist eine herrliche Gabe für das deutsche Volk. Wir besitzen nunmehr ‚die' Schillerbiographie." Prof. Dr. J. G. Sprengel (Frankfurter Zeitung). — „Karl Bergers Buch ist mit höchstem Lobe zu nennen. Es mutet wie ein Kunstwerk an: so unmittelbar, so voll Leben ist es. Es wird bei allen seinen Lesern das menschliche Verhältnis, die Liebe zu Schiller vertiefen. Deshalb ist ihm die größte Verbreitung zu wünschen." Dr. Wilh. v. Scholz (Die Propyläen). — „Diese Biographie verbindet die Vollständigkeit des Geschichtswerkes mit der Anschaulichkeit des Kunstwerks. Als Kunstwerk nimmt sie ohne Frage die erste Stelle ein und dürfte darum für Schiller das werden, was Bielschowsky für Goethe geworden ist: ‚der Schiller für das gebildete deutsche Haus'." Preußische Jahrbücher. — „In der Ausstattung ist das Werk das vollkommene Seitenstück zu Bielschowskys Goethe; in der Darstellungskunst und im edlen Stil steht es auf gleicher Höhe." Dr. J. Petersen (Liter. Echo). — „Das neue Schillerbuch teilt in der Tat die Eigenart der Bielschowskyschen Goethebiographie: die Darstellung ruht durchaus auf Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, ohne die Leser in deren Mühen und Probleme mithineinzuziehen. Der Autor hat sich liebevoll in die Geschichte seines Helden versenkt, ohne irgendwelchen Anlauf zum Panegyrischen zu nehmen; wir kommen dem Geschilderten ganz nahe und empfinden doch in jedem Augenblick seine höhere Natur." Geh. Rat Dr. W. Münch (Nationalzeitung).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Zwölf Charakterbilder

aus der neueren Geschichte

Von **Karl Theodor von Heigel**

Dritte Auflage — In Pappband gebunden M 5.—

Inhalt: Prinz Eugen von Savoyen / Peter der Große — Maria Theresia und Maria Antoinette / Antoine Barnave / Lucien Bonaparte / Andreas Hofer / Metternich / Gneisenau / Friedr. Christoph Dahlmann / Hippolyte Taine / Kaiser Wilhelm I. / Zum 18. Oktober 1908

„So zuverlässig Heigel den Leser führt, er tut es immer auf eine gewisse zutrauliche und spannende Weise, seine nachbildende Phantasie bleibt immer ihres Stoffes Herr, auch der wissenschaftliche Aufsatz behält ihm etwas von der Grazie des freien künstlerischen Spiels. Seine Erzählung hat auch im Druck noch beinahe die Eindringlichkeit und runde Präzision des gesprochenen Wortes." Karl Alexander von Müller (Südd. Monatshefte). -- „Heigel versteht es, nicht nur jede einzelne Persönlichkeit in ihrem innersten Werte, in ihrem Kerne scharfsinnig zu erfassen und ihr unberührt ‚von der Parteien Gunst und Haß' den gebührenden Platz in der Geschichte anzuweisen: er weiß auch dank seiner künstlerischen Veranlagung die glückliche Formel, das erlösende Wort zu finden — und das gibt ihm den Vorzug vor anderen!" Dr. Hans Ring (Allgemeine Zeitung).

Vom Weltreich des deutschen Geistes

Reden und Aufsätze von **Eugen Kühnemann**

In Pappband gebunden M 7.—

„Da der Raum nicht gestattet, die einzelnen Stücke eingehend zu würdigen, möchte ich auch nicht einige hervorheben, als ob nicht alle von derselben Schönheit und Bedeutung wären; nur das darf betont werden, daß alle die Darstellungen einzelner geistiger Führer in größter Kürze und Prägnanz, Charakteristiken von seltener Klarheit und eigentümlicher Schärfe sind, so daß den Einzelheiten des Buches reichste Anregung und Belehrung entspringt. So sei dies herrliche Buch warm empfohlen allen Deutschen, allen, die das Wesen des Deutschtums in seiner geistigen Weltmission sehen." Dr. Max Dreßler (Karlsruher Zeitung). — „Es ist ein Buch, das viel und vieles bringt, ein Buch, das man oft und gern zur Hand nehmen wird. Von diesem Buche werden, des sind wir gewiß, starke und nützliche Wirkungen in die Weite ausgehen." Hamburgischer Correspondent.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsche Literaturgeschichte

Von **Alfred Biese**

Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart. Elfte Auflage (44.—47. Tausend). Drei Bände, mit vielen Bildnissen, in Leinwand geb. M 30.—, in Liebhaberband M 40.—

„. . . Das Schöne ist, daß das Werk durchgängig den Charakter voller Ruhe und Reife trägt, daß man nirgends merkt, daß es einer angestrengten Tätigkeit abgerungen werden mußte. Ich fand in dem letzten Bande besonders kräftig die beiden Charakterzüge hervortreten, die nach meiner Meinung das Buch vornehmlich auszeichnen: vor allem versteht der Verfasser zu erzählen, er läßt die Sache mit voller Unmittelbarkeit durch ihre eigene Kraft wirken, stellt sich nicht mit subjektiver Reflexion zwischen den Leser und den Gegenstand. So ist es zum Beispiel ein wahrer Genuß, seine Darstellung Storms zu lesen. Ferner aber schätze ich besonders die Verbindung einer großen Weite des Gesichtskreises mit einer charaktervollen Gesinnung. So zweifle ich nicht an einem schönen und dauernden Erfolge des Werkes; jetzt, wo es als Ganzes vorliegt, wird es erst recht zur Wirkung kommen. . . .“ Univ.-Prof. Dr. Rudolf Eucken, Jena.

Deutsches Literatur-Lexikon

Biographisches und bibliographisches Handbuch mit Motivübersichten und Quellennachweisen

Von **Herm. Anders Krüger**

In Leinwand gebunden M 7.50

„Das ist ein Hilfswerk, das alle Literaturarbeiter und Literaturfreunde zu oft schmerzlich vermißt haben, um es, nun da wir's haben, nicht freudig und dankbar willkommen zu heißen.“ Westermanns Monatshefte. — „Das vorliegende alphabetische nach Stichworten geordnete Literaturlexikon ist die Frucht eines wahren Bienenfleißes und für jeden Literaturfreund eine wertvolle Gabe. Was das Lexikon aber ganz besonders wertvoll macht, das ist der Umstand, daß auch die Helden der Weltliteratur einbezogen und behandelt worden sind.“ Allgemeine deutsche Lehrerzeitung. — „Ein solches Werk, das sich nicht ausschließlich den Interessen der gelehrten Forschung unterordnet, sondern auch dem eifrigen Literaturfreund ein gewissenhaft orientierendes Nachschlagebuch sein will, war längst eine Notwendigkeit. Die ergänzenden Motivübersichten und Quellennachweise bei den einzelnen dichterischen Persönlichkeiten gehen bis in die jüngste Zeit und sind von geradezu erschöpfender Gründlichkeit.“ Weser-Zeitung. — „Eine wertvolle Fundgrube für Literaten und Bibliophilen. Seine Vielseitigkeit und Übersichtlichkeit machen es zu einem gediegenen Handbuch für Lehrer aller Schulen, von der Hochschule an, für Bibliothekare und Studenten, Buchhändler und Journalisten und für die erfreulicherweise jährlich wachsende große Zahl der Bücherfreunde.“ Kölnische Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Freiheit u. Notwendigkeit in Schillers Dramen

Von Dr. Robert Petsch, Professor an der Universität Liverpool

Geheftet M 6.—, in Leinwand gebunden M 7.—

„Allen Lehrenden und Lernenden, nicht minder aber auch den Forschern sei das Studium des Buches nachdrücklich empfohlen. Wer sich mit den Problemen von Schillers Tragödien befaßt, kann an Petschs Arbeit nicht vorübergehen." Literar. Zentralblatt. — „Für die Wesensbestimmung des Tragischen im allgemeinen und für das Verständnis von Schillers Dramen und sein Verhältnis zur griechischen Tragödie im besonderen ist das geistvolle Werk von Petsch von grundlegender Bedeutung." Zeitschrift für den deutschen Unterricht. — „Das vorliegende, gediegene und fesselnd geschriebene Werk darf allen Schillerfreunden nur dringend empfohlen werden." Hamburgischer Correspondent.

Schiller und das Unsterblichkeitsproblem

Von Dr. Karl Wolff. Geheftet M 2.50

„Die Anerkennung, daß Wolffs Schrift das Verständnis des geistigen Werdens Schillers bedeutsam zu fördern geeignet ist, kann niemand versagen." Zeitschrift für den deutschen Unterricht. — „Die Schrift Wolffs gehört meines Erachtens zum Scharfsinnigsten, was über Schiller geschrieben worden ist, und leuchtet in das Innerste der Entwickelung gleichsehr des grandiosen Menschen, wie des künstlerischen Schöpfers hinein." Korrespondenzbl. für die höheren Schulen Württembergs. — „Der Verfasser hat es trefflich verstanden, durch seine verständliche und entsprechende Darstellung uns ein Bild des Dichters zu entrollen, wie es nur wenigen vor ihm gelungen ist." Prof. W. A. Hammer, Wien (Zeitschrift für das Realschulwesen). — „Die ausgezeichnete Studie ist klarverständlich geschrieben und sei — des allgemeinen Problems wegen — jedermann empfohlen, der denken und bewußt leben will." Der Merker. — „Eine tüchtige und verdienstvolle Arbeit." Die Hilfe.

Des Schweizerchronisten Aegidius Tschudi Bericht über die Befreiung der Waldstätte

Neu herausgegeben von Paul Meyer. Leicht gebunden M 1.20

„Gut hat der Herausgeber das Büchlein ediert; fein und schön hat der Verlag es ausgestattet. Eine wirklich vorzügliche Gabe für jeden Lehrer, der die Geschichte der Waldstätte oder den Tell behandelt." Schweizerische Lehrerzeitung. — „Das Büchlein darf in keiner Bibliothek einer Schule fehlen, wo Schillers populärstes Drama gelesen und erläutert wird." Ministerialrat Dr. A. Baumeister (Lehrproben und Lehrgänge). — „Für das Studium von Schillers Tell wird dieser Neudruck in Zukunft unentbehrlich sein." Essener Volkszeitung. — „Dreifach interessant, sowohl als Probe des Stils des alten Geschichtenerzählers, als des Gegenstandes wegen, sowie als Quelle für Schillers Tell, der stellenweise wörtlich dem Urbild treu geblieben ist." Karlsruher Zeitung.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen

Y0A/
9